Freymüthige

Anmerkungen

über des

Herrn Ritters von Zimmermann

Fragmente

über

Friedrich den Großen

von

einigen brandenburgischen Patrioten.

Zweyte Abtheilung.

Wie sorgfältig man doch alles prüfen muß, was man, auch nach der höchsten Wahrscheinlichkeit, geneigt seyn kann für Geschichte zu halten!

v. Zimmermanns Fragmente I Bd. S. 208.

Berlin und
bey Friedrich Nic

Gesammelte Schriften

über das

Leben Jesu von Strauß

und

Briefwechsel des Verfassers

mit

einem Professor in Württemberg.

Zweiter Band.

Berlin 1840.
Verlag von Otto Wigand.

Vorrede.

Wir schreiten nun zu den nöthigen Anmerkungen über den zweyten und dritten Band der Zimmermannschen Fragmente. Wir fühlen immer mehr das Beschwerliche und Undankbare dieser Unternehmung. Zwar haben wir im ersten Theile der Anmerkungen S. 377. bemerkt, daß im zweyten Theile einige Kapitel etwas weniger schlecht sind, als die andern. Aber es ist auch gewiß, daß nicht in einem einzigen Kapitel die Materialien auf die rechte Art gebraucht sind, daher weder ein jetziger Leser noch ein künftiger Geschichtschreiber Friedrichs II. auch nur auf ein einziges Kapitel je wird sicher fußen können. Es sind hin

und wieder so ungeheure Unwahrheiten und falsche Nachrichten untergemengt, daß sie Hr. v. Z. fast unmöglich vom Hrn. v. d. Horst oder von irgend jemand, welcher den preußischen Staat oder die preußische Geschichte unter Friedrich II. kennt, gehört haben kann. Aber eben so wie im ersten Theile, sind auch die wirklich wahren Nachrichten mehrentheils so gar verwirrt und links vorgestellt, so verkehrt verstanden, mit falschen Umständen so verbrämt und mit falschen Nachrichten so vermischt, daß sie ganz unbrauchbar werden. Man würde wirklich ein großes Buch schreiben müssen, wenn man alle diese lächerlichen Fehler in ihrer ganzen Blöße zeigen wollte. Der Redakteur dieser Anmerkungen hat aber weder Lust noch Zeit, diesen Stall des Augias auch nur so rein auszufegen, als beym ersten Theile geschehen ist. Es war nothwendig, beym ersten Theile umständlich zu zeigen, daß auch nicht ein einziges Kapitel ohne die gewaltigsten Fehler ist; denn

sonst

sonst würde schwerlich jemand geglaubt haben, daß Hr. v. Z. zum Geschichtschreiber Fr. II. so ganz untüchtig ist, und uns anstatt der vermeinten Schätze von neuen Nachrichten so ganz unglaubliche Erdichtungen und Unwahrheiten mittheilt. Jetzt glaubt der Redakteur, eine Menge unbedeutender Irrthümer, wodurch die beiden folgenden Bände der Fragmente entstellt werden, übergehen oder allenfalls nur kurz anzeigen zu dürfen, damit dieses unangenehme Geschäft eher beendigt werde. Wir werden indeß genug derselben anzuzeigen haben, und die Auseinandersetzung und Verbesserung einiger groben Irrthümer wird den Leser genugsam von der traurigen Wahrheit überzeugen, daß der zweyte und dritte Theil dieses eine kurze Zeit berühmt gewesenen Buchs um nichts besser sind, als der erste. Der Redakteur hat manche Gegenstände umständlicher auseinandersetzen müssen, als ihm selbst lieb ist, theils weil sie sonst dem Leser nicht

deutlich geworden seyn würden, theils weil er gern jede Gelegenheit ergriff, die Leser nicht bloß mit den Fehlern und Thorheiten des Hrn. v. Z. zu unterhalten, sondern ihnen auch auf irgend eine Art lehrreich und nützlich zu werden, indem er Nachrichten und Bemerkungen mittheilt, welche zur Geschichte und Statistik der preußischen Staaten nicht unwichtig seyn möchten.

Dieser zweyte Theil der Anmerkungen über die Zimmermannschen Fragmente macht ü rigens eigentlich des CVten Bandes zweytes Stück der allgemeinen deutschen Bibliothek aus, wird aber hier auch besonders abgedruckt geliefert.

Ueber den zweyten Band der Zimmermannschen Fragmente über Friedrich den Großen.

Ueber das vierzehnte Kapitel.

Von einem Hauptgrundsatze bey Friedrichs innerer Staatsverwaltung, und einigen sonderbaren Behauptungen der Tadler dieses Königs.

Der König hat im J. 1764 zum Hrn. v. d. Horst, als damaligem Kurmärkischen Kammerpräsidenten, gesagt: „Dans la place où je suis, il faut agir comme si l'on ne mourrait jamais!“ Dieses gelegentlich geäußerte Wort, welches man eher einen Gemeinspruch nennen könnte, erhebt Hr. v. Z. zu einem Hauptgrundsatze in Fr. II. Regierung. Man könnte dem Könige auf solche Art wenigstens funfzig oder sechszig Hauptgrundsätze leihen. Er hat z. B. auch gesagt, und gerade von eben der Zeit nach dem siebenjährigen Kriege, wo er mit so seltner Regie-

rungsweisheit und mit so unermüdeter Thätigkeit den Schaden, den seine Länder in dem siebenjährigen Kriege gelitten hatten, zu heilen suchte: „Les „Princes doivent être comme la lance d' Achille qui fai„sait le mal, et qui le guérissait. — Dans une situation „deplorable il faut opposer le courage à l'adversité — — „les possessions Font des citoyens attachés à leur patrie — „le gouvernement ne doit se borner à un seul objêt; l'in„térêt ne doit pas être l'unique mobile de ses actions." u. dgl. m.*) Doch dies möchte noch hingehen. Man findet aber in diesem Kapitel, um die Anwendung dieses Grundsatzes zu bestätigen, nichts als sehr bekannte Sachen, welche Hr. v. Z. mit einer Wichtigkeit vorbringt, als wäre er der erste, welcher sie sagte, und der einzige, welcher sie mittheilen könnte. Dabey wimmeln diese Nachrichten von einer Menge kleiner Fehler, woraus man allenthalben sieht, daß Hr. von Z. die Sachen nicht recht kannte, von denen er schrieb. Wir wollen nur eins anführen: Hr. v. Z. giebt sich das Ansehen, als ob er eine Unterredung, welche der Hr. v. d. Horst im J. 1764 als Kurmärkischer Kammerpräsident, mit dem Könige gehabt haben soll, wörtlich liefere, indem er den König und den Herrn Minister von der Horst wechselsweise redend einführt. Da läßt er den Hrn. v. d. H. S. 3. sagen: "Man würde auf Domainengrün„den noch viele Kolonisten unterbringen können, und dieß ohne „Abfall der Domainen:" darauf sagt weiter: S. 4

"Der König. Das ist recht sehr gut! Aber wie viele Vor„werke **) in der Kurmark können Sie wohl hierzu gebrauchen?

"Horst

*) S. Oeuvres posthum. de Fr. II. T. V. S. 129. 132. 144. 155.

**) Hr. v. Z. sagt: die Vorwerker. Ich dächte: Werk hätte hätte im Plur. Werke. Ein wenig Grammatik schadet dem nicht, der schreiben will!

„Horst. Wenigstens dreyßig; und unter diesen ganze „Aemter, wie Wandelitz und Vehlefanz, in der Folge „werden sich auch immer noch mehrere finden.“

Wie? Wandelitz sollte ein Amt seyn? Dieß sollte jemals ein Kurmärkischer Kammerpräsident gesagt haben? Wie würde da über ihn der König hergefahren seyn, der seine Aemter besser kannte! Und wie könnte Hr. v. d. H. dem Könige gesagt haben, er wolle ganze Aemter mit Vorwerken von Kolonisten besetzen, da er den Augenblick vorher versprach: die Kolonisten sollten ohne Abbruch der Domainen angesetzt werden? Auch ist Vehlefanz gar nicht ein Amt, wo eben viele Vorwerke für Kolonisten könnten angebauet, oder Vorwerke in Dörfer verwandelt werden. Also entweder Hr. v. Z. hat hier das, was Hr. v. d. H. ihm erzählte, ganz verkehrt vorgetragen, wovon man in den Fragmenten so oft Spuren findet, oder sollte es ihm Hr. v. d. H. wirklich so mitgetheilt haben, so wäre dieß ein abermaliger einleuchtender Beweis unter mehrern, daß das Gedächtniß dieses sonst verdienten Ministers nicht getreu gewesen, und daß er seit der Zeit, da Er wirklich im Dienste war, manches vergessen, unrichtig behalten oder verwechselt hätte; daher, wenn man ihm auch die größte Wahrheitsliebe zutrauet, sein Zeugniß in mehrern Fällen wirklich von geringem Gewichte seyn würde.

Die Tadler, wider welche Hr. v. Z. hier zu Felde ziehen will, sind Hr. O C. R. Büsching und der Graf Mirabeau. Man sollte denken, diese Tadler hätten etwa den obigen Satz bestritten, welchen Hr. v. Z. zum Hauptgrundsatze Friedrichs II. machen will, weil sie mit demselben in einem Ka-

pitel zusammen kommen. Keinesweges! Hr. v. Z. will sie nur widerlegen, weil es ihm eben einfällt. Er führt den Hrn. O. K. R. Büsching sehr oft an, spricht von demselben auf die unanständigste Art verächtlich, und sagt: "Hr. B. nahm, wie man "mich belehret hat, seine meisten Nachrichten von die"ser Art aus den Gesprächen, die er in einem Berlinischen "Wirthshause hörte, das man die neue Welt nennt, und "wohin er täglich auf eine bestimmte Stunde kam." Wenn doch Herr v. Z. hätte beifügen wollen, wer denn der Mann wäre, der ihn auf diese Art belehret hätte; so hätten wir einen nichtswürdigen Anekdotenhäscher kennen lernen, der eine ganz unschuldige Sache mit Bosheit umzuformen, und zum Nachtheile eines verdienten Mannes zu verdrehen im Stande war. Hr. O. K. R. Büsching hatte vor sechszehn und mehr Jahren einige Zeitlang die Gewohnheit gehabt, zur Leibesbewegung und zur Abhärtung seines Körpers täglich früh um 4 Uhr und im Winter um 6 Uhr nach einem vor Berlin liegenden (von seiner Wohnung beynahe eine halbe Meile entlegenen) Wirthshause, die neue Welt genannt, zu Fuße zu gehen, und daselbst zu frühstücken, wobey er oft kaum 4 bis sechs Minuten in diesem Hause verweilte. Nun kann man leicht denken, daß zu einer so frühen Tageszeit noch kein einziger anderer Gast in diesem Hause*) war, und also auch weder von Fr. II. Regierungsgeschäften noch von irgend einer andern Sache sich mit Hrn. B. unterhalten konnte. Muß nun nicht Hr. v. Z. hier jedem unbefangenem Manne

*) Die Wahrheit dieser Thatsachen ist vielen Personen in Berlin bekannt, und Hr. O. K. R. Büsching führt sie selbst zu seiner Vertheidigung an, in seinen Beiträgen zur Regierungsgeschichte K. Fr. II. Hamb. 1790. im Anhange S. 18.

ne in dem nachtheiligsten Lichte erscheinen: da er sich entweder eine absurde Legende zum Nachtheile eines rechtschaffenen Mannes und verdienten Schriftstellers weiß machen läßt, und sie ohne die geringste Untersuchung zur Verunglimpfung desselben verbreitet; oder gar aus Muthwillen ein Mährchen wider Hrn. B. erdichtet, und Umstände hinzuerfindet, um die von ihm mit so hervorscheinendem Stolze verbreitete unwürdige Verunglimpfung zu bestätigen, als hätten die angesehensten Schriftsteller in Berlin das was sie über Fr. II. geschrieben, nur aus den Gesprächen in Schenken und Wirthshäusern unter dem Pöbel, zu welchem sie gehörten, zusammengelesen; er hingegen sey es allein, der im Stande wäre, von Fr. II. Geschichte etwas Vorzügliches der Welt vorzulegen; er sey allein der glückliche Schriftsteller, der sich Schätze zu verschaffen wüßte, die sonst mit ihren ersten Besitzern von der Erde verschwunden wären?*) Warlich! das ist gar nicht der Ton, mit welchem einem Manne, wie Hrn. v. Z., geziemt, von einem Manne wie Hr. B. zu reden. Hr. B. hat sich seine Lebenszeit durch rühmlich mit Geographie, Geschichte und Statistik beschäftigt; Dinge, in denen Hr. v. Z. ziemlich so fremd ist, daß er in vielen Theilen derselben seine grobe Unwissenheit verräth. Besonders zur Kenntniß der brandenburgischen und der preußischen Staaten überhaupt, konnte Hr. B. mit bessern Quellen versehen seyn als Hr. v. Z. Es fällt in die Augen, daß Hr. B., seitdem er sich in Berlin aufhält, beständig sich mit diesen Gegenständen beschäftigt hat; und es ist doch gewiß, daß man überhaupt eher in Berlin

*) v. Z. Fragmente Bd. I. S. 13.

als in Hannover oder an irgend einem andern auswärtigen Orte im Stande ist, Nachrichten von der Regierung Fr. II. zu sammlen und deren Richtigkeit zu beurtheilen. Hr. B. ist lange ein Mitglied eines Königlichen Landescollegiums gewesen, hat mehrere Berlinische Geschäftsleute und Männer, die mit dem Hofe nahe verbunden sind, genau kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, hat Nachrichten aus Registraturen und Archiven haben können; welches alles Vortheile sind, die Herr v. Z. gänzlich entbehren mußte. Zwar beruft sich Hr. v. Z. sehr feyerlich auf Männer von hohem Stande und hoher Geburt, von welchen er, wie aus lebendigen Archiven, die neuen unerhörten Nachrichten gezogen haben will, welche er seinen Lesern vorlegt. Aber, wenn denn dieses ein so großer Vorzug seyn soll, so fehlte er dem Herrn O. K. Büsching eben so wenig, wie Hrn. v. Z. Die ersten Männer im Staate haben beständig jede Bemühung um die vaterländische Geschichte und Statistik mit den größten Wohlwollen unterstützt *), und auch in Hrn. O. K. R. Büschings Schriften findet man mehrere Beweise hievon. Es ist jedem Gelehrten erlaubt, seiner eigenen Meinung zu folgen, und so kann man füglich in vielen Dingen andrer Meinung seyn als Hr. O. K. R. Büsching, und wenn man es nöthig findet, seine Schlüsse und Folgerungen widerlegen; aber von seinen Quellen im Allgemeinen verächtlich zu urtheilen, ist ungerecht, und niemand sollte es weniger thun als Hr. v. Z.

Er spricht auch vom Grafen Mirabeau eben so verächtlich. Er sagt S. 28. von dessen Werke sur la Monarchie prussienne: "Man weiß wie schlecht man ihm die nar-

*) S. den ersten Theil dieser Anmerkungen S. 247.

"Feder führte. Einige seiner Helfershelfer haben ihn fürch-
"terlich gemißleitet." Das Werk sur la Monarchie prussienne, ob es gleich das nicht leistet was es sollte, und voll unbeschreiblich viel Fehler ist, ist dennoch wenigstens hin und wieder und in einzelnen Theilen viel besser und brauchbarer als die Zimmermannischen Fragmente. Wer von seinen vermeinten lebendigen Archiven offenbar aufs fürchterlichste ist gemißleitet worden, um die gröbsten Unwahrheiten, die alleroffenbarsten Legenden in die Geschichte Fr. II. zu bringen, ist doch gewiß Hr. v. Z. Wir beziehen uns nur auf unsre Anmerkungen über sein drittes und fünftes Kapitel. Hr. Büsching kann wohl hin und wieder gefehlt haben; es kann der sorgfältigste Geschichtschreiber bey den besten Quellen, wohl in einzelnen Fällen fehlen. Nie aber hat er sich so mißleiten lassen, als sich Mirabeau mißleiten ließ: nicht durch seine Quellen, (denn das waren meist gedruckte Bücher) sondern eigentlich durch seinen Mangel an Quellen, weil er über den preußischen Staat urtheilen wollte, ehe er ihn genug kannte; nicht durch Helfershelfer, sondern durch seine physiokratischen theoretischen Grillen, indem er darauf ausgieng, vorzuspiegeln, der preußische Staat, den Fr. II. durch Befolgung seiner eigenen Grundsätze, in einer 46jährigen Regierung, blühend und mächtig gemacht hatte, würde blühender und mächtiger geworden seyn, wenn er nach den physiokratischen Grundsätzen der französischen Oekonomisten wäre regiert worden, die bisher doch noch leere und noch dazu sehr bestrittene Theorie sind, und nach denen noch kein einziger Staat ist regiert worden. Hätte Mirabeau diese seine, wenn gleich noch dazu

so wohlgemeinte Grille, die ihn in die zweckloseſten Raiſonnements und zuweilen zu den ſinnloſeſten Folgerungen brachte *), weggelaſſen; hätte er ſich in den Geſichtspunkt verſetzen wollen, in welchem Fr. II. wirklich ſtand (denn mit Theorieen regiert man nicht ein Königreich, zumal wenn es mit kaum beſänftigten Feinden umgeben iſt); ſo würde ſein Werk um zwey gute Bände ſchwächer und weit brauchbarer ſeyn. Dennoch aber hat ſich Mirabeau gewiß nicht ſo fürchterlich er mißleiten laſſen, als Hr. v. Z., der ohne zu unterſuchen und ohne Fähigkeit zu unterſuchen, blind — oder um uns eines Ausdrucks zu bedienen, den er ſich S. 7. wider Hrn. Büſching erlaubt — mit dem ſtärkſten Kapuzinerglauben alles glaubte was man ihm ſagte; er, der alles was er hörte, ohne es zu unterſuchen und ohne Fähigkeit es zu unterſuchen, mit der größten Präſumtion als "Schätze, die er ſich noch zu rechter Zeit zu verſchaffen gewußt habe, und die ſonſt mit ihren erſten Beſitzern von "der Erde verſchwunden wären," dem erſtaunten Deutſchlande in ſeinen Fragmenten anprieß. Es urtheile jeder unbefangene Mann, der den erſten Theil dieſer Anmerkungen geleſen hat, ob wir zu viel ſagen! Wie glücklich wäre es für Hrn. von. Z. geweſen, wenn die elenden Legenden von Friedrichs II. Vorſatze katholiſch zu werden, von ſeiner Ver-

*) Um unter Hunderten nur ein Paar anzuführen: Er giebt vor: In den preußiſchen Landen ſey kein reicher Kaufmann oder Manufacturier, der ſein Geſchäft ohne Monopol treiben könne. „Er hält es für evident: daß unter Fr. II. die „preußiſche Monarchie von ihrem Kapital zehre" Das Ritterſchaftliche Kreditſyſtem, das er gar nicht kennt, und ſich einbildet, „Ausländer hätten Kapitalien hergegeben, „damit die Schleſiſche und Märkiſche Nobleſſe ſich ſoutenieren könne, mißverſteht er ſo unſinnig, daß er ſagt: on peut dire „qu'une partie des états pruſſiens *apartient* aux étrangers." Aller dieſer Nonſenſe ſteht auf zwey Seiten. T. I. P. 1. p. 228. 229.

Verstümmelung, von der Auflage der *Pucelle d'Orleans*, die in Berlin unter den Fenstern des Schlosses gedruckt ward u. dgl. mehr, nebst einigen, die noch in dieser zweyten Abtheilung vorkommen werden, wodurch er sich so fürchterlich mißleiten ließ, von der Erde verschwunden wären, ehe sie zu seinen Ohren kamen, oder wenn er genug Ueberlegung und genug Kenntniß der Geschichte Fr. II. gehabt hätte, um sie nicht zu glauben und mit so vieler Wichtigkeit der Welt als Wahrheiten aufzuheften!

Daß Herr v. Z. das Wort Helfershelfer braucht, ist seiner gewöhnlichen Unart, nicht aber dem Buche de la Monarchie prussienne gemäß, bey welchem der einzige Mann, von dem man weiß, daß er bey demselben dem Grafen Mirabeau die Feder führte, ein allgemein geschätzter deutscher Schriftsteller ist. Denn daß Hr. v. Z. in seinen Fragmenten an vielen Orten thut, als wisse er, Berlinische Schriftsteller hätten dem Gr. M. Nachrichten gegeben, oder ihm die Feder geführt, wird durch das Mirabeausche Buch selbst widerlegt. Die Berlinischen Schriftsteller würden dem Grafen Mirabeau so manche falsche Nachrichten gewiß nicht gegeben haben *), und sie sind so

*) M. sagt z. B. T. IV. P. 1. p. 195.: „Der König habe vor dem „siebenjährigen Kriege ansehnliche Kosten auf Schauspie„le verwendet, aber nach dem Kriege hätte er nur eine „gute Kapelle und eine italiänische Oper gehabt, die bloß „im Winter aufgeführt worden. Er habe eine ansehnliche „Gemäldegallerie gesammelt, aber nach dem Kriege habe „er gar keine Gemälde weiter gekauft". Jedermann, der in Berlin lebt, weiß daß hier fast jedes Wort falsch ist. Die italiänischen Opern wurden auch vor dem Kriege nur im Winter aufgeführt. Der König hatte nach dem Kriege auch eine italiänische komische Oper und bis 1778 eine französische Komödie, ganz so wie vor dem Kriege. Weitgefehlt, daß er nach dem Kriege aufgehört hätte Gemälde zu kaufen, brachte er hauptsächlich nach dem Kriege die Gemäldegallerie zusammen. Dergleichen ganz falsche

wenig Freunde des physiokratischen Systems als Gegner der Regierungsart Friedrichs des Einzigen. Helfershelfer ist ein beschimpfendes Wort. Wir wollen dieß weiter weder rügen noch nachahmen; sonst aber, wenn jemand denjenigen, welcher Hrn. v. Z. belehrt hat, "daß Herr O. C. R. Büsching "seine meisten Nachrichten aus Gesprächen in dem Ber"linischen Wirthshause die neue Welt, nahm", etwa einen Helfershelfer des Hrn. v. Z. nennte, so möchte vielleicht für einen solchen Belehrer, der die Ehre eines rechtschaffenen Mannes durch offenbare Unwahrheiten angriff, solche erniedrigende Benennung eher schicklich scheinen.

Wir haben geglaubt, die unanständige Art, mit welcher Hr. v. Z. einem berühmten Manne begegnet, hier rügen zu müssen. Wir kommen nun zur Sache. Hr. O. K. R. Büsching hatte (in seinem Charakter Fr. II. S. 206.) gesagt: "Ohnerachtet der "vielen Millionen, die Fr. II. einigen Provinzen zuwendete, "sind doch die Landleute der meisten Provinzen je länger je "mehr verarmt." Hier möchten nur die Worte je länger je mehr zu tadeln seyn, weil sie anzudeuten scheinen, daß der Wohlstand sichtbarlich je länger je mehr in Abnahme wäre; welches wirklich nicht der Fall ist. Sonst enthält dieser Satz zwey große Wahrheiten: 1) daß für den Bauern bey den großen königlichen Wohlthaten, (deren Werth Hr. Büsching gewiß nicht verkennt, sondern mit wahrer Rührung rühmt, z. B. im Charakter Fr. II. S. 211. f. f.) noch nicht genug gethan ist, sondern daß er wirklich zu Verbesserung seines Wohlstandes noch mehr die Aufmerksamkeit seines Landesherrn bedarf. 2) Daß die

beiläufige Nachrichten, die fast auf jedem Bogen vorkommen, sind der sicherste Beweis, daß niemand in Berlin dem M. die Feder führte, wie Hr. v. Z. aus bekannten hämischen Absichten insinuiren will.

die bloßen Unterstützungen mit Gelde doch nicht alles ausmachen, sondern daß manche Uebel in der Verfassung noch liegen, und daher oft schwer abzuändern sind, welche den Bauern sehr drücken. Herr B. giebt auch gleich zwey an, die sehr wichtig sind, nemlich die Grasung der Kavallerie, und der Vorspann. Hr. v. Z. aber, der doch wahrhaftig die preußischen Provinzen und die Verfassung des Bauern, die in jeder so verschieden sind, nicht im geringsten kennet, der gewiß nie darüber nachgedacht hat, oder darüber nachzudenken im Stande ist, thut als ob das Kleinigkeiten wären. Er giebt vor, der Vorspann sey um ein Drittel vermindert worden. Dieß ist aber nicht nur, wenn man es genau untersucht, unrichtig; sondern es ist auch landkundig, daß der Vorspann, sonderlich mit dem mancherley in der wirklichen Praxis davon nicht zu trennenden Ungemache und Ungerechtigkeiten, dem Bauren an den mehresten Orten eine sehr beschwerliche Last ist. Eben so unzweckmäßig spricht er von der Grasung. Sie soll nach ihm nur eine Last für die höhern Gegenden seyn, und die Schuld soll bloß an den Landräthen liegen, welche die Vertheilung nicht gehörig machten. Dieß ist ganz seltsam geredet. Denn wenn nun in einem Kreise nicht genugsame Wiesen vorhanden sind; so ist es ja doch nicht zu verhindern, daß die dem Kreise zugetheilte Kavallerie in denselben muß untergebracht werden. Da kann es denn doch der Landrath mit aller seiner Klugheit nicht hindern, daß die Vertheilung den Unterthanen zur Last fiele. Man frage nur z. B. einmal den Landrath des vor Berlin liegenden Teltowschen Kreises: Ob es möglich gewesen, in diesem Kreise nach damaliger Anlage die Grasung für den Landmann unschäd-

schädlich zu machen? Daß man an einigen Orten die Grasung gern gehabt hat, ist bekannt; und Hr. v. Z. hätte nicht eigentlich Pommern, sondern eher den Fall anführen können, daß das Amt Königshorst sich die Grasung des Husarenregiments Zieten ausgebeten hat. Aber dergleichen einzelne Fälle machen nichts gegen das Ganze. In Schlesien hat die Grasung oder Grünfütterung der Reiterey, wenigstens der Kürassier und Dragoner, nur ungefähr ein Jahr Statt gefunden. Nachher haben die Kreise dafür Hartfutter geliefert; und dieses war, wie Hr. B. richtig sagt, eine große Last für das Land: denn den Landleuten ward für ein Pferd monatlich 1 Thlr. 8 Gr. für diese Zeit bezahlt; und das von ihnen gelieferte Hartfutter kam dort wenigstens monatlich 3 Thl. zu stehen. An den meisten Orten in der Mark rechnete der Landmann die drey Monath lang daurende Grasung (ebenfalls wegen Umstände, die in der Praxis nicht davon zu trennen sind) auf eben so hoch als die neun Monathe lang daurende Lieferung. So wie Hr. v. Z. in nichts beynahe genau ist, so sagt er auch hier S. 9: "Das Grünfutter sey jetzt abgestellt." Dieß ist aber nicht andem, und möchte auch wohl nicht so leicht zu bewerkstelligen seyn. Es ist unter der jetzigen Regierung die Grasung der Kavallerie nicht abgestellt, aber sehr vermindert worden, nämlich es werden von der Schwadron Kürassier nur bis 50 Pferde, von der Schwadron Dragoner bis 60 Pferde, und von der Schwadron Husaren bis 80 Pferde zur Grasung geschickt. Die Grasung dauert jetzt nur die beiden Monate Julius und August, da sie sonst drey Monate dauerte.

Der

Der König zahlt jetzt mehr für jedes Pferd, aber die Ration *) ist auch vergrößert worden.

Eben so unrichtig ist es, wenn Hr. v. Z. S. 7. sagt: "Die Zinsen in dem preußischen Lande wären beynahe "um die Hälfte gefallen." Sie waren 5 p. C. und sind jetzt 4 p. C.; sehr wenig wird zu $3\frac{1}{2}$ p. C. ausgethan.

Ganz ohne Sinn ist es, wenn er S. 10 vorgiebt: "Das Geschrey vom abnehmenden Wohlstande des "platten Landes unter Friedrichs Regierung kam haupt"sächlich durch die kleinen Krämer, welche durch das Ge"schrey der großen Kaufleute verleitet wurden, das Land "müsse zu Grunde gehen, weil Handel und Wandel nicht "völlig frey sey." Was in aller Welt hat denn die Bedruckung der Bauern durch den Vorspann, durch die Grasung u. dgl. mit dem Geschrey der großen und kleinen Krämer über Handel und Wandel zu thun! Hr. v. Z. verwirrt doch fast beständig alle Begriffe, und cherche midi à quatorze heures! Er setzt recht schlau hinzu: von den Krä"mern drang dies Geschrey bis zu den Herren in der neuen "Welt und bis zu Herrn Büsching." Bravo! Das ist doch eine zusammenhängende Erdichtung von der Quelle an bis zum Ausflusse!

Mirabeau zeigt in seinem Buche de la Monarchie prussienne einen ächten physiokratischen Haß gegen das Accisesystem, welches doch den preus-

*) In der Kurmark bekommen jetzt die Kreise, welche nach den Magazinen liefern, für den Scheffel Hafer 13 gr., für den Centn. Heu 10 gr., für das Schock Stroh 3 Thl. 8 gr. und diejenigen, so in den Kreisen liefern, für den Hafer 11 gr., Heu 10 gr., Stroh 3 Thl. 8 gr., und eben so viel bekommen sie, wenn die Pferde in Grasung sind. Die täglichen Rationen werden gerechnet:

Für	ein Küraſſierpferd	$2\frac{1}{2}$	M.	Hafer	4	Pf.	Heu 8	Pf. Stroh
"	" schwer. Drag. Pferd	$2\frac{1}{2}$	"	—	4	"	— 6	" —
"	" leichtes Drag. Pferd	2	"	—	4	"	— 6	" —
"	" Husarenpferd	2	"	—	4	"	— 4	" —

preußischen Staaten offenbar äußerst vortheilhaft gewesen ist. Wenn man nicht einer willkührlich angenommenen Theorie zu Gefallen gegen die offenbarsten Thatsachen die Augen verschließen will, und wenn man die brandenburgische Geschichte aufmerksam studirt hat, so muß man nothwendig finden, daß seitdem der große Kurfürst im J. 1668. die Kontribution in den Städten abschaffte und dafür die Konsumtionsaccise einführte, sich die Städte schnell von ihrer Entkräftung erhohlten*). Die weise Einrichtung, daß auf den Dörfern keine Accise ist, und also nur der reine Ertrag des Landes (nach physiokratischer Art zu reden) der Besteurung unterworfen ist, nebst andern Vortheilen, welche sowohl für den Städter als für den Bauern aus dieser Einrichtung entstehen, hat Mirabeau freylich eben so wenig als viele andre Dinge, die zu den preußischen Finanzen gehören, gekannt und überlegt. Er raisonnirt nichts destoweniger à perte de vue wider die Accise, und wider die Fiscalité, wie er es nennt. Weil er nun gehört hat, daß die westphälischen Provinzen der Accise nicht unterworfen wären, und mehr Freyheit im Handel hätten**), und da es bekannt ist, daß diese Provinzen volkreich und im guten Stande sind; so giebt er T. IV. p. 1. S. 191 vor, daß dieß bloß von der mehrern Freiheit, welche sie, wie er glaubt, hätten, herrühre. Dieß widerlegt nun Hr. v. Z. ganz gut, und es wird

*) Das Beispiel von Berlin aus gleichzeitigen Nachrichten ist angeführt in Nicolai Beschreibung von Berlin, I. Bd. S. 219.

**) Hr. v. Z. der allenthalben so sehr inkorrekt schreibt, sagt „S. 11: Freiheit der Kontrebande und des Handels". Das würde dem Wortverstande nach heißen: die westphälischen Provinzen hätten Freyheit nach Belieben Kontrebande zu machen.

wird ihm freylich sehr leicht zu zeigen, daß M. den wahren Zustand der preußischen westphälischen Provinzen nicht gekannt hat, und völlig falsche Schlüsse macht *). Aber in dieser Widerlegung macht Hr. v. Z. wieder die allerlächerlichsten Fehler, weil er die Nachrichten, welche ihm der Herr Minister von der Horst oder sonst jemand zur Widerlegung des M. mitgetheilt hatte, theils nicht recht verstand, theils mit seiner vergrößernden Einbildungskraft auf die seltsamste Art übertreibt. Wenn solche Fehler nun ein Vertheidiger des Gr. Mirabeau relevirte, wie es sehr leicht geschehen könnte; würde nicht dadurch das übrige was Hr. v. Z. sagt, verdächtig?

Er sagt z. B. S. 17. "Die Grafschaft Ravens"berg hat auf einer Quadratmeile mehr als 6000 Einwoh"ner. — Kopf für Kopf hat man sie gezählt." Ob sie wohl Hr. v. Z. selbst gezählt haben, und etwa in der Entfernung viele Köpfe doppelt gezählt haben mag? Man fand im J. 1787 die Anzahl der Einwohner 81,812 Menschen, welches auf die □Meile, wenn man 18 □Meilen rechnet, 4,544 Menschen oder à 16 □Meilen **). 5113 Menschen macht Da fehlt noch mancher Kopf bis zu 6000.!

Er sagt noch: "Man kann erweisen, daß "die einzige Grafschaft Ravensberg für mehr als eine Million "Thaler an Leinwand und Garn verkauft." Da Hr. v. Z. so vieles übertreibt, da er eben auch die Anzahl

*) Dieß hatte dem M. auch schon vorher der ehemalige Geheime Finanzrath de Launay deutlich gezeigt in seiner Rechtfertigung des Finanzsystems Fr. II., in der deutschen Uebersetzung (Berlin 1789) S. 109. u. f. f.

**) Man sehe Weddigens westphälisches Magazin 1ss Heft S. 45. und dessen Statist. Uebersicht von Westphalen Fol. 1790. S. 25. Hätte doch Hr. v. Z. anstatt der Menschenköpfe lieber die Quadratmeilen gezählt!

zahl der Einwohner der Grafschaft Ravensberg übertreibt, so möchte auch dieß übertrieben scheinen. Ravensberg ist ein Ländchen von etwa 18 Quadratmeilen, und man rechnet, daß der so wichtige Leinwandhandel Schlesiens*) im Durchschnitte jährlich etwa $3\frac{1}{2}$ Millionen beträgt. Um desto mehr ist es nöthig, zur Steuer der Wahrheit zu erinnern, daß hier einer von den seltnen Fällen ist, da eine vom Herrn v. Z. angegebene Summe, so unglaublich sie auch scheinen möchte, nicht zu hoch, sondern ziemlich richtig ist. Um also den Beweis, den Hr. v. Z. bey einer so unglaublich scheinenden Behauptung nicht übel gethan hätte gleich hinzuzusetzen, hier zu supplliren; so führen wir aus einer sehr sichern Quelle hier an, wie viel vom 1sten Oct. 1790 bis zu Ende Sept. 1791 in der Grafschaft Ravensberg "zu auswärtiger Versendung versteuert worden ist." Dieses Jahr war wegen des zu besorgenden Krieges und wegen der Unruhen in Frankreich für den Leinwand- und Garnhandel ein mittelmäßiges, und kommt z. B. den für diese Handlung sehr vortheilhaften Jahren 1781 bis 1785. nicht bey. Gleichwohl ward in diesen zwölf Monaten in den Ravensbergischen Städten zur auswärtigen Versendung versteuert:

Leinwand am Werthe	757,458	Thlr.
Garn — —	249,807	—
Summa	1,007,265	Thlr.

Das

*) Schlesien hat im J. 1756. an Leinewand versendet für 3'771,175 Rthlr. und im J. 1780. für 4'38-'951 Rthlr. Im J. 1756. waren 21'977. und im J. 1780. 24'576 Weberstühle vorhanden.

Dabey ist leicht zu erachten, daß manches auswärtig versendet worden, was nicht versteuert, oder wie es gewöhnlich geschiehet, im Werthe zu niedrig angegeben ist; daher kann man zu dieser versteuerten Summe noch eine ziemliche Summe hinzurechnen, um das wirklich auswärts Versendete zu bestimmen. Und die Summe des in diesen zwölf Monaten wirklich fabricirten Garns und Leinwand, ist wohl auf 1,200,000 Thlr. zu rechnen, indem natürlich manches im Lande verbraucht wird, und vieles auch noch unverkauft liegen bleibt. Das Vergnügen, Nachrichten, welche Hr. v. Z. beybringt, bestätigen zu können, wird uns so selten gewähret!

S. 20 versichert Hr. v. Z.: "Es gehen jährlich aus "dem einzigen mindischen Amte Rahden für dreyßigtausend "Thaler hölzerne Löffel, Mollen (Mulden), und dergleichen Klei"nigkeiten nach Holland". Das Amt Rahden enthielt im J. 1790 eine Bevölkerung von 10,551 Seelen, worunter 2,132 Männer, und 1,115 erwachsene Söhne sich befinden; wovon die mehresten sich vom Ackerbau und Viehzucht, andre aber vom Leinwand- und Garnhandel nähren, und fast durchgehends in sehr guten Umständen sind. Rechnet man nun, daß von allen diesen fleißigen Menschen, außer 26 im Amte befindlichen Drechslermeistern, welche die hölzernen Teller, Butterbüchsen und andere gedrehete Arbeit verfertigen, noch 200 andere sich mit Verfertigung der Mulden, Schüppen ꝛc. abgeben, so käme, um die vom Hrn. v. Z. angegebene Summe der angeführten Holzwaaren von 36,000 Thlr. herauszubringen, für jeden ein Fabrikationsquantum von jährlich noch nicht 133 Thlr. *). Es scheint

*) In Büschings Geographie (VIter Theil VIIte Aufl. S. 238) ist diese Verfertigung des hölzernen Geschirrs wirklich allzu

scheint wenigstens möglich, daß einer so viel verfertigte, ob es aber wirklich geschehe, daran ist sehr zu zweifeln. In der Beschreibung des Amts Rahden in Weddigens neuem westphälischen Magazine S 245, wird von einem sehr wohlunterrichteten Manne, die höchste Summe, welche eine Haushaltung absetzt, nur auf 50 Rthlr., und der jährliche Absatz im Amte überhaupt nur auf 2500 Rthlr. gerechnet. Gesetzt, dieß wäre auch zu wenig, so sind doch 30,000 Rthlr. offenbar zu viel, wenn man auch die inländische Konsumtion, und was vertauscht wird, hinzurechnet. Daß aber diese große Summe von Holzwaaren jährlich bloß nach Holland ginge, ist ganz ungereimt. Es werden diese hölzernen Waaren auch nach Minden, Osnabrück, Bockum und andern Orten verfahren, und auf den dortigen Märkten feil geboten.

Wenn aber Hr. v. Z. die Fabrikation der hölzernen Waaren im Amte Rahden anführen wollte, so hätte er vielmehr die Garnspinnerey und Linnenweberey dieses Amtes und den daraus erwachsenen auswärtigen Handel anführen sollen, die viel beträchtlicher sind. In der gedachten Beschreibung in Weddigens Magazin werden sie jährlich auf 75,000 Rthlr. angeschlagen, welches vielleicht noch zu gering seyn möchte. Es ist gewiß, daß von allen Aemtern im Fürstenthum Minden die stärkste Linnenweberey im Amte Rah-

gering angesehen worden. Es heißt daselbst: Die Einwohner tauschten gegen dieß hölzerne Geschirr Flachs ein. Es wird viel für gutes baares Geld verkauft, und nicht Flachs, sondern Leede wird dagegen eingetauscht. S. Weddigen l. c. S. 245. Auch hat Hr. B. den beträchtlichen Linnen- und Garnhandel gar nicht erwähnt.

Rahden ist, und daß sie beynahe $\frac{3}{4}$ vom Ganzen ausmacht. Nun sind in den obenangeführten 12 Monaten $17\frac{20}{91}$ im Fürstenthum Minden, zur auswärtigen Versendung versteuert, am Werthe

Leinwand	=	36'528 Rthlr.
Garn	=	184'508 —
Sum.		221'036 Rthlr.

Obige beide Angaben bloß ausgenommen, fällt Hr. v. Z. hier allenthalben in die sinnlosesten Uebertreibungen. S. 19. kommt er auf die Lingenschen Packenträger. Er sagt: "Sie gehen durch "Deutschland, Frankreich, Italien, Rußland und "Schweden. Gar nicht gering ist die Anzahl dieser mer"kantilischen Avantüriers, denn ein einziger Kaufmann zu "Mettingen im Lingischen ist Ausrüster von siebenhun"dert solcher Leuten. Ungeheuer ist ihre Anzahl in "allen Ecken des preußischen Westphalens." Ungeheuer müßte freylich wohl die Anzahl der Packenträger in dem preußischen Westphalen seyn, wenn ein einziger Kaufmann, der nicht einmal in einer Handelsstadt, sondern in einer Bauerschaft wohnt, siebenhundert solcher Leute mit Waaren versähe. Wir möchten auch wohl vom Hrn. v. Z. wissen, ob seine siebenhundert Packenträger, wenn sie nun in Rußland, Schweden, Frankreich und Italien hausiren gehen, allemal so oft sie einen Packen verkauft haben, nach Mettingen zurückkehren, um wieder einen Packen Waaren zu holen, oder wie sie in so weit entfernten Ländern es machen, daß sie nur von dem Mettinger, und sonst von keinem Menschen, sich ausrüsten lassen. Wenn man etwas behaupten will, zumal gegen einen Mann wie

Mirabeau, so muß man wenigstens die Möglichkeit zeigen.

Wir glauben unsern Lesern einen Dienst zu thun, wenn wir von dem Handel der Hausirer in den westphälisch-preußischen Provinzen aus sehr guten Quellen hier eine nähere Nachricht geben, da man unsers Wissens von diesem beträchtlichen Handel in gedruckten Büchern nirgend eine genaue Nachricht findet. Es wird daraus, leider! erhellen, welche verwirrte und ganz falsche Begriffe Hr. v. Z. von den Leuten hat, welche diesen Handel treiben.

Die hausirengehenden Lingenschen und Teklenburgischen Unterthanen unterscheiden sich überhaupt in **Packenträger**, welche Ellenwaaren, und in **Messerhändler**, welche Messer, Scheren, und andre kurze Waaren führen. In der Grafschaft Lingen sind ihre drey Hauptwohnorte, **Mettingen**, **Recke** und **Ibbenbühren**; einige wenige wohnen in **Brochterbeck**, **Schapen**, und **Beesten**.

Hr. v. Z. nennt diese ehrlichen Leute **Avantüriers**. Man weiß, er ist ziemlich freigebig mit verächtlichen Ausdrücken. Diese Leute aber, ob sie gleich weit im Lande herum gehen, sind deshalb keinesweges Vagabunden. Der verächtliche Ausdruck, den Hr. v. Z. von ihnen braucht, schickt sich nicht für solche Leute, welche 1) bestimmte Wohnorte, Häuser und Grundstücke haben; 2) in diese jährlich oder doch nach einigen Jahren zurückkehren, und ihren Hausstand und Familiengeschäfte in gehöriger Ordnung halten; 3) ihre Abgaben durch ihre hinterlassenen Weiber regelmäßig entrichten, ihre Felder und Gärten

bestellen, und ihre Kinder zur Schule gehen lassen; 4) von denen diejenigen, die diesseits der Weser handeln, und von der Regierung jährlich mit besondern Handelspässen, Mann für Mann, versehen werden, den inländischen Fabriken und Manufakturen einen wichtigen Absatz verschaffen.

Nach einer authentischen Liste betrug im J. 1780 die ganze Anzahl sämmtlicher in den beiden Grafschaften Tecklenburg und Lingen angesessenen Packenträger und Messerhändler, welche größtentheils Eigenbehörige sind, an Herren und Knechten, (oder in der Sprache dieser Leute an Häuptern und Burschen) 733 Personen, schreibe siebenhundert und drey und dreyßig Personen, welche mit ihren Weibern und Kindern eine Population von 2007 Seelen ausmachten. In der ganzen Voigtey Mettingen waren von diesen Leuten nur 180 angesessen, und größtentheils königliche Eigenbehörige. Also ist ihre Anzahl zwar freylich gar nicht gering, wie Hr. v. Z. sagt; aber keinesweges ungeheuer, wie er auch sagt. Einem Manne, wie er, war es vorbehalten, beide Behauptungen zugleich in vier Zeilen hintereinander von ebendenselben Leuten sich entwischen zu lassen. Wenn er auch allenfalls hätte sagen wollen, welches man in seiner unbestimmten Schreibart nicht genau sehen, aber allenfalls nach der christlichen Liebe vermuthen kann, die Packenträger wären in der Grafschaft Lingen in nicht geringer Anzahl, in ungeheurer Anzahl aber in allen andern Ekken des preußischen Westphalens, so hätte er doch immer etwas ungeheuer Falsches behauptet; denn, außer in Lingen und Tecklenburg, sind gar keine vorhanden.

Ein Theil dieser Packenträger und Messerhändler handelt in den königlichen Provinzen diesseits der Weser, mit Ausschluß von Schlesien, Ost- und Westpreußen, und darf keine andere als die in diesen Provinzen verfertigte Manufaktur- und Fabrikwaaren führen. Sie beziehen mit diesen Waaren die Messen und Jahrmärkte, und lösen sich jährlich einen Hausirpaß, welcher ihnen nicht ertheilt wird, bevor sie nicht durch Atteste hierländischer Seiden- Halbseiden- Baumwollen- Wollen- Strumpf- Messer- Schnallen- Nadel- u. a. Fabriken docirt haben, daß sie von denselben die Waaren, welche sie verkaufen wollen, ausgenommen haben. Durch diese Atteste weiß man, daß diese Leute jährlich im Durchschnitt auf 180,000 Rthlr. inländischer Fabrikwaaren durch den Hausirhandel absetzen. Die Zahl der Pässe für die in vorgedachten königlichen Provinzen hausirenden Packenträger belief sich im Jahre 1780 auf 167, und in allem waren ihrer etwa 250 Mann, Häupter und Knechte oder Bursche, zusammengerechnet. Es sind ihnen bestimmte accisbare Städte zu Niederlagsorten angewiesen, und sie haben gewöhnlich in Gasthöfen einzelne Kammern gemiethet, wo sie ihre Waaren aufbewahren.

Die übrigen Packenträger und Messerhändler alle läßt Hr. v. Z. in recht weit entfernte Lande reisen, und zwar namentlich nach Frankreich, Italien, Rußland und Schweden. Dahin kommen sie nun nicht, es müßte sich denn etwa einmal ein einzelner bis dahin wagen. Wie wollten sie sich dort auch mit ihrer plattdeutschen Sprache forthelfen? Aber nach der dem Hrn. Ritter beywohnenden Genauigkeit, welche mit seiner Sachkennt-

Kenntniß immer im gleichen Verhältnisse steht, nennt er, so viel fremde Länder er auch nennt, gerade die beiden Länder nicht, in welchen sie ihre Hauptlager haben, nämlich die Vereinigten Niederlande, sonderlich Nordholland, und Brabant. In Deutschland kommen sie außer den preußisch-westphälischen Provinzen und Ostfrießland, nur ins Münstersche, Osnabrücksche, Hildesheimische, Braunschweigische, Schwed-Pommersche Holsteinische, und zuweilen nach Dännemark. Sie kommen nicht nach Franken, Schwaben, Baiern, den Oestreichischen Staaten, Sachsen, Hessen, Hannover und Meklenburg; auch kommen jetzt weniger nach Holstein und von dort weiter, als sonst. Man kann ziemlich genau wissen, wohin sie kommen; denn weil sie fast immer als Väter und Söhne, Brüder und Vettern sich kennen, und oft in Kompanie handeln, so haben sie gleichsam die kleinen Städte und das platte Land in gewissen Distrikten unter sich getheilt, damit nicht einer den andern am Absatze hindert. In die Gegenden von Frankfurt am Mayn kommen sie eigentlich auch nicht, man müßte denn die zwey oder drey Mann, welche nach Frankfurt am Mayn auf die Messe kommen, um von dort die Waarenbedürfnisse für die Lingenschen Krämer zu holen, auch noch unter die Packenträger rechnen.

Nach dem, was Hr. v. Z. von den weiten Reisen dieser Leute sagt, und da man schon gewohnt ist, daß er sich nie von den Sachen einen genauen Begriff zu machen sucht, ehe er davon schreibt, ist zu vermuthen, daß er hier ganz verschiedene Gattungen der Industrie von zwey ganz verschiedenen Provinzen verwechselt und zusam-

menschmilzt. Man merkt wohl, er hat etwas gehört, von der Industrie der Fabrikanten und Kaufleute in dem südlichen Theile der Grafschaft Mark oder im sogenannten Sauerlande, zu Hagen, Altena, Lüdenscheid, Iserlohn, Schwelm, auf der Enneperstraße, u. s. w. und hat dieß in Gedanken nach Lingen übergetragen. Der Debit dieser sauerländischen Fabriken erstreckt sich wirklich nach Frankreich, Italien, Holland, Preußen, Polen, Rußland und Schweden. Aber Iserlohner und andre Kaufleute sind freilich auch keine Packenträger, und die Lingenschen Packenträger sind nicht Fabrikanten und Kaufleute.

Wir kommen nun zu dem Kaufmanne in Mettingen, welcher allein nach v. H. Z. siebenhundert Packenträger ausrüsten soll. Hier siehet man eine Ungereimtheit über die andere.

Wenn man den Debit der Packenträger jenseits der Weser ungefähr nach dem Debit diesseits der Weser berechnen will, woselbst 250 Packenträger, wie oben angeführt, jährlich für 180'000 Rthlr. Waaren verkaufen, so erhellet, daß der Zimmermannische Ausrüster in Mettingen an seine siebenhundert Packenträger für eine halbe Million Waaren verkaufen müßte. Nun behauptet Hr. v. Z. selbst nicht einmal, daß der Mettinger alle Packenträger ausrüstet, denn nach ihm sind ungeheuer viel Packenträger in allen Ecken Westphalens. Welch ein Wohlthäter ist nicht unser Hr. v. Z. für die preußischen Provinzen! Eine mäßige Berechnung wird zeigen, daß er durch seine ungeheure Anzahl von Packenträgern mehrere Millionen baaren Geldes in denselben mit eben der Leichtigkeit in Umlauf

lauf bringt, mit welcher er vorher *) durch die preußischen Wollenmanufakturen Millionen Hände in Bewegung setzte!

Im Ernste! Kann wohl jemand glauben, daß ein einziger Kaufmann an Packenträger für eine halbe Million Waaren jährlich verkaufte? Und hätte nicht billig Hr. v. Z., ehe er so etwas niederschrieb, auch bedenken sollen, welche Summe des Umtriebs seine Behauptung voraussetze? Zwar, was hätte Hr. v. Z. nicht bedenken sollen, ehe er schrieb!

Die 167 bis 250 Packenträger, welche disseits der Weser in den preußischen Provinzen handeln, kann nun der Mettinger schon nicht mit Waaren verlegen; denn die dürfen nur mit inländischen disseits der Weser fabricirten Waaren handeln. Also bleiben überhaupt nicht einmal 500 geschweige 700 Packenträger übrig, welche in Westphalen sich mit Waaren versehen könnten.

Es fällt auch in die Augen, daß diejenigen, welche in etwas entfernte Länder gehen, sich überhaupt nicht ausschließend aus Westphalen, am wenigsten aber ausschließend aus Mettingen mit Waaren versehen können; denn die Unverheuratheten kommen eher nicht nach Hause, bis sie einiges Vermögen erworben haben, und sich alsdann vielleicht verheurathen und ansetzen, die Verheuratheten aber kommen sehr oft nur alle zwey oder drey Jahre nach Hause, um ihre Weiber und Kinder zu besuchen. Diese Leute gehen beständig auf dem platten Lande und kleinen Städten herum. Da sie alle römisch-katholisch sind, so gehen sie gemeiniglich gegen die Zeit der hohen Feste nach den großen Städten, theils um daselbst ihren Gottesdienst abzuwarten, theils auch um

*) Anmerk. I. Th. S. 34.

neue Einkäufe zu machen. Außerdem beziehen sie die Messen, wo sie Gelegenheit nehmen, sich bey den Großhändlern mit denjenigen Waaren zu versehen, welche sie nöthig zu haben glauben. Selten committiren sie die Waaren aus dem Fabricationsorte. Nie aber kehren die Entfernten nach ihrer Heimat zurück, um Waaren zu holen. Sie haben auch sonst nicht nöthig zurückzukehren; denn die geringen Domänen-Prästanda von ihren Gütern, (von ihrem Handel, und für die Erlaubniß dazu zahlen sie nichts) werden ohne ihre Hülfe von den zurückgebliebenen Weibern entrichtet, welche in Abwesenheit der Männer die Wirthschaft besorgen.

Also bloß diejenigen Packenträger, welche in die nächstgelegenen Provinzen handeln, können als solche angesehen werden, welche ihre Waaren ganz oder zum Theil aus Lingen oder Tecklenburg hohlen. Und auch diese versehen sich nicht alle aus Mettingen, denn fast in jeder Voigtey wohnt ein Großhändler, und bey einigen von denselben findet man ein Lager von englischen, französischen und andern Fabrik- und Manufakturwaaren, so gut, wie mans nur auf Messen finden kann. Jeder von diesen Großhändlern besorgt gemeiniglich die Packenträger aus seinem Kirchspiele, weil er sie und ihr Vermögen kennt, und ihnen also einen Theil der Waaren auf Kredit geben kann.

Und endlich! wie heißt denn dieser große Ausrüster in Mettingen? Niemand in Mettingen, niemand im Lingenschen, kennt einen solchen Mann! Ein gewisser wohlhabender Mann, Namens Moormann, wohnt zwar in Mettingen, der seine Knechte mit kurzen Waaren nach Ostfriesland und Holland schi-

schicket, und auch die Frankfurter Messe beziehet; aber die Zahl seiner Bursche beläuft sich kaum auf 20 und weicht also von der angegebenen Zahl 700 allzustark ab, als daß er gemeinet seyn könnte. In Recke wohnt auch ein bemitteltes Haupt von Packenträgern, Namens Hausmann, dessen Gewerbe jedoch dem Moormannschen nicht ganz beykommt, und welchem folglich der Beiname eines großen Ausrüsters noch weniger gegeben werden kann.

Man möchte uns vielleicht fragen, warum wir eine vom Hrn. v. Z. ganz kurz gegebne falsche Nachricht so weitläuftig widerlegen? Wir erinnern uns auch, daß sonst ganz billige Beurtheiler des ersten Theils dieser Anmerkungen bemerkt haben, man hätte wohl etwas weniger weitläuftig seyn können, mit dem schmeichelhaften Zusatze für den Redakteur: Man würde ihm allenfalls vieles auf sein Wort, ohne ausführlichen Beweis geglaubt haben. Der Redakteur, der von aller Prätension sehr entfernt ist, will doch auch hier keine falsche Bescheidenheit zeigen, und allenfalls zugeben, daß dieß vielleicht hin und wieder der Fall seyn könnte. Indessen bittet er auch zu bedenken, daß er sich dieses Zutrauen des Publikums, wofern er es verdient, nur dadurch erworben hat, daß er bey mehrern Gelegenheiten zeigte, er wisse die Sachen genau und habe sie besser untersucht als Hr. v. Z. Dieß mußte er nothwendig allein durch Gründe und durch richtigere Nachrichten dem Publikum überzeugend darthun, welches ohne ziemliche Ausführlichkeit unmöglich zu bewirken ist. Hätte der Redakteur dieß nicht allenthalben so überzeugend dargethan; so würde sich von der einen Seite wohl schwerlich jemand vorgestellt haben, daß Hr.

v. Z.

v. Z. so ganz und gar von Kenntniß der Sachen entblößt ist, von denen er schreibt, und daß er die guten Quellen, die er hatte, so gar unglaublich schlecht gebraucht hat. Der Redakteur fühlt gar sehr, daß es viel leichter ist, auf Zimmermanische Art eine Thorheit oder falsche Nachricht mit wichtiger Mine hinzuwerfen, als sie durch mühsame Untersuchungen unparteyisch zu prüfen. Er fühlt aber auch, daß wenn er nicht die Sachen deutlich, und folglich ausführlich, auseinandergesetzt hätte, so würde Hr. v. Z. bald mit der vornehmen Mine, durch welche er schon in seinen Fragmenten das Publikum irre geführt hat, aufgetreten seyn, würde das Publikum durch Vorspiegelungen abermal irre gemacht, und vorgegeben haben: sein Ja! sey wohl so viel werth' als des Redakteurs Nein! Giebt es doch sogar noch einige blinde Anbeter des Herrn Ritters, (obgleich in sehr geringer Anzahl) welche in Gesellschaften gern noch diesen Ton anstimmen möchten, wenn nur die Wahrheit nicht allzu laut wider sie redete.

Endlich, da es dem Redakteur nicht sowohl darum zu thun ist, des Hrn. v. Z. Unrecht zu zeigen, um ihn zu demüthigen, als um die durch ihn so sehr verdunkelte Wahrheit wieder hervorzubringen; so findet er es gar zu wenig lehrreich für den Leser, nur mit einem Machtspruche zu sagen: Hr. v. Z. habe abermals Unrecht. Da er bey jedem Satze des Hrn. v. Z., von dem er spricht, allezeit die Wahrheit oder Falschheit desselben aufs genauste aus den Quellen untersucht hat; so scheint es ihm sehr viel lehrreicher, wenigstens bei denjenigen Dingen die Sache näher auseinander zu setzen, wo er zu nützlichen Erläuterungen Gelegenheit geben kann, welche vielleicht

nie-

niemand geben konnte, als der, so wie er, die Sachen so genau als immer möglich untersucht hat, und durch den Beistand der verehrungswürdigsten preußischen Geschäftsleute auch vielleicht genauer zu untersuchen im Stande gewesen ist, als viele andre. Bey solchen Gelegenheiten hat er geglaubt, die Weitläuftigkeit nicht scheuen zu dürfen, weil für die preußische Geschichte und Statistik Gewinn dabei war. Dieß schien ihm der Fall bei der obigen Untersuchung über die westphälischen Packenträger, über welche Materie wohl nicht sobald jemand etwas schreiben möchte, oder möchte schreiben können. Dieß wird bey einigen nachfolgenden andern Untersuchungen auch der Fall seyn. Eben jetzt findet sich der Redakteur veranlaßt, eine kurze Untersuchung über die Population der sämmtlichen preußischen Lande, und über ihre Zunahme und Abnahme hier einzurücken. Der Graf Mirabeau hatte diese Materie durch ganz verkehrte Vorspiegelungen und durch zwey scheinbar abgefaßte Tabellen sehr verwirret. Hr. v. Z., der in diesem Kapitel, ohne alle Kenntniß der Sachen, den Gr. M. widerlegen will, verwirret sie noch mehr. Der Redakteur hofft also, daß man ihm auch hier einige Weitläuftigkeit nicht verargen wird.

Der Graf Herzberg hat bekanntermaßen in seinem Memoire von 1785. S. 23 angezeigt, daß sich in den alten Staaten Fr. II. im J. 1740 ungefähr auf 2,224,000 Menschen befanden, daß damals im J. 1784 1,770,000 Menschen mehr in denselben waren, und daß also die Population sich in denselben beynahe verdoppelt habe. Dem Gr. Mirabeau gefällt es nun gar nicht, daß in einer Regierung, welche der von ihm so angepriesenen physiokratischen

schen gerade entgegengesetzt ist, die Population sich sogar merklich solle vermehrt haben. Er sucht daher, um sein baufälliges physiokratisches System zu stützen, wirklich ohne alle Kenntniß der Art wie die Bevölkerung berechnet werden muß, und ohne gründliche Kenntniß der preußischen Staaten, diese Rechnung verdächtig zu machen. Es thut uns leid, dieses hier vom Gr. M. sagen zu müssen, dessen sonstige Verdienste wir gewiß nicht verkennen; aber, daß wir von ihm nicht zu harte, sondern gerade die hier angemessenen Worte brauchen, wird sich unten zeigen. Er sucht in seinem T. II. S. 39 und f. f. vorzuspiegeln, es enthielten die preußischen Staaten 1,524,000 Menschen weniger als sie nach den eigenen Prinzipien des Grafen von Herzberg enthalten sollten. Der Graf von Herzberg hatte nämlich nach dem Grundsatze, in welchem Moheau und Süßmilch *) übereinstimmen, in den preußischen Ländern angenommen, daß zu 26 Menschen jährlich Einer geboren wird, und von 36 Einer stirbt, wodurch nach des Gr. M. Berechnung (die wir nicht nachgerechnet haben) der jährliche Zuwachs von 32 Menschen auf 3000 entstehen soll. Er hingegen nimmt wider die einstimmige Meinung aller Schriftsteller, die die Lehre von der Bevölkerung untersucht haben, ohne die geringste Erfahrung in irgend einem Lande, ja ohne nur den geringsten Grund anzuführen, ganz willkürlich ein ganz anderes Verhältniß an; nämlich daß in den preußischen Staaten nur zu 28 Menschen jährlich Einer geboren wird, und unter 1000 jährlich 28 sterben.

*) S. Süßmilch göttl. Ord. I. Th. Bd. 1. S. 89. 225. und f. f. III. Th. 2te Auflage S. 144.

ben. Aus diesem Verhältniß soll folgen, "daß dans "le cours naturel des choses, auf 7000 Menschen jährlich ein "Zuwachs von 54 in den preußischen Staaten gerechnet wer"den müsse." Und nun macht Mirabeau eine Berechnung, vermöge deren die preußischen Lande 1,045,180 Menschen weniger enthielten, als sie nach diesem willkührlich angenommenen Verhältnisse geben sollten.

Wie verkehrt die ganze Berechnung angestellt, und wie ganz falsch dieses Deficit selbst nach dem eigenen (obgleich unrichtig) angenommenen Verhältnissen des Gr. Mirabeau ist, wollen wir, da es Hr. v. Z. nicht gethan hat, unten hoffentlich einleuchtend beweisen. Es fällt zwar ohnedieß in die Augen, daß ein Mann wie der Graf Herzberg, der die preußischen Staaten so genau kennt, und alle richtige Nachrichten, die vorhanden sind, haben konnte, schon die Präsumtion vor sich habe, daß seine Grundsätze, so wie seine Nachrichten den Vorzug verdienen vor denen eines Fremden, der so wenig sachkundig ist. Aber daß Hr. v. Z. eben so wenig die Sache versteht, daß er sogar nicht einmal dasjenige was der Graf Herzberg und Gr. M. sagt, mit Aufmerksamkeit gelesen hat, erhellet sehr deutlich aus der Art, wie er S. 25 und f. f. den M. zu widerlegen sucht.

M. der nur auf alles denkt, um die Zunahme der preußischen Population, gegen das J. 1740 gerechnet, zu vermindern, nimmt an, der Hr. Gr. H. habe die angeführte Summe aus einer Zählung genommen, und giebt vor, die Zählungen wären unrichtig, und die Berechnung aus den Gebornen und Gestorbenen wäre richtiger.

Das

Dieß ist wahr und nicht wahr, nachdem die Zählungen und die Sterbelisten sind, und nachdem man sich dabey benimmt. So wie es M. anfängt, wird die unvollkommenste Zählung sicherere Schlüsse gewähren als seine Art zu verfahren. Er nimmt die Geburts- und Todtenlisten von dem einzigen Jahre 1740 her, und berechnet nach einem ganz willkürlichen und nirgend durch Erfahrung bestätigten Verhältnisse daraus, es wären damals 2,808,000 Menschen in den preußischen Staaten gewesen, damit theils die wirkliche Zunahme nicht so groß scheinen soll, theils damit er durch seine imaginäre Vermehrung so vieler tausend Menschen die er für 1740 mehr annimmt, ein größeres imaginäres Deficit von Menschen im Jahr 1787 finden, und denjenigen, welche die Sache nicht gründlich untersuchen, die Augen blenden könne. Hier macht nun M. sich der größten Ungereimtheit schuldig. Denn jeder Anfänger in der politischen Rechenkunst weiß ja, daß man nicht auf ein einziges Jahr, sondern durch eine Mittelzahl von mehrern Jahren rechnen, und dabey noch sorgfältig auf andre wichtige Umstände Rücksicht nehmen muß, wenn man einen richtigen Schluß aus der Anzahl der Gebornen und Gestorbenen machen will; weil sonst auch selbst die unvollkommenste Zählung doch immer noch der Wahrheit näher kommen wird, als eine solche ganz willkührliche, auf gar keinem richtigen Grunde beruhende Ausrechnung. Noch ungereimter ist es das einzige Jahr 1740 zu wählen, wo der bekannte harte Winter, und ein größeres Sterben und weniger Geburten waren, und wo noch dazu gegen Ende des Jahres die Armee ins Feld rückte. Es weiß ja jedermann, daß wenn man Mittelzahlen aus den Gebornen und Gestor-

storbenen zieht, die epidemischen Jahre ganz wegläßt; wie viel ungereimter ists noch, bloß auf die Gebornen und Gestorbenen eines einzigen epidemischen Jahres eine Rechnung zu gründen und ein ganz schimärisches Verhältniß des Gebärens und des Sterbens anzunehmen! Dieses hätte Hr. v. Z. wenn er die geringste Kenntniß von diesen Sachen hätte, gleich wider M. sagen sollen; weil daraus erhellet, wie ganz nichtig dessen Berechnung ist. Hr. v. Z. scheint aber zu glauben, der Gr. H. stütze sich nicht nur für das Jahr 1740, sondern in der ganzen Rechnung auf Zählungen, nicht aber auf Geburts- und Sterbelisten; Mirabeau hingegen stütze sich nur auf die letztern. Daher glaubt er, er habe alles gethan, wenn er die Zählungen vertheidigt. Er führt an: "Man zähle in den preußischen Staaten "die Menschen auf drey verschiedene Arten, wobey nie- "mals große Versehen entstehen könnten:

"1) Die historische Zählung."

"2) Die Salzkonsumtionsregister."

"3) Die Enrollirungslisten, in welchen auch das weib- "liche Geschlecht aufgeführt würde."

Dieß ist alles recht gut, nur daß in diesem Falle M. dadurch nicht widerlegt wird; denn es hat der Hr. Gr. Herzberg seine ganze Rechnung, wie schon gesagt, hauptsächlich nach den Geburts- und Sterbelisten gemacht *) und sich eigentlich auf die Zählungen gar nicht bezogen; nur seine beym J. 1740 angegebene Summe wird aus einer Zählung entstanden seyn. M. hingegen läugnet haupt-

*) Diss. sur la Population pour 1788. p. 22. und Additions p. 2.

hauptsächlich die Richtigkeit des Verhältnisses der Gebornen und Gestorbenen, und die aus demselben berechnete fortschreitende Vermehrung, die er viel geringer annimmt, als der Graf Herzberg. Hierüber also mußte er widerlegt werden, wenn Hr. v. Z. ihn widerlegen wollte.

Daß die historische Zählung *), so wie sie jetzt gemacht wird, ziemlich genau sey, kann niemand läugnen, der weiß wie sie gemacht wird, durch wie manche Hände sie gehet, und die Uebereinstimmung mit der jetzt zu Werke gegangen wird. Aber daß im Jahre 1740 solche Zählung mit der jetzigen Ge-

*) Hier findet sich ein neuer Beweis, wie Hr. v. Z. wegen seines Mangels der gehörigen Kenntniß auch der bekanntesten Dinge in den preußischen Staaten, die Nachrichten, die ihm gegeben worden sind, verstümmelt und verwirrt. Er sagt S. 26 erst: „Die historische Tabelle werde in den Städten gemacht," ohne zu sagen von wem; und dann setzt er im Gegensatze hinzu: „auf dem Lande verfertigen „diese Tabellen die Land- und Steuerräthe und ihre „Unterbedienten.". Wer nur etwas von der preußischen Verfassung weiß, dem ist bekannt, daß die Steuerräthe nicht über das platte Land, sondern über die Städte gesetzt sind. Und wer wären denn die Unterbediente der Steuerräthe? Sie machen die historischen Populationslisten der Städte ihres Bezirks, aus den Listen, welche ihnen die Magistrate einschicken, und senden sie an die Kammern. Hingegen sagt er S. 27. die Kantonlisten würden durch einen Staabsofficier, und durch einen Landrath aufgenommen, gerade, als ob die Steuerräthe nichts bey den Kantonlisten der Städte zu thun hätten. Auf dergleichen Verwirrungen und Ungenauigkeiten stößt man alle Augenblicke. Uebrigens können diejenigen Leser, welche die Beschaffenheit einer historischen Populationsliste, wie sie in allen preußischen Staaten gemacht wird, noch nicht kennen, eine Probe davon finden in der Populationsliste von Berlin für die Jahre 1778 bis 1784. in Nicolai Beschr. v. Berlin. I. Bd. S. 241. und von einigen Kreisen der Kurmark in Büschings Reise nach Rekahn, 2te Ausgabe S. 346 und in dessen Beyträgen zur Regierungsgeschichte Fr. II, S. 142.

Genauigkeit gemacht worden sey, kann man nicht wohl behaupten *). Also hätte sich Hr. v. Z. nicht eigentlich auf die Genauigkeit derselben, wider M. berufen müssen; sondern nur darauf, daß sie verhältnißmäßig hier eher zum Grunde einer wahrscheinlichen Volksmenge angenommen werden könne, als die Geburts- und Sterbelisten eines einzigen epidemischen Jahres.

Die Salzkonsumtionsregister sind, wie uns aus den sichersten Quellen bekannt ist, an vielen Orten nur nach Familien und nicht genau nach der Personenzahl eingerichtet, überdem betreffen sie nur bloß das platte Land; und da also von allen Städten darin nichts vorkommt, so sind sie zu einer genauern allgemeinern Zählung unmittelbar nicht zu gebrauchen. Die Kantonlisten sind von allen den Orten gar nicht vorhanden, wo kein Werbekanton ist, als von den Städten Berlin, Potsdam, Brandenburg, Breßlau, vom schlesischen Gebirge ꝛc. vom Oderbruch, und andern Kolonisteneta-blissementern, und von einem Theile der westphälischen Provinzen **). Ferner ist der Adel und andre Eximirte, desgleichen die schon verabschiedeten Soldaten und die wegen kleiner Statur, Krankheit u. s. w. zum Dienste Untauglichen, nicht in denselben aufgeführt. Sie sind also in Absicht der allgemeinen Bevölkerung sehr unvollständig. Es ist auch

*) Man sehe Hrn. O. K. R. Büschings Beyträge zur Regierungsgeschichte Fr. II. S. 137. 138.

**) Die Werbefreyheit derselben führt Hr. v. Z. selbst S. 19 an. Von andern s. zum Theil Büschings Beyträge zur Regierungsg. Fr. II. S. 411. f. f.

grundfalsch, ob es gleich Hr. v. Z. ausdrücklich sagt, daß das weibliche Geschlecht in diesen Listen mit aufgeführet werde. Der Redakteur hat sich, da ihm diese Behauptung ganz neu war, ob er gleich sonst in dem, was die preußische Verfassung angeht, nicht fremd ist, besonders darnach erkundigt, und kann aus den sichersten Quellen die Nachricht geben, daß wenigstens in der Kurmark, in Pommern und in Schlesien das weibliche Geschlecht in den Kantonlisten nicht aufgeführt wird. Wozu sollte dieß auch geschehen? Unnütze Arbeit wird sich doch niemand machen.

Wir wollen hiemit nicht sagen, daß die Salzkonsumtionslisten und Kantonlisten nicht in vielen Fällen die historische Tabelle erläutern und gewisser machen könnten; ob sie aber jemals von jemand zu diesem Behufe, besonders im Ganzen, oder auch nur von ganzen Provinzen, verglichen worden sind, daran ist wohl zu zweifeln. Die Nachricht des Hrn. v. Z. ist an sich recht gut, aber theils nicht nur nicht so neu, wie er zu glauben scheint, da schon in mehrern gedruckten Büchern davon gehandelt ist; theils ist sie nicht nur unbestimmt, sondern auch, daß diese dreyerley Arten der Zählung gemacht werden, kann in dem vorliegenden Falle wider M. gar nichts erweisen; da die dreyerlei daraus erwachsenden Summen schwerlich je zusammengestellt worden sind, um ihre Richtigkeit zu untersuchen.

Die eigne Berechnung des Gr. M. hätte Hr. v. Z. widerlegen müssen, wenn er Geschicklichkeit dazu gehabt hätte. Wir wollen also hier beweisen, daß diese Berechnungsart ganz falsch ist. Wir erstaunen wirklich, daß so viele Gelehrte und Schriftsteller, ja sogar einige Geschäftsleute die-

se

se Berechnung für etwas sonderliches *) und schwer zu beantwortendes haben halten können.

Dieß ist ein abermaliger einleuchtender Beweis, wie wenig die simpelsten Anfangsgründe der politischen Rechenkunst allgemein geläufig sind, selbst denen, die Statistiker seyn wollen! — Und wer will das jetzt nicht seyn, sobald er Tabellen abschreiben, □Meilen berechnen, und mit weiser Mine von Population und Cirkulation schwatzen kann!

Wir wollen des Gr. Mirabeau eigene Tabelle, zum bessern Verständnisse, aus der deutschen Uebersetzung (I. Bds. 2s. St. S. 48.) hierher setzen. Der Redakteur wundert sich, daß der Uebersetzer diese Tabelle eingerückt hat, da er doch versprach, alles Unnütze wegzulassen, und daß wenigstens nicht einige Anmerkungen hinzugethan worden sind, um die auffallendesten Ungereimtheiten derselben zu zeigen. Die Tabelle lautet folgendergestalt:

*) Der Recensent in den Göttingischen gelehrten Zeitungen (v. J. 1789 No. 50. S. 523). welchen Hr. v. Z. für Hrn. Hofrath Spittler hält, hat die Ungereimtheit so sehr eingesehen, daß er nicht glaubt, es sey dem Mirabeau mit dieser Berechnung Ernst gewesen, sondern sie habe nur eine Parodie auf andre Berechnungen seyn sollen, die vielleicht auch ihrer Seits nicht ganz von allem Uebertriebenen frey waren. Der berühmte Mann irrt sich hierin. Es war dem Gr. M. Ernst, und hingegen kann der Redakteur mit Kenntniß der Sache, und aus vollkommener eigener Ueberzeugung sagen, daß die preußischen Populationstabellen nicht übertrieben sind; so wie sie denn auch von ganz anderer Art sind, als die Mirabeausche Tabelle. Uebrigens hat dieser Recensent etwas davon gemerkt, wo der Fehler in den Mirabeauschen Tabellen stecken möchte, aber ohne es doch genauer anzugeben. Den gröbsten und doch in die Augen springenden Fehler dieser Tabelle den wir unten unter No. 9. anzeigen werden, scheint er ganz übersehen zu haben.

„Anzahl der alten Unterthanen Friedr. „des Zweiten bei seiner Thronbestei- „gung. ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗	2,800,000.	
„Hierzu Schlesien ⸗ ⸗ ⸗	1,300,000.	
„— Ostfrießland ⸗ ⸗ ⸗	100,000.	
„Summa aller Unterthanen im Jah- „re 1742 ⸗ ⸗ ⸗ ⸗ ⸗	4,200,000.	
„Der jährliche Zuwachs von 54 Men- „schen auf 7000, beträgt in den 5 „Jahren bis 1747 ⸗ ⸗ ⸗	162,000.	
„Hauptsumme 1747	⸗ ⸗ ⸗	4,362,000.
„Jährlicher Zuwachs bis 1752 ⸗	168,210.	
„Hauptsumme 1752	⸗ ⸗ ⸗	4,530,210.
„Jährlicher Zuwachs bis 1757 ⸗	174,690.	
„Hauptsumme 1757	⸗ ⸗ ⸗	4,704,900.
„Jährlicher Zuwachs bis 1762 ⸗	181,440.	
„Hauptsumme 1762	⸗ ⸗ ⸗	4,886,340.
„Jährlicher Zuwachs bis 1767 ⸗	188,460.	
„Hauptsumme 1767	⸗ ⸗ ⸗	5,074,800.
„Jährlicher Zuwachs bis 1772 ⸗	195,750.	
„Hauptsumme 1772	⸗ ⸗ ⸗	5,270,550.
„Akquisition von Westpreußen ⸗	⸗ ⸗ ⸗	500,000.
„Hauptsumme 1772	⸗ ⸗ ⸗	5,770,550.
„Jährlicher Zuwachs bis 1777 ⸗	222,480.	
„Hauptsumme 1777	⸗ ⸗ ⸗	5,993,030.
„Jährlicher Zuwachs bis 1782 ⸗	231,120.	
„Hauptsumme 1782	⸗ ⸗ ⸗	6,224,150.
„Jährlicher Zuwachs bis 1787 ⸗	240,030.	
„Hauptsumme 1787	⸗ ⸗ ⸗	6,464,180.
„Summe der wirklichen Volksanzahl	⸗ ⸗ ⸗	5,419,000.
„Erwiesener Ausfall der Bevölkerung „in diesem Zeitraume ⸗ ⸗	⸗ ⸗ ⸗	1,045,180.“

Wie? dieser Ausfall von mehr als einer Million Menschen, welche die preußischen Staaten weniger hätten, als sie haben sollten, wäre erwiesen? Er ist erdichtet, und in der Berechnung sind Fehler über Fehler, von denen man nicht weiß, ob man sie einer unbeschreiblichen Unwissenheit, einer unbeschreiblichen Nachlässigkeit, oder einer unbeschreiblichen Begierde, eine ersonnene Theorie durch scheinbare Argumente und Rechnungen zu bestätigen, zuschreiben soll. Jeder billige Leser, wenn er folgende

de Auseinandersetzung gelesen und erwogen hat, wird hoffentlich finden, daß wir nicht allzuharte Worte gebrauchen. Die Fehler sind wirklich so groß; sie müssen jedem, der sich nur einigermaßen mit Dingen dieser Art abgegeben hat, so deutlich in die Augen fallen, daß es wirklich wohl zu verwundern ist, daß sie noch niemand öffentlich bemerkt hat, und daß sich auch so mancher Leser des Mirabeauschen Buchs durch diese Tabelle hat können lassen irre führen.

1) Es ist schon ein ganz willkührlich angenommener Satz des Gr. M., daß Zählungen bey Berechnung der Menschenzahl eines Landes ganz verwerflich wären, und nur die Geburts- und Sterbelisten in Betrachtung zu ziehen seyn würden. Wer sich nur ein wenig von dergleichen Rechnungen unterrichtet hat, weiß sehr wohl, daß man beide zusammennehmen, und eine mit der andern vergleichen, dabey aber auf verschiedene andere Umstände sehen muß. Aus unvollkommenen Daten kann man nur unvollkommene Schlüsse machen. Nun wird aber jeder, der nur einigermaßen weiß, wie unter König Friedrich Wilhelm I. mit den Zählungen und mit den Kirchenlisten verfahren worden ist, zugeben, daß damals die Zählungen verhältnißmäßig genauer gewesen sind, wenn sie auch noch nicht ganz genau waren. Hingegen die Kirchenlisten wurden, wie es sehr bekannt ist, damals nicht so genau gemacht, und so genau eingeschickt als jetzt geschiehet. Derjenige nähert sich also mehr der Wahrheit, welcher sich für die damalige Zeit der Zählung bedient.

2) Ist es wohl je noch in der politischen Rechenkunst erhört gewesen, daß jemand einen allgemeinen Satz annimmt, wie in einem gegebenen Lande die Vermehrung der Menschen durch die Geburten zu-

nehmen müsse? Ist es je erhört, nach einem solchen willkührlich a priori angenommenen Satze, 46 Jahre fortzurechnen, (ohne die Kinder abzurechnen die bald wieder sterben, ohne rechts und links nachzusehen, wie das Land und dessen verschiedene Provinzen beschaffen sind, und was darin während der 46 Jahre vorgegangen ist), diese thörigte Berechnung Cours ordinaire des choses *) zu nennen, und wenn alsdann die wirkliche Menschenzahl geringer ist, als die Berechnung, ohne weiteres keck zu schließen, die Population sey gewaltsam verhindert worden? Die politische Rechenkunst würde nicht auf wahrscheinliche Resultate, sondern auf den gröbsten Unsinn führen, wenn man auf diese Art verfahren wollte. Man muß der Vermehrung nicht a priori und durch willkührliche Rechnungen und Verhältnisse, sondern aus der Erfahrung nachspüren. Man muß dabey auf sehr viele Dinge Acht haben, und sie miteinander vergleichen, wie es Süßmilch und andre sachverständige Männer thaten, und noch muß man dabey sehr behutsam zu Werke gehen, daß man nicht in Trugschlüsse verfalle. Wenn eine Rechnung $\frac{1}{7}$ mehr Menschen angiebt, als wirklich vorhanden sind, so ist wohl der nächste Schluß, daß das angenommene Verhältniß falsch, und die Rechnung unrichtig ist, nicht aber daß es im Lande schlecht stehet; und man muß die Rechnung nochmals genau examiniren.

*) Wenn man viele Jahre nacheinander berechnen will, so gehören Krieg, theure Getreidepreise, epidemische Jahre und andre Vorfälle zum cours ordinaire des choses, die ein politischer Rechner sorgfältig beobachten muß, sonst wird er wie M. eine ganz unnatürliche Rechnung machen. In den preußischen Landen waren die Jahre 1757, 1764, 1772 und besonders 1766 wegen der Kinderblattern epidemisch. Auch die sieben Kriegsjahre, waren in verschiedenen Provinzen, besonders in Schlesien, den epidemischen sehr nahe.

3) Und wie ganz willkührlich und ohne allen Grund ist das von M. angenommene Verhältniß! Wie streitet es wider alle Beobachtungen in den preußischen Ländern! Wie streitet es wider die Beobachtungen in allen Ländern! M. sagt: (T. II. S. 40.) "Nous croyons que dans les Etats du Roi de "Prusse il ne *nait en totalité* sur 28 habitans *qu'un* être hu"main, et qu'il en *meurt* 28 sur 1000". Man bedenke nur, welche weitläuftige und genaue Untersuchungen derjenige würde müssen gemacht haben, der für die Totalität aller preußischen Provinzen, worin die Sterblichkeit und die stufenweise fortschreitende Vermehrung so sehr verschieden sind *) ein neues Verhältnisse festsetzen will, das allen andern durch vieljährige Erfahrung und sorgfältige Berechnungen angenommenen Verhältnissen widerspricht! Er müßte doch gewiß gelesen haben, was Süßmilch, Baumann, Büsching u. a. darüber geschrieben haben, und er müßte erst bey ihnen in die Schule gehen, um zu lernen, wie man Geburts- und Sterbelisten eigentlich gebrauchen soll. Aber man siehet nicht, daß Mirabeau von den so sorgfältigen und unparteyischen Untersuchungen dieser Männer auch nur eine Seite gelesen, und gehörig erwogen hat. Woher hätte er auch Geduld dazu bekommen? Scheinbar raisonniren, lebhaft und schön deklamiren, und dreist absprechen, kostet weit weniger Mühe, als sorgfältig untersuchen, und nimmt die Leser mehr ein. Diese Maxime haben Zimmermann und Mirabeau beide oft in Ausübung gebracht.

4)

*) S. Süßmilchs göttl. Ordn. IIIr. Th. S. 51. u. f. f.

4) Wie willkührlich, und bloß nach Absichten, dieses Verhältniß angenommen ist, erhellet, wenn man es ein wenig genauer betrachtet. Die Summe der Gebornen hat M. vermindert, indem er anstatt des Verhältnisses 1 : 26 das 1 : 28 annimmt. Nicht den geringsten Grund hat er für diese Verminderung angegeben, wie unten noch mehr erhellen wird. Nun will er sich aber das Ansehen geben, als hätte er die Sache sehr genau berechnet. Er giebt also vor, das gewöhnlich angenommene Verhältniß der Sterbenden zu den Lebenden 1 : 36 sey unrichtig, und er habe das Verhältniß 28 : 1000 gefunden. Aber man rechne nach! Dieses neue und seynsollende richtigere Verhältniß der Sterbenden ist eben das Verhältniß 1 : 36, mit einer ganz geringen Vermehrung der Sterblichkeit *), so daß anstatt 1008 daraus folgende Lebende nun 1000 kommen. Durch diese kleine Windbeuteley hat M. nur verstecken wollen, daß er bloß willkührlich das Verhältniß der Gebornen merklich vermindert, und das Verhältniß der Sterbenden beyna-

*) Daß der Multiplikator 36 allzugroß ist, um durch denselben aus der Anzahl der Sterbenden in allen preußischen Provinzen auf die Lebenden zu schließen, haben schon Büsching (Wöchentl. Nachr. VIIr. Jahrg. 1779. S. 361) und Baumann (IIIr. Theil, Seite 733) behauptet, wenn sie gleich auch noch nicht genau übereinstimmen, wie es bey der Schwierigkeit der Untersuchung leicht zu verzeihen ist. Wenn aber M. sich unterstehen wollte, dem Anschein nach ein noch genaueres Verhältniß als 1 : 36 das dem letztern doch so nahe kommt, festzusetzen; so wäre doch wohl zuvörderst nothwendig gewesen, die Gründe dieser Männer zu widerlegen, und uns zu sagen, auf welchem Wege er denn wohl das fehlerhafte und zu große Verhältniß 1 : 36 bis zu 28 : 1000 hätte genauer modificiren, und dadurch noch etwas vergrößern können. Aber er hat offenbar nicht einmahl gewußt, was Büsching und Baumann darüber geschrieben hatten.

nahe stehen läßt, um dadurch seinen Vorspiegelungen zu Hülfe zu kommen, als nähme in den preußischen Landen die Bevölkerung nicht in der Maaße zu, als es nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge geschehen sollte.

5) Schon daraus muß erhellen, wie unwahrscheinlich es ist, M's. Rechnung könne richtig seyn, da er in den preußischen Ländern nach ebendemselben Verhältnisse die Vermehrung der Menschen für das J. 1786 wie für 1740 beurtheilet. Es ist doch in diesen 46 Jahren so sehr vielerley vorgegangen, und ganze Provinzen haben so sehr eine andere Gestalt bekommen, daß man schon im Voraus vermuthen muß, ein ganz gleiches Verhältniß könne man nicht willkührlich annehmen. Aber bis dahin sieht M. nicht. Er will nur seinen physiokratischen Träumereyen zu Gefallen von der Bevölkerung in den preußischen Landen den widrigen Begriff machen, sie nähme daselbst nicht zu, wie sie im cours naturel des choses zunehmen sollte. Um dieses vorzuspiegeln, nimmt er willkührlich an, was ihm beliebt, ohne sich im geringsten zu bekümmern, ob er sich selbst nicht in die offenbarsten Widersprüche verwickelt.

Wir wollen nur vier solcher groben Widersprüche anführen.

a) Mirabeau verwirft, (wie oben S. 39 angezeigt,) die Zählungen. Nun ist das Lächerliche und Widersinnige in seinem Verfahren, daß er in seinem Tome II. S. 43. die Geburtslisten des einzigen Jahres 1740 zum vorzüglichen Grunde annehmen, und doch, Seite 310 in den Errata, die preußischen Geburts- und Sterbelisten von den Jahren 1781. bis 1786. wieder ver-

dächtig und für ganz unbrauchbar ausschreyen will. Also hätten wir ja gar nichts, wornach wir rechnen könnten! und auch M. hätte das Berechnen unterlassen müssen.

b) M. will, wie eben gedacht Geburts- und Sterbelisten, welche in neuern Zeiten mit größter Genauigkeit und Sorgfalt mehrere Jahre gemacht worden sind, ohne den geringsten Beweis verdächtig machen, daß sie auf eine ungeheure Art vergrößert, das heißt, erlogen wären. Zwar weiß jedermann, daß diese Listen durch so viele Hände gehen, daß es unmöglich seyn würde, sie auf eine so grobe Art, und zwar mehrere Jahre nach einander, beständig zu verfälschen *). Aber M. hat sich auch gar nicht erkundigt, wie damit verfahren wird; sondern schließt nur, sie müssen verfälscht seyn, weil sie ungefähr „einen jährlichen Ueberschuß von 40,000 der Gebornen über „die Gestorbenen anzeigen," und weil M. nicht will, daß die preußischen Lande unter einer unphysiokratischen Regierung sich so sehr an Menschen sollen vermehrt haben, und weil er endlich in seinem Eifer so weit kommt, daß er S. 314 behauptet — sollte man glauben, daß ein vernünftiger Mensch so etwas ganz unvernünftiges behaupten könnte! — "Die "wahre Vermehrung der Menschen, während der 46 Regie"rungsjahre Fr. II. wären in allen seinen Staaten nur "720,000 gewesen" **). Dieß unterstehet sich M. zu be-

*) Herr Zimmermann, (nicht der Hannöverische sondern der Schlesische, dem man an Glaubwürdigkeit zutheilen muß, was dem Hannöverischen fehlt) zeigt dieß auch in der deutschen Uebersetzung des Mirabeauschen Werks I. Bds 2s St. S. 175.

**) S. 45. behauptet er auch: "Es sey unmöglich sich vor"zustellen, daß die Vermehrung der Einwohner aller "alten Provinzen über 400,000 betrüge." Und nun der Grund?

behaupten, mit Verwerfung sorgfältig gemachter Geburts- und Sterbelisten mehrerer unepidemischen Jahre zu behaupten, damit nur jetzt weniger Menschen in den preußischen Staaten vorhanden seyn sollen. Hingegen, um vorzuspiegeln, die Anzahl der Menschen in den preußischen Landen wäre im J. 1740 viel größer gewesen, als sie wirklich war, sind ihm die Geburts- und Sterbelisten eines einzigen, und zwar eines epidemischen Jahres der sicherste Grund. Sollte man glauben, daß ein Schriftsteller mit so gar weniger Candeur zu Werke gehen könnte!

c) Er sagt, wie wir S. 41 angezeigt haben, ausdrücklich: "dans les etats du Roi de Pr. il ne *nait* sur "28, qu'un être humain, et il en *meurt* 28. sur 1000." Er gründet bloß darauf, daß seinem Vorgeben nach in dem J. 1740 wirklich so viel geboren und ge-

Grund? Man höre: "Hr. Büsching führt an, daß auf "den Gütern des Hrn v. Rochow. vor dem siebenjährigen "Kriege 1200 Menschen waren, und damals als er seine "Reise beschrieb, nur 800. Dieß kömmt, sagt Hr. B. da"her, weil hier auf einmal 100 Rekruten gehoben wurden, "welche gleich bey Landshut sämmtlich blieben oder gefan"gen wurden, und aus dem Kanton ersetzt werden mußten; "daher man dort auch viele Soldatenwittwen findet." Sollte man glauben, daß ein vernünftiger Mann so ganz sinnlos von einem kleinen Distrikte, der ganz besonders durch Unfälle gedrückt worden, auf alle preußische Länder schließen könnte? Und welcher Widerspruch! Wenn M. aus einer imaginären Populationstabelle ein imaginäres Deficit von mehr als einer Million Menschen zieht, so soll der Krieg nicht, sondern Friedrichs II. Regierung Schuld seyn, und zum Beweise führt er an, daß in einem Distrikte der Krieg von der Anzahl der Menschen ein Drittel wegraffte. — Uebrigens hat schon Hr. Baumann (Süsmilch III. Th. S. 748. den Zuwachs an Menschen im Civil in allen preuß. Landen (excl. Westpreußen) nur seit 1756 auf 734,000 Seelen berechnet.

gestorben wären, einen vermeinten *ordre naturel des choses* in welchem Verhältnisse künftig in den preußischen Landen **geboren und gestorben** werden soll; wenn er es anders findet, sagt er, es **ist nicht vorhanden, sondern erlogen.** Wir haben eben angeführt, daß er in seinem Werke Tome II. Seite 310. vorgeben will: die preußischen Geburts- und Sterbelisten, welche jährlich einen Ueberschuß von 41,500 Menschen anzeigten, (welches, beiläufig sey es gesagt, nicht einmal richtig ist, aber wir können uns hier unmöglich in das Detail einlassen *),) wären **so ungeheuer verfälscht**, daß nach seinem Vorgeben S. 315. der jährliche Zuwachs an Menschen nur 15,600 betrage. Dieß behauptet er, damit die Fortschreitung der Bevölkerung klein soll vorgestellt werden, weil sie angeblich nicht nach dem cours naturel des choses fortginge. Gleichwohl sagt er S. 43. seines Buchs, und nimmt in der oben S. 38 angeführten Tabelle, die wir hier zergliedern, die Verhältnisse 1 : 28, und 28 : 1000 an. Von diesen giebt er vor, sie wären die **wirklichen** Verhältnisse der in den preußischen Ländern wirklich Gebornen

*) Noch unrichtiger sind die Schlüsse, die M. daraus zieht, welche zugleich seine äußerste Unwissenheit in dieser Art der Berechnung zeigen. Z. B. er bildet sich ein, der jährliche Ueberschuß von Gebornen über die Gestorbnen sey die Summe der **wirklichen Vermehrung der Menschen**, die man in den preußischen Landen, den Geburtslisten zufolge, annehme. Er überlegt nicht, daß dieser Ueberschuß aus **neugebornen** Kindern besteht, wovon eine große Anzahl in den ersten zehn Jahren wieder sterben. Seine verschiedene Berechnungen der Zunahme der Bevölkerung sind ganz schimärisch. Was er S. 313 über Frankreich sagt, hat Süßmilch schon beantwortet, und es beweiset abermal, was die ganze Welt ohnehin weiß, daß in Preußen eine viel bessere Regierung war als in Frankreich.

nen und Gestorbenen; und daraus folge, sagt er S. 311. nach dem ordre naturel des choses eine Vermehrung wie 7 : 54, welche jährlich 41,800 mache. Nun sollte man denken, wenn die preußischen Geburts- und Sterbelisten die **natürliche Stufe der Vermehrung**, welche M. angibt, nicht einmal völlig erreichen; so hätte M. nicht die geringste Ursache, sie für verfälscht oder zu hoch anzunehmen, vielmehr hätte dadurch ihre Wahrheit bey ihm bestätigt werden müssen. Wenn er hingegen zu finden glaubt, die **jährliche Vermehrung** sey jetzt wirklich nur 15,600, oder nur $\frac{3}{8}$ dessen was sie nach seiner eigenen Behauptung schon im J. 1742 gewesen seyn soll; so hätte er doch gleich vermuthen müssen, es regiere jetzt in den preußischen Landen eine beständige Pest gegen welche der kalte Winter und das Elend des J. 1740, (dessen Wirkungen seine Weisheit zum **natürlichen Maaßstabe unserer Bevölkerung** annimmt, eine Kleinigkeit wäre), und die Kinder und Erwachsene wegraffe; es könne also unmöglich bloß die **antiphysiokratische Regierung** $\frac{5}{8}$ der preußischen Unterthanen tödten, ehe sie geboren werden.

d. Er sagt uns deutlich von seinem Vermehrungsverhältnisse S. 42 seines Buchs: "nous ne doutons pas "que tel ne soit l'acroissement de la population, *sous le "système de la liberté*". Wie nun? Er giebt vor, im J. 1740 soll diese Vermehrung **wirklich** gewesen seyn? War denn damals, **unter Friedrich Wilhelm I.**, das physiokratische Système de la liberté vorhanden? Und wie kann also M. im J. 1786 für unmöglich halten, was er im J. 1740 für wirklich ausgiebt, da doch im J. 1740 viele bessere Anstalten zur Nahrung, Ackerbau, Handlung u. s. w.

und

und folglich zur mehrern Bevölkerung noch nicht vorhanden waren! So folgt Widerspruch auf Widerspruch, Verwirrung auf Verwirrung.

6) Er giebt sein eingebildetes, mit nichts bewiesenes, allen vieljährigen Beobachtungen widerstreitendes Verhältniß für so sicher aus, daß er darauf das Vorgeben bauet; es wären im J. 1740 in den alten preußischen Provinzen 2,800,000 Menschen vorhanden gewesen, da die Zählungslisten*), welche doch, wie wohl jeder in diesen Sachen nicht ganz unwissende Mensch zugeben wird, bei allen Mängeln die sie haben mögen, wenigstens zu einem sicherern Fundamente dienen können, als die Geburts-

*) Wir glauben durch Mittheilung der allgemeinen Zählungslisten von 1740 nach den Provinzen, die sich auf noch vorhandenen speciellen Zählungslisten gründen, unsern Lesern einen wesentlichen Dienst zu leisten. Wir haben sie aus der authentischsten Quelle erhalten. Diese auf Thatsachen sich gründende Zahlen, zeigen die leeren Vorspiegelungen eines Mirabeau noch mehr in ihrer Blöße.

Im J. 1740 waren also laut den Zählungslisten in den alten preußischen Provinzen vorhanden:

In Preußen und Litthauen	603,834
— Pommern	309,739
— Kurmark	475,991
— Neumark	160,473
— Magdeburg	186,226
— Halberstadt und Hohenstein	83,663
— Ravensberg, Lingen, Tecklenburg	112,550
— Kleve	82,341
— Meurs	11,972
— Grafschaft Mark	109,982
Summe	2,136,771
Hiezu die beiden Provinzen, von denen keine speciellen Listen von 1740 vorhanden sind:	
In Geldern ungefähr	50,000
— Neufchatel —	34,000
Ganze Summe	2,220,771

burts- und Sterbelisten eines Einzigen epidemischen Jahres nur etwas über $2\frac{1}{2}$ Million geben. Wollte M. den Zählungslisten nicht trauen; so hätte er finden können, daß Süßmilch im J. 1750, nach mehrern Friedensjahren, aus der Mittelzahl der Todtenlisten, die damals, in unepidemischen Jahren 78,000 waren, die Anzahl der Einwohner aller alten preußischen Provinzen auf 2,836,800 berechnet, und dieß hält Baumann noch im J. 1750 um 80,000 zu viel **); und M. will uns durch die allerverkehrteste Rechnung einbilden, im J. 1740 wären so viel gewesen. Aber er wollte seinen Satz durch diese verkehrte Rechnung, durch diese imaginären Tabellen bestätigen, und darum mußte er gleich Anfangs eine größere Anzahl für die alten Provinzen herausbringen; dazu brauchte er Kunstgriffe, die seiner Wahrheitsliebe wohl nicht rühmlich sind. Man höre:

Der Graf Herzberg sagt selbst S. 24. seines Memoire: "Voilà un nombre d'observations que *le tems ne m'a permis que d'esquisser.*" Es war also verschiedenes nicht ganz genau gerechnet, und es waren verschiedene Fehler eingeschlichen, welche der wahrheitsliebende Schriftsteller, gleich nach dem Abdrukke des Memoire in besondern Additions et Changemens berichtigte. Nun waren in dem Memoire S. 22 auch die Zahlen der Gebornen und Gestorbenen des J. 1740 unrichtig angeführt worden, nämlich:

geb. 100,000, gest. 80,000.

Dieses wird in den Zusätzen dahin berichtigt, daß im J. 1740

geb. 87,000, gest. 78,000 da waren.

*) S. Süßmilch I. Th. S. 100.
**) S. Süßmilch III. Th. S. 732.

Was thut nun unser M.? Er sagt S. 43: "Die Ursachen, warum er auf der Tabelle 2,800,000 Men"schen angesetzt habe, wären folgende: 1) Weil diese Sum"men aus den Todtenlisten hervorgehe."

Nun merke man: M. nimmt hier 78,000 als die wahre Zahl der Todten dieses epidemischen Jahres; diese, nach der gewöhnlichen Art mit 36 multiplicirt, geben : : : : 2,808,000.
Nach Mirabeaus Art gerechnet,
28 : 1000 geben sie aber nur : : 2,786,666.
also nach seiner eigenen Angabe nicht einmal voll 2,800,000. M. sagt ferner: "Man wird mir vielleicht "einwenden, weil der Winter von 1740 sehr hart war, so "würden in demselben mehr Menschen gestorben seyn Aber, "wenn deswegen mehr gestorben sind, so sind aus eben "der Ursache weniger geboren worden!" Das laß mir einen politischen Rechner seyn! Sah denn M. nicht, oder wollte er nicht sehen, daß die in diesem harten Winter Gebornen, lange vor demselben empfangen waren, und also zwar im J. 1741 weniger Kinder konnten geboren werden, aber nicht im J. 1740? Sah er nicht, daß eben die Kinder der niedern Stände die im harten Winter geboren wurden, bald die Zahl der Todten ungemein vermehrten, aber doch erst geboren wurden? Also dieses Vorgeben ist ganz ungereimt. Dennoch aber — sollte man es sich wohl vorstellen! — fährt M. zu und sagt:

2) "Angenommen, daß suivant le cours naturel des cho"ses die Anzahl der Geburten 100,000 gewesen wäre, (wie "es auch Hr. v. Herzberg annimmt, ob er gleich nachher die "Zahl auf 87,000 reducirt;) so kommen ebenfalls 2,800,000. "Menschen heraus."

Freylich!

Freylich! 100,000 mit 28 multiplicirt, geben gerade 2,800,000. Aber hat man wohl jemals ein so sinnloses Verfahren gesehen, um eine ungegründete Hypothese durch eine willkührliche und grundlose Berechnung aufzustützen! M. nimmt erstlich zum Grunde die Todten eines epidemischen Jahres, folglich eine Anzahl, welche nicht suivant le cours naturel des choses und offenbar allzuhoch ist. Um nun die daraus gefolgte eingebildete allzuhohe Rechnung der lebenden Personen zu unterstützen, nimmt er (wieder willkührlich) eine viel größere Anzahl von Gebornen an, als wirklich in diesem Jahre vor der Epidemie empfangen und geboren wurden, ja als in den vorhergehenden und nachfolgenden Jahren sind geboren worden *), durch welches letztere sein Vorgeben offenbar widerlegt wird. Er nimmt also abermals eine Zahl von Gebornen an, welche gewiß nicht suivant le cours naturel des choses ist,

*) S. Süßmilch I. Th. XXI. Tabelle S. 82. Im J. 1728 war die Mittelzahl der Getauften 64,936., um das Jahr 1750 war sie 78,800 (Süßmilch I. Th. S. 100) und erst in den Jahren 1751 bis 1756 war sie 102,935. Hr. Leonhardi in seiner Erdbeschreibung der preußischen Monarchie (I. Bd. S. 8.) berichtet, beym Regierungsantritt Fr. II. sey in allen alten pr. Provinzen die Mittelzahl der Gebornen 71,169 und der Todten 69,057. Woher er diese Mittelzahlen habe, und von welchen Jahren sie genommen sind, hat er nicht angezeigt. Es wäre doch sehr nöthig gewesen, es zu wissen. Wenigstens ist der Redakteur noch nicht so glücklich gewesen, vollständige Kirchenlisten aller Provinzen v. den Jahren 1730 bis 1740 zu Gesichte zu bekommen. Selbst der sorgfältigste Sammler Hr. Büsching hat sie nicht, und kann in seinen schätzbaren Beiträgen zur Regierungsgeschichte Fr. II. die vom J. 1740 nur unvollständig liefern. Das Sonderbarste ist, daß Hr. L. nachdem er S. 8. obige Zahlen ganz speciell angegeben hat, hernach S. 16 zu eben dem Behufe nur die Gebornen und Gestorbenen des epidemischen Jahres 1740 und bloß in runden Zahlen, 87,000 und 78,000 annimmt.

und da nunmehr die aus beiden erhöhten Zahlen sich ergeben sollende Anzahl der Lebenden in beiden Fällen übereinstimmt; so soll daraus folgen, daraus sey die wirkliche Zahl der lebenden Menschen zu berechnen, und das willkührliche Verhältniß, welches er annahm, um diese willkührlichen Zahlen herauszubringen, sey nun das einzige Verhältniß, wie suivant le cours naturel des choses, sich in den preußischen Landen die Population hätte vermehren müssen. Man sollte nicht glauben, daß jemand vor den Augen des Publikums den Unsinn so weit treiben könnte! Es bleibt kaum etwas anders übrig, als dem Grafen Mirabeau einen sehr großen Grad von Unwissenheit und von Leichtsinn zuzutrauen, wenn man ihm nicht Schuld geben will, daß er hier unredlich gehandelt hat.

Wenn wir unten die Tabelle des M. berichtigen, und zeigen werden, daß daraus wider die Population der preußischen Staaten gar nichts widriges zu folgern ist; so werden wir zwar dem von ihm angenommenen, obgleich ganz falschem Verhältnisse folgen, weil wir ihn durch sich selbst widerlegen wollen. Aber ganz offenbar falsche Zahlen, können wir ihm doch nicht passiren lassen. Wir wollen annehmen, daß auch aus den Gebornen von 1740 die Zahl der Lebenden nach dem von M. angenommenen Verhältnisse 28 : 1000 berechnet werde; aber es muß doch die wahre Anzahl der Gebornen nämlich 87,000 seyn.

Diese giebt die Zahl	2,436,000
Die wahre Zahl 78,000 der Gestorbenen giebt	2,786,666
Diese zusammen gerechnet	5,222,666
Davon ist nun die Mittelzahl nach M. Principien	2,611,333

Daß

Daß wir diese Mittelzahl, nicht aber 2,800,000, zum Grunde der Mirabeauschen Rechnung annehmen werden, wird jeder Unparteyische billig finden.

7) Es ist dem M. nicht genug, daß er beym Anfange seiner Tabelle die Anzahl der Einwohner der **alten preußischen Provinzen, nach seinen eigenen Prinzipien** um 188,667, und nach den Zählungslisten, die gewiß der Wahrheit näher kommen, um 390,562 Menschen zu hoch ansetzt, und sich diese vergrößerte Anzahl frisch weg 45 Jahre lang mit 54:7000 vermehren läßt, um das angebliche Deficit zu vergrößern. Er braucht auch einen gleichen Kunstgriff in der Angabe der Menschen, welche sich im J. 1742 in **Schlesien** und **Ostfriesland** befunden haben sollen. Für **Schlesien** setzt er 1,300,000 Menschen an; warum er diese Summe annimmt, sagt er nicht. Wollte sein Vertheidiger vielleicht sagen, weil der Graf v. Herzberg S. 23. die Population von Schlesien, Ostfriesland und Westpreußen auf zwey Millionen angiebt; so ist darauf zu erwiedern, daß derselbe von der Population von 1784, nicht aber von 1742 spricht. Es sind genug gedruckte Nachrichten vorhanden, aus welchen erhellet, daß im Jahre 1742 in Schlesien bey weitem nicht 1,300,000 Menschen, NB. **bloß vom Civilstande** (wovon hier nur die Rede ist) vorhanden gewesen sind. Diese Nachrichten hätte M. doch billig wohl nachsehen müssen, ehe er eine Zahl für Schlesien anzunehmen sich getrauen konnte.

In der **Bunzlauer Monatsschrift** vom J. 1777. S. 182. wird aus einer Originalnachricht erzählt, daß im J. 1619 in Schlesien die Anzahl der

streitbaren Mannschaft von 12 bis 50 Jahren gezählet und 159,888 Mann stark befunden worden, und dargethan, daß damals die ganze Anzahl der Menschen kaum auf 800,000 Seelen zu rechnen gewesen. NB. Man muß aber nicht vergessen, daß dazu auch noch der jetzige östreichische Theil gerechnet werden muß, und daß also in dem jetzigen preußischen Schlesien damals die Anzahl viel geringer gewesen seyn muß.

Hr. Baumann, der doch, gleich Süßmilch, zu den vorzüglichsten deutschen Autoren in der politischen Berechnungskunst gehört, giebt für das J. 1750 die Summe der Einwohner in Schlesien und Ostfriesland auf 1,200,000 an *). Und Mirabeau will sie in seinen Tabellen, schon 1740, bloß für Schlesien 1,300,000 Menschen rechnen? Ist dieß nicht offenbar willkührlich übertrieben, und würde er nicht, wenn er Süßmilchs Buch nachgeschlagen hätte, wie es seine Pflicht gewesen wäre, sein Vorgeben widerlegt gefunden haben? Aber er wollte nicht untersuchen, er wollte nur ein Deficit erkünsteln!

Wir haben die Summen der Zählungslisten mehrerer Jahre vor uns. Vermöge derselben wurden vom Civilstande in Schlesien gezählt:

Im

*) S. Süßmilch göttl. Ordn. III. Th. S. 732. Wenn der sel. Baumann auf den folgenden Seiten 733 u. 734. sagt, daß der Multiplikator der Todten für alle preuß. Lande etwa 34 seyn müsse, um die Lebenden zu erfahren, so ist derselbe für Schlesien vielleicht noch zu hoch. Im Jahre $\frac{17}{17}\frac{82}{91}$, war die Zahl der Gebornen vom Civil 70,304 und der Gestorbenen 47,042; im Jahre 1791 die Zahl der Gestorbenen 54,729. Sollte diese, wie Hr. K. K. Zimmermann (im deutschen Mirabeau I. 2. S. 176) meint, auch nur mit 35 multiplicirt werden; so würden 1,915,515 herauskommen, so doch wohl zu viel wäre.

Im J.	1756*)	1,162,355
" "	1763	1,116,267
" "	1764**)	1,111,961
" "	1765	1,133,750
" "	1766	1,183,996
" "	1767	1,259,648
" "	1768	1,265,713
" "	1769	1,314,681
" "	1770	1,327,678
" "	1771	1,334,818
" "	1772	1,340,175
" "	1773	1,334,410
" "	1774	1,345,877
" "	1775	1,372,754
" "	1776	1,389,285
" "	1777	1,403,617
" "	1781	1,420,181

Wenn also diesen Zählungen zufolge im J. 1756 nur 1,162,355 Menschen in Schlesien waren, so können im J. 1740 wohl nicht völlig 1,100,000 Menschen vorhanden gewesen seyn. Mirabeau hat uns also wenigstens um 190,000 Menschen hintergangen, und höchstens in seiner Tabelle 1,100,000 Menschen annehmen sollen.

Zwar wissen wir sehr wohl, daß der Hr. Kammerkalkulator Zimmermann in einer Note zu der Uebersetzung des M.schen Werkes S. 176 berichtet, es sey unter der jetzigen Regierung in Schlesien, die Art zu zählen verbessert worden, und man habe die

*) Der Verfasser der statistischen Uebersicht der europäischen Staaten giebt S. 20 diese Zahl von 1755 an, auch die folgende Zahl von 1774 ist nach unserer Rechnung 1775. Wir müssen uns nur verstehen. Die Listen in Schlesien werden zu Ende des Mays eines jeden Jahres geschlossen.

**) Im Jahre 1763 waren in Schlesien noch mehrere Personen gegenwärtig, welche der Krieg dahin gezogen hatte, die aus dem Militär ins Civil übergegangen waren, und nachher Schlesien verließen.

Menschen namentlich aufschreiben lassen; da man denn 1,700,079 Menschen, (er sagt nicht in welchem Jahre) gefunden habe. Wir wissen auch recht wohl, daß nach den schlesischen Provinzialblättern im J. 1790 auf diese Art 1,747,169 Menschen gezählt worden sind. Wir lassen diese Zählung in ihrem Werthe. Zufolge derselben müßte der Anzahl der Einwohner aller preußischen Staaten, die man bisher annahm, vielleicht schon um 1784 (von welcher Zeit der Gr. Herzberg handelt) wenigstens 170,000 Menschen *) wegen Schlesien hinzugesetzt, und jetzt wegen der jährlichen Vermehrung noch mehr zugesetzt werden. Dieß thut aber zu der vor uns habenden Berechnung und zur Untersuchung der Mirabeauschen Tabelle nichts; denn wir werden uns dieser vergrößerten Anzahl, die man in Schlesien kürzlich gefunden hat, gar nicht zu unserm Vortheil bedienen, sondern bloß bey der Summa stehen bleiben, welche in der Tabelle als die damalige Summa aller Einwohner der preußischen Staaten aus den ehemals bekannten Angaben angenommen ist. Ja, es wird sich unten zeigen, daß wir allenfalls dem M. 1,300,000 könnten passiren lassen, und daß er dennoch in seiner ganzen Blöße erscheinen würde.

8) Bei dem Fürstenthume Ostfriesland hat M. den Kunstgriff der Vermehrung auch sehr gut zu gebrauchen gewußt. Er nimmt an, die Anzahl der Menschen wäre 100,000 gewesen. Der Redakteur hat aber authentische Zählungslisten vor sich lie-

*) Baumann rechnet (Süßmilch III. Bd. S. 747.) um 1786 die Anzahl der Menschen in Schlesien auf 1,453,740 und Hr. K. R. Rändel (Statist. Uebersicht S. 20.) giebt nach eben der Zählung 1,481,000 an. Der letzte rechnet das Militär mit Weibern und Kindern 101,000.

liegen. Vermöge derselben wurden in Ostfriesland gezählt:

	Im Jahr	1756 *)		92,096
	" "	1763		91,127
	" "	1776 **)		101,904
Ferner:	" "	1780 zählte man	†)	101,528
	" "	1781		102,252

Es erhellet also, wenn wir annehmen, daß bey der Besitznehmung Ostfrieslands die Anzahl der Einwohner 91,000 gewesen, wir eher zu viel als zu wenig annehmen. Ferner hat M. auch ganz in der Stille die Erwerbung von Ostfriesland anstatt 1744 in das J. 1742 gesetzt, und läßt seine 100,000 Menschen während der beiden Jahre sich frisch mit 54:7000 vermehren, wodurch er wieder etwa 140 idealische Menschen schafft, welches in den folgenden 44 Jahren noch mehr austrägt. Durch diesen doppelten Kunstgriff bringt er gleich in der ersten Anlage über 9140 Menschen zuviel hervor, welche nach der gar sonderbar schnellen Art, wie er in dieser Tabelle die Menschen sich vermehren läßt, gewiß an 13,500 Seelen zu dem eingebildeten Deficit beytragen müssen.

*) Hr. Baumann berechnete sie nach der Mittelzahl der Todten, nach dem Divisor von 36 im J. 1756 zu 91,800 (S. Süßmilch III. Th. 39ste Tabelle S. 58). Es erhellet also, daß damals die Sterblichkeit etwas geringer war, als Hr. B. annahm.

**) Hr. Leonhardi hat in seiner Erdbeschreibung der preußischen Staaten S. 25. die Summe 112,094 welches vermuthlich mit Inbegriff des Militärs verstanden seyn soll.

†) S. die specielle Zählung in den Beyträgen zu den preuß. Staaten Berl. 1781. 4. I. Th. S. 111. II. Th. 1r. Bd. S. 308.

9) Eben diese schnelle Art der Menschenvermehrung in der Mirabeauschen Tabelle, ist einer der ungereimtesten und lächerlichsten Fehler. Er läßt nämlich sich die Menschen immer mit fünf Jahren vermehren, ohne daran zu denken, daß aller Ueberschuß neugeborne Kinder sind, wovon noch dazu bis ins fünfte Jahr $\frac{2}{5}$ wieder sterben *). Es ist unbegreiflich, daß so viele Leser des Mirabeauschen Werks diesen handgreiflichen lächerlichen Irrthum nicht bemerkt haben, und daß er sogar in der deutschen Uebersetzung unangezeigt geblieben ist. Freylich, wenn alle Kinder von fünf Jahren schon wieder Kinder zeugen, und im eilften Jahre Großväter werden sollen; so ist das ein vortrefflicher cours naturel des choses, bey welchem sich in 44 Jahren schon ein erkleckliches Deficit herausrechnen läßt. Mirabeau ist so blind, daß er (T. II. S. 41 sagt: "nous ne prenons le résultat de l'augmentation annuelle "que de cinq en cinq aus, comme s'il avait toujours été "le même pendant une telle periode, *ce qui est un avanta-*"*ge pour nos adversaires.*" Wie großmüthig er gegen seine Gegner handelt, daß er ihnen einen solchen Vortheil zuläßt! Hätte er vollends die einjährigen Kinder wieder Kinder zeugen lassen, so wären ja seine Gegner ganz zu Boden geschlagen worden. Man kan schon aus diesem einem lächerlichen Fehler abrechnen, ob sich M. wohl im geringsten zur politischen Rechnung qualificirt? Man rechnet sonst drey Generationen auf Ein Jahrhundert. Wir können unserm Mirabeau also auf 45 Jahre nicht

*) S. Süßmilchs göttl. Ordn. IIr. Th. S. 319. Nach der dort gelieferten Tabelle sind von 1000 gebornen Kindern im 5ten Jahre noch 593 lebend.

nicht zwey, noch weniger neun Generationen passiren lassen. Wir wollen aber ihm alle nach seinem Verhältnisse geboren seyn sollende Kinder 30 Jahre lang als lebende Producenten annehmen. Ce qui est un grand avantage pour notre adversaire.

10) M. verfährt, als ob bey der Population der preußischen Staaten immer sein cours ordinaire des choses fortgedauert hätte. Die Vermehrung geht in seiner Tabelle so schön ruhig und regelmäßig fort, als wäre von 1742 bis 1787 (außerdem, daß die fünfjährigen Kinder schon wieder Kinder zeugen) gar nicht das geringste Extraordinäre vorgefallen, was sie hätte stören können, bis er mit ihr aufs Deficit kommt. Auch in seinem Buche sagt er darüber kein Wort, sagt aber S. 42. ganz dreist: "Il est *clair*, qu'on ne peut attribuer en "entier ce *deficit* aux devastations de la guerre." Mit Erlaubniß des Grafen, und derjenigen, welche noch glauben, er sey im Stande gewesen, die Regierung Fr. II. und die preußische Population richtig zu beurtheilen; wodurch wäre denn dieses klar? Nicht den geringsten Versuch hat er ja gemacht, um das Deficit, was nicht bloß der Krieg, sondern auch epidemische Jahre, Hungerjahre, und so manche andere Umstände können gemacht haben*), zu bestimmen. Durch solche Bestimmung

*) Erst nachher in den Errata, nachdem ihn das Gewissen einigermaßen mochte geschlagen haben, oder jemand, der einigermaßen unterrichtet war, ihm einen Zweifel machte, sagt er S. 314. etwas davon. Aber dieß ist so unvollständig, so verwirrt, so willkührlich, und ist nur darauf gestellt, seinen Satz zu vertheidigen, und alles speciöse her-

mung, die so nothwendig gewesen wäre, hätte man sogleich gesehen, daß die Sache gar nicht so beyzusuchen, wobey er doch die größte Unkunde in der Kunst der Populationsberechnung und der Umstände, auf die ein vernünftiger Beobachter Achtung geben muß, verräth. Man sieht, daß er in Dingen dieser Art völlig neu ist; er geht über die größte Schwierigkeit mit einem Sprunge und allenfalls mit einer schönen Deklamation weg, und macht Zweifel, die niemand einfallen könnten, der nur einigermaßen mit dem bekannt ist, was zu Untersuchungen dieser Art gehört. So will er z. B. wie wir schon oben angemerkt, die preußischen Geburts- und Sterbelisten verdächtig machen, als ob sie vergrößert wären, "weil "jährlich 40,000 Geborne im Ueberschuß wären, welches "in 20 Jahren eine Million Seelen" (um Verzeihung! nur 800,000! Gr. M. braucht jede kleinliche Kunst, um damit etwas in die Augen fallendes zuwege zu bringen), "machen würde, welches niemand annehmen werde." Auf diesen schönen Grund giebt er sich sogar die Mühe herauszubringen, in welchen Provinzen man die eingebildete Vergrößerung der Listen vornehme, und findet sehr schlau aus, daß es die entlegensten Provinzen wären, zu welchen entlegenen Provinzen er Schlesien rechnet, welches dicht bey der Mark liegt. Man kann nicht leicht Worte vergebener verschwenden, als M. hier und an vielen Orten seines Buchs. Wollte er durch eine solche Instanz die preußischen Geburts- und Sterbelisten verdächtig machen, so muß er diesen Verdacht überhaupt auf die ganze Art, durch Geburts- und Sterbelisten die Menschenzahl zu bestimmen, ausdehnen. Aber hat denn jemals jemand, der die Sache versteht, auf seine Art die Vermehrung der Menschen berechnet? Wer hat denn je eine so ununterbrochene Vermehrung berechnet, ohne Krieg, epidemische Krankheiten ꝛc. in Anschlag zu bringen. Und denn hat M. gar nicht daran gedacht, wie viel neugeborne Kinder im ersten Jahre sterben, und wie viel sterben, ehe sie in das Alter kommen, um sich zu vermehren. Hätte er nur Süßmilchs Buch gekannt, und die Tabelle im IIten Th. Seite 320 f. f. nachgesehen, so würde er gefunden haben, daß dans le cours ordinaire des choses von 1000 gebornen Kindern im 20sten Jahre noch 495 und im 30sten 445 leben, Epidemien u. dgl. ungerechnet. Da hätte er also gleich sehen können, daß sein Zweifel auf grober Unwissenheit beruhet. Auch hätte er nur von der Verdoppelung der Lebenden Süßmilch I. Th. S. 251. u. 285 u. im IIIten Th. S. 159. u. 170 nachsehen dürfen, so hätte er finden können, wie verkehrt und unzweckmäßig alle seine Angaben sind.

so arg beschaffen seyn könne, wie er vorspiegeln will. Aber dieß merken zu lassen, war seine Sache nicht. Er wollte nur durch eine solche Tabelle vorspiegeln, der natürliche Gang der Bevölkerung würde der preußischen Monarchie im J. 1787 eine Anzahl von 1,045,180 Menschen mehr gebracht haben, wenn K. Fr. II. alles seinen Gang hätte gehen lassen.*) Ei! K. Friedrich I. ließ alles seinen Gang gehen, verbot keine fremden Waaren, hatte für die Fabriken wenig Sorgfalt, und siehe! die Volksmenge nahm eben nicht zu. Unter Friedtich II. nahm sie sehr zu; und Fr. II. sollte sich durch seine Sorgfalt, weil sie unphysiokratisch ist, selbst um mehr als um eine Million von Unterthanen gebracht haben?

Wir wollen nun versuchen, das Extraordinaire abzurechnen, was doch von dieser Tabelle nothwendig abgerechnet werden muß. Wir wollen dabey um der kurzen Rechnung willen annehmen, als wenn das Verhältniß nicht 54 zu 7000, sondern 8 zu 1000 wäre. Wenn wir auf diese Art gleich ein ganz klein wenig mehr annehmen, und überhaupt nicht ganz genau rechnen; so wird doch der Erfolg gleich zeigen, daß wir unserm Gegner nicht Unrecht thun wollen.

Wir

*) M. sagt T. II. p. 47: "Nous concluons de nôtre calcul, "que les soins pris par Fr. II. pour accroitre la population, "*n'ont pas même servi à réparer le mal, qu'a fait à cet égard* "*le reste de son administration, et qu'en laissant aller les choses*, il aurait beaucoup *plus infailliblement* gagné en popu"lation, que par ses dispendieuses colonies, ou par ses en"rolemens étrangers."

Personen.

Wir wollen setzen, der zweyte schlesische Krieg habe die Unterthanen beym Civil nur vermindert, theils durch mehreres Sterben, theils durch Uebergang ins Militair : 10,000.

Dieß ist gewiß zu wenig gerechnet, indessen wollen wir lieber zu wenig rechnen als zu viel.

Diese 10,000 Mann würden sich in 43 Jahren, zu 8 von 1000 gerechnet, vermehrt haben mit : : : : 3,640.

Man sieht, wir bringen nicht, so wie der Graf Mirabeau, den Zuwachs von Menschen von 5 Jahr zu 5 Jahr in Berechnung; sonst würden diese und alle unsere folgenden Summen dieser Art viel größer werden, und wir hätten doch Recht, hier zu thun, was er thut.

Der siebenjährige Krieg hat nach dem Bericht des Königs (Hist. de la Guerre de 7 ans T. IV. S. 414) an Soldaten 180,000 Mann gekostet. Wir nehmen nur an, daß von denselben als Rekruten aus dem Civil genommen worden incl. der Freybataillons, der Landmiliz ꝛc. : : : : 70,000.

Wir wollen annehmen, daß dieser Krieg an Personen vom Civilstande nebst Weibern und Kindern, die ermordet worden, durch Krankheit, Hunger und Kummer umgekommen, ausgewandert sind, dem Lande gekostet habe 160,000.

Wer weiß, wie unbeschreiblich fast alle preußische Provinzen verheert wurden, da eine Menge Dörfer ganz abgebrannt und verwüstet waren u. s. w., da sonderlich in den lezten Jahren Theurung und Armuth allgemein war, (indem sogar in Berlin im Jahr 1761. beynahe der dritte Theil der Einwohner der Residenzstadt Berlin vom Könige Brod als Almosen empfing. S. Nicolai Anekdoten 1s Hft. S. 88), der wird diese Anzahl eher zu klein als zu groß finden. Der König selbst giebt an, daß durch die Verheerung der russischen Völker in Preußen,

Latus 243,640.

Pom-

	Personen.
Transport	243,640.

Pommern, Kur- und Neumark 33,000 Menschen, umgekommen wären (Hist. de Guerre de sept ans Tom. IV. S. 415) und er sagt nichts von Schlesien, nichts von den Verheerungen der übrigen Truppen in andern Provinzen. Bloß in Berlin waren im J. 1763. 7,442 Menschen weniger als im J. 1755. (S. Nicolai Beschr. v. Berl., 1r Bd S. 240.) ohnerachtet im J. 1763. gleich nach dem Kriege in Berlin eine Menge Menschen zusammenströmten, die durch den Krieg außer Brod gesetzt waren. Die einzige kleine Provinz Neumark hatte im Kriege 1974 Gebäude und 57,028 Menschen verloren, (S. v. Benkendorfs Pommersche und Neumärksch. Wirthsch, I. Th. S. 11.)

Die 230,000 Menschen welche der siebenjährige Krieg wegraffte, würden sich in 31 Jahren bis 1787 vermehrt haben um	57,040.

Man müßte eigentlich die verlohrne Population noch stärker annehmen, denn es waren verhältnißmäßig sehr viel mehr Mannspersonen verloren, welches eine Disproportion beider Geschlechter hervorbrachte. Wir wollen aber den Schein vermeiden, als wären wir zu strenge.

Während des Krieges waren beständig weit mehr als 200,000 Menschen abwesend bey der Armee, und außer Landes, welche also zur Vermehrung nichts beytrugen, sieben Jahre lang, macht Verlust	11,200.

Wir können diese Summen um so viel sicherer annehmen, denn auch im Lande waren wenigstens 200,000 Weibspersonen dadurch außer Stand gesetzt, zur Vermehrung beizutragen. Wir rechnen also eigentlich bey der Armee nur 100,000 während des Krieges nicht volkvermehrende Mannspersonen, die andere Hälfte ist vom weiblichen Geschlechte.

Latus	311,880.

Personen.

Transport 311,880.

In den verschiedenen epidemischen Jahren, desgleichen in den Hungersjahren 1770 bis 1772, wollen wir nur rechnen, daß durch Krankheit und Mangel starben, oder auswanderten . . . . . 50,000.

Diese Anzahl ist wieder nicht zu hoch, wenn man das große Elend der Hungerjahre bedenkt. Bloß im J. 1772. starben in allen preußischen Landen 35,000 mehr, als geboren wurden. (Süßmilch III. Th. S. 734.) Hiezu kam noch, daß in den Jahren 1763 bis 1772 noch überhaupt sehr viel Elend im Lande war, die Gewerbe schlecht gingen, die Cirkulation noch stockte, und die Volksvermehrung gewiß noch schlechter gegangen wäre, wenn nicht die vielen Kolonisten gekommen wären. Diejenigen, die wider das Kolonistensystem so ungerechterweise eingenommen sind, sollten nur die damalige Zeit erlebt haben, oder die wahre Gestalt der preußischen Lande aus richtigen Nachrichten beurtheilen können.

Diese 50,000 Personen würden sich in 15 Jahren vermehrt haben mit . . . . 6,000.

Im Feldzuge d. J. 1778 wollen wir nur rechnen, daß vom Civil umkamen, oder als Rekruten ins Militär versetzt wurden . . 10,000.

Dieß wird niemand zuviel finden, der nur die Umstände erwägt. In einem bekannten Buche über das preußische Feldlazareth in diesem Feldzuge, wird die Anzahl der von Sachsen aus agirenden preußischen Armee im Lazareth Gestorbenen auf 9,000 angesetzt. Hiezu kommt noch der ebenfalls große Verlust beym Hauptlazarethe der schlesischen Armee in Neiße, und an denjenigen, die an der Ruhr u. s. w. bey der Armee, ehe sie ins große Lazareth kamen, desgleichen auf dem Hin- und Hermarsche starben. Daß der Verlust ansehnlich gewesen, kann man um

Latus 377,880.

so

und Personen.

Transport 377,880.

so viel mehr glauben, da man weiß, wie sehr auch die östreichische Armee durch Krankheiten verlor, die doch in ihrem eigenem Lande und einem wohlverschanzten Lager stand, und besser verpflegt werden konnte, als die preußische. Im Civil so wie im Militär waren ansteckende Krankheiten. Man hat in gedruckten Büchern die Anzahl der von der preußischen Armee in diesem Feldzuge Desertirten auf 30,000 Mann angegeben. Diese Zahl mag übertrieben seyn. Freylich war auch bey der östreichischen Armee die Desertion nicht gering, welche unsere Armee wieder vermehrte; es ist auch bey der preußischen Armee bekannt genug, daß noch während des Feldzugs und 1 Jahr nach demselben, vielleicht ⅔ von den Desertirten freywillig wieder zurückkamen. Indessen war die Desertion immer sehr stark, weil die preußische Armee nicht, wie sie sonst gewohnt war, mit Feuer und Lebhaftigkeit agirte, und fast immer in beschwerlichen Lagern stand.

Diese 10,000 Personen würden sich in 9 Jahren vermehrt haben um ' ' ' 720.

Die Auswanderungen, welche durch auswärtiges Heurathen und Etabliren, besonders in den höhern Ständen, zum Theil auch durch Furcht vor Werbung, durch Verführung benachbarter Emissarien, u. d. gl. vorgefallen, müßten billig auch gerechnet werden; wir wollen sie aber lieber weglassen, und gegen die fremden Kolonisten kompensiren.

Summa 378,600.

11. Mirabeau hat die ganze Summe des Militärs mit Weibern und Kindern weggelassen. Das Militär muß nothwendig mitgerechnet, und nicht vom Civil getrennt werden,

wenn man auf richtige Resultate der Population kommen will. Es ist das Militär ja im Lande wirklich vorhanden, vermehrt die Konsumtion u. s. w.; und überhaupt ist der Soldat in keinem Lande so sehr Bürger, Bauer und wirklicher Arbeiter, als in den preußischen Staaten. Hernach wird ja die ganze inländische Rekrutirung der Armee, welche bekanntlich die Hälfte der Armee ausmacht, aus der **Vermehrung der bürgerlichen Population** gezogen. Ferner geschehen die meisten Ehen der Soldaten mit **bürgerlichen Mädchen**, welche also dadurch aus der Civiljurisdiktion treten und folglich auch in den **historischen Tabellen** nicht angeführt werden. So bleiben auch alle Invaliden unter Militarjurisdiktion und kommen also nicht in diese Listen, so wenig als alle diese Militärpersonen, und ihre Kinder, in die Civil-Geburts- und Sterbelisten. Dadurch entstehet ein Deficit in der Anzahl der **Civilpersonen** und ihrer **Vermehrung**, wenn es gleich **für den Staat** kein **Deficit** ist. Mirabeau hat dies nicht überlegt; und dieß ist ein abermaliger Beweis, wie wenig er zu der Sache geschickt war, die er unternahm. Will man die **Vermehrung der Civilpersonen** besonders berechnen, so muß man nothwendig diejenigen Personen in Anschlag bringen, welche aus dem Civil in den Militärstand gehen, und dadurch zwar keinesweges **für den Staat**, aber doch **für die Zählung des Civilstandes** und für dessen **Vermehrung der Population** verloren sind. Dieses Austreten aus dem Civilstande geschiehet

a)

a) Durch die Errichtung neuer Regimenter, wo immer der Stamm aus dem Lande genommen wird; denn wenn er auch zum Theile aus alten Regimentern genommen wird, muß er denselben doch aus den Kantons ersetzt werden.

b) Durch die gewöhnliche Rekrutirung der Armee, die bekanntlich jährlich eine Anzahl Rekruten erfordert.

c) Durch Augmentation der Kompagnien.

d) Durch freywillige Werbung in den Städten und Kreisen des platten Landes und Gebirges, die kein Kanton haben.

e) Beym weiblichen Geschlechte durch Verheurathung mit Soldaten.

Dieser Uebergang der Civilpersonen ins Militär vermindert auf eine äußerst beträchtliche Weise die Vermehrung der Population im Civil; und bisher bey Beurtheilung der Population des Civils noch nirgend so viel wir wissen, gehörig berechnet worden. Wir wollen das Resultat einigermaßen näher zu bestimmen suchen.

König Friedrich II. hat neu errichtet a) an Infanterie: 23 Infanterieregimenter, das Jägerregiment zu Fuß, 3 Artillerieregimenter, das Mineurkorps, ein Bataillon, 7 stehende Grenadierbataillone, 8 sehr starke Garnisonregimenter, jedes von 4 Bataillonen, 4 Garnisonbataillone und 3 leichte Infanterieregimenter, welche noch nicht ganz komplett waren. b) an Kavallerie: 3 Schwadronen Garde du Korps, das reitende Jägerkorps 160 Mann, und $8\frac{1}{2}$ Regimenter Husaren, jedes von 10 Schwadronen; denn das Regiment v. Czetteriz war im J. 1740 nur 6 6 Schwadronen und das Regiment v. Eben nur 3 Schwadronen stark.

Bey seinem Ableben bestand die Armee in allem aus 120 Bataillonen Infanterie (ohne die kurz vor seinem Ableben errichtete leichte Infanterie, die wir nicht einmal in Anschlag bringen wollen), und aus 234 Schwadronen Kavallerie.

Personen.

Wir wollen nun annehmen, a) daß von jedem der von Fr. II. neuerrichteten 98 Bataillonen Infanterie bey der ersten Errichtung nur 150 Mann aus dem Lande, oder aus alten Regimentern (denen sie vom Lande ersetzt wurden) gezogen worden, macht ; ; ; 14,700.

Von 84 neuerrichteten Schwadronen rechnen wir auf jede à 60 Mann ; ; 5,040.

b) Die jährliche Rekrutirung aus dem Lande wollen wir rechnen, auf jedes Bataillon nur 12 Mann, und auf jede Schwadron 4 Mann, macht jährlich 2,376, oder nach einer runden Summe 2,400 Mann. Obgleich eine Anzahl der Regimenter erst nach 1742 im zweyten schlesischen Kriege errichtet wurden, wollen wir doch die Rekrutirung nur von 1745 bis 1756 in 12 Friedensjahren rechnen ; ; 28,800.

Ferner von 1764 bis 1787, (mit Ausschluß des Jahres 1778) 23 Jahre ; ; 55,200.

c) Die Augmentation der Kompagnien aus dem Lande zu verschiedenen malen wollen wir überhaupt anschlagen zu ; ; 4,000.

d) Die freywillige Werbung im Lande, sogenannte gemachte Ausländer ꝛc. wollen wir nur jährlich auf 200 Mann berechnen, macht in 35 Jahren ; ; ; 7,000.

e) Da sowohl die auswärts Geworbenen, als die Inländischen sich mit bürgerlichen Mädchen verheurathen, so wollen wir nur

Latus 114,740.

jährlich

	Personen.
Transport	114,740.
jährlich auf jedes Bataillon 10 und auf jede Schwadron etwas über drey solche Eben rechnen, macht jährlich 2000 Personen weibl. Geschlechts, die aus der Civiljurisdiktion treten, und folglich aus den Zählungslisten wegbleiben, in 35 Jahren	70,000.
Summa	184,740.

Daß alle obige Sätze gewiß viel zu niedrig angesetzt sind, wird jeder zugeben, der einigermaßen genauer mit diesen Gegenständen bekannt ist. Viele Infanterieregimenter ziehen z. B. gewiß 40 Mann jährlich aus den Kantons. Doch wir haben allen Schein vermeiden wollen, daß wir etwas zu hoch ansetzten, zumal da in der allgemeinen Rechnung der Kürze wegen nicht zu vermeiden war, daß wir die nach 1745 errichtete Regimenter gleich von Anfang an mitrechneten.

Die verminderte Vermehrung, die im Civil durch das Austreten einer so großen Menge Menschen ins Militär in 35 Jahren verursacht worden ist, wollen wir sehr gering nur anschlagen auf 15,000.

Ganze Summe 199,740.

12) Mirabeau hat für gut gefunden, als ob es von ungefähr geschähe, seine Vermehrungen bis zum J. 1787, sogar bis über die Regierung Fr. II. weg, fortgehen zu lassen, und nicht mit Einem Worte zu bemerken, daß der Hr. Gr. v. Herzberg, den er durch diese Tabelle widerlegen will, die Menschenzahl nur für das Jahr 1784 angegeben hat, wodurch er die angebliche Vermehrung folglich das angebliche Deficit, nach seiner eigenen Berechnung, mit 144,000 Menschen vermehrt. Es

ist schwer zu glauben, daß dieß bloß Zufall sey; vielmehr ist es sehr wahrscheinlich, es sey ein nicht löblicher Kunstgriff, das vermeinte Deficit, welches nicht groß genug werden wollte, noch zu vergrößern, damit es nicht etwa nur mit Hunderttausenden, sondern in der auffallenden Benennung mehr als eine Million erscheinen möchte. Wenigstens ist ein solcher Mangel an Genauigkeit, gesetzt daß er bloß Nachlässigkeit seyn sollte, einem Manne sehr unanständig, der alles so sehr besser wissen will. Wir haben diese Nachlässigkeit oder diesen Kunstgriff unsers Mirabeau erst bemerkt, nachdem wir obige Berechnung der nöthigen Abzüge schon bis 1787 gemacht hatten, sonst würden wir auch nur bis 1784 gerechnet haben. Der Unterschied, der durch diese Differenz von drey Jahren in der Volksvermehrung verursacht wird, ist indessen so beträchtlich, daß es so billig als nöthig seyn wird, was Gr. M. unrichtigerweise in Einnahme gebracht hat, ihm wieder in Ausgabe*) zu stellen.

13)

*) Hr. O. K. R. Büsching liefert in seinen Beyträgen zur Regierung Fr. II. die Listen der Jahre 1785 u. 1786, von allen preußischen Ländern incl. Schlesien, Gebornen und Gestorbenen.

Im J. 1785.	geb.	210,732.
	gest.	157,606.
Vermehrung		53,126.
Im J. 1786.	geb.	211,188.
	gest.	161,827.
Vermehrung		49,361.

Wenn wir auch für 1787. 40,000 annehmen wollen, so ists doch nur 142,187 in diesen für die Population so äußerst ergiebigen Jahren. Hieraus kann man auch sehen, wie unnatürlich die Mirabeausche seynsollende Vermehrung

13) Wir müssen hiebey noch errinnern, daß der Gr Herzberg die Volksmenge des Civils vom J. 1784 auf 5,488,000 angiebt, und daß Gr. Mirabeau, ohne ein Wort zu sagen, weswegen, sie in der Tabelle, auf 5,419,000 erniedrigt. Indessen, weil wir uns vorgesetzt haben, mit Mirabeau mit mehr als Billigkeit zu verfahren *), und mit ihm bloß *ex concessis* zu disputiren, so wollen wir mit ihm auch diese unbillig verminderte Summe annehmen

Nun wird die S. 38 befindliche Mirabeausche Tabelle nach seinen eigenen Principien, nur mit Weglassung falscher Zahlen und falscher Angaben folgendergestalt stehen müssen:

rung selon le cours naturel des choses ist, der in seiner Tabelle hier zuletzt 48,000, und in drey Jahren 144,000 Vermehrung rechnet, um nur ein Deficit herauszurechnen. Auch erhellet hieraus abermals deutlich, daß Mirabeau am wenigsten sich herausnehmen sollte, die preußischen Geburts- und Sterbelisten deswegen für verfälscht auszugeben, weil sie einen Ueberschuß von 40,000 anzeigen, (S. oben S. 40 und S. 60) da er selbst um nur ein Deficit herauszubringen, die Vermehrung nach dem cours naturel des choses sogar auf 48,000 angiebt.

*) So billig verfährt Graf Mirabeau nicht mit dem Grafen Herzberg. Auf der folgenden Seite hat er eine andere Tabelle gemacht, worin er angeblich die Vermehrung nach des Gr. H. Principien ausrechnen will, und noch ein größeres Deficit herausbringt. Aber auch hier hat er seine verminderte Summe der Volksmenge angesetzt, da er doch offenbar, wenn er vorgiebt, nach des Gr. H. Principien die Sache zu untersuchen, auch dessen Summe annehmen müßte.

Anzahl der alten Unterthanen Fr. II. bey seiner Thronbesteigung		2,611,333.
Hiezu Schlesien		1,100,000.
— Ostfriesland *)		91,000.
Summa aller Unterthanen im J. 1742		3,802,333.
Vermehrung **) derselben bis 1772. 30 J.		912,600.
Acquisition von Westpreußen		500,000.
		5,214,933.
Vermehrung 1773 bis 1787 15 J.		637,800.
		5,852,733.
Hievon geht ab:		
An extraordinären Ausfällen, durch Krieg, Hunger, Krankheiten, welche M. nicht zu berechnen für gut gefunden hat, laut S. 65.	378,600.	
An Personen, die während der 45 Jahre aus dem Civil ins Militär übergegangen sind, nach einer gewiß viel zu geringe angenommenen Berechnung, laut S. 69.	199,740.	
Hieher nicht gehörige Vermehrung, indem M. aus Begierde zum Deficit, die Rechnung der Vermehrung, welche nur bis 1784 geben sollte, bis 1787 fortgehen läßt. Laut S. 69.	144,000.	
		722,340.
bleibt		5,130,393.

Bilanz:

Mirabeau nimmt die Bevölkerung aller preußischen Lande an Civilpersonen im J. 1784 an	5,419,000.
Nach seinen eigenem Principien, wenn man nach denselben nicht falsch rechnet, sollten nur dort vorhanden seyn	5,130,393.
sind also mehr da, als selbst Mirabeau verlangte	288,607.

Es

*) Wir lassen Ostfriesland gleich anfänglich bey 1742 stehen, ob es gleich unrecht ist.

**) Wir rechnen, (S. oben S. 61.) nicht nach 54:7,000, sondern 8:1000. Es verlohnt sich nicht der Mühe, in solcher schimärischen Rechnung auf ein Paar Zahlen zu geizen.

Es ist also kein Deficit vorhanden, sondern (nach Mirabeaus falschen Principien richtig gerechnet) hatten die preußischen Staaten 288,607 Menschen mehr, als selbst M. mit aller Uebertreibung der Population von 1742 und aller falschen Berechnung des Lebens neugeborner Kinder herausrechnen konnte. Das eingebildete Deficit haben hauptsächlich neugeborne Kinder gemacht, die in dieser Tabelle nicht nur beständig fortleben, sondern auch, mirabile dictu! vom fünften Jahre an schon wieder Kinder zeugen. Dieß gehet in der Tabelle so unablässig fort, daß die 1742 gebornen Kinder, die im J. 1748 schon Väter und Mütter waren, in dieser Tabelle im J. 1787 schon ihre Nachkommen bis ins neunte Glied erblicken, welches sonst dans le cours naturel des choses erst in 300 Jahren zu geschehen pflegt. Wohl den kleinen Vätern und Müttern, welche im J. 1742 gleich bey ihrer Geburt geadelt worden sind; denn ihre Nachkommen hätten schon im J. 1767, mit sechszehn Ahnen, Johanniterritter werden können!

Es ist Schade, daß man die Zeit verderben muß, um so offenbare Thorheiten und Unrichtigkeiten zu widerlegen, es mag sie nun Mirabeau oder Zimmermann geschrieben haben. Und dennoch ist es nöthig! Wir haben hier eine Probe geben wollen, wie M. deutlich müßte und könnte widerlegt werden, da es Hr. v. Z. zu thun vorgab, aber nicht that. Aber selbst diese Probe zeigt, wie weitläuftig und unbeschreiblich mühsam eine solche Untersuchung des Mirabeauschen Werks

würde, und daß man sie wenigstens mit Billigkeit demjenigen nicht zumuthen könne, den es fast schon gereuen möchte, daß er aus Liebe zur Wahrheit, die höchst beschwerliche und höchstunangenehme Arbeit, die Zimmermannschen Fragmente zu untersuchen, über sich genommen hat. Wenn aber das Wort des Redakteurs einigen Glauben beym Publikum verdient, so kann es ihm glauben, daß die wichtigsten Kapitel des Mirabeauschen Werks um nichts zuverlässiger sind, als das Kapitel wozu die eben untersuchte Tabelle gehört. Besonders ist das Kapitel von Manufakturen und Handlung, welches der Göttingische Recensent für das beste zu halten geneigt war, unter sehr wenigen guten Nachrichten und treffenden Gedanken (dergleichen im ganzen Buche einzeln vorhanden sind) voll unrichtiger Nachrichten, und untreffender Räsonnements. Aber dieß so auseinander zu setzen, daß es das Publikum deutlich einsähe, würde so mühselige Untersuchungen erfodern, daß auch den Geduldigsten die Lust dazu vergehen könnte; welches diejenigen Anhänger des physiokratischen Systems wohl überlegen sollten, welche immer darauf pochen, daß man das Mirabeausche Werk widerlegen solle. Mag doch lieber jeder über die preußische Monarchie denken was er will; sie wird doch wohl ihren Gang fortgehen. Wer also, selbst nach Untersuchung der obigen Tabelle, noch glauben kann, er habe sich aus dem Buche de la Monarchie prussienne einen im Ganzen richtigen Begriff von dieser Monarchie gemacht, der kann es ja immer glauben; so wie wir auch, um der Zeit zu schonen, dem lieber nicht weiter widersprechen wollen, der glaubt, dieß Buch beweise etwas für das

phy-

physiokratische System. Es giebt schätzenswürdige Männer, die für dieses System so eingenommen sind, daß sie es nicht wollen fallen lassen, man wende auch aus der Erfahrung dawider ein, was man wolle. Sie hängen daran aus einem menschenfreundlichen Grunde, dem man an sich alle Gerechtigkeit kann widerfahren lassen. Es ist schon längst bekannt, daß man über Theorien der Staatswirthschaft und Staatswissenschaft ewig disputiren kann, ohne sich zu vereinigen, ja oft ohne sich nur recht zu verstehen, wenn man nicht auf die Erfahrung und auf die wirkliche Welt Rücksicht nimmt. Und daß die Physiokraten auf die wirkliche Welt nicht Rücksicht nehmen können, und nehmen wollen, ist wohl natürlich, weil ihr System noch nirgend eingeführt ist, und, wie wir fast befürchten, nirgend eingeführt werden kann, indem es nur bloß auf Einbildung und Theorie beruhet.

Ueber das funfzehnte Kapitel.

Von Friedrichs Fabriken und Monopolien.

Hier hat es Hr. v. Z. wieder mit "dem gewal-"tigen Graf von Mirabeau" und mit "dem scharf-"sichtigen Herrn Denina" zu thun, wie er sie nennt, wobey er hin und wieder "dem pragmati-"schen Hrn. Büsching" (jedem giebt Hr. v. Z. einen Beynamen; welchen Beynamen sollte er wohl haben?) einen Seitenhieb nach seiner Art giebt. Es ist wohl nichts schwerer gründlich auseinander zu setzen, als die Lehre von Monopolien. Sie erfordert eine genaue Kenntniß des Landes von dem die Rede ist, und nicht gemeine Kenntniß des Finanzwesens, des Manufakturwesens und der Cirkulation des Geldes, nebst allem was dazu gehört. Hat Hr. v. Z. diese Kenntnisse? Kann er sie haben? Das beantwortet sich selbst. Also darf man hier nichts tiefgedachtes und selten etwas treffendes suchen. Seine Gegner schwatzen, und er schwatzt; aber etwas bestimmtes wird wohl bey so weniger Sachkenntniß von beiden Seiten nicht ausgemacht. Im Grunde hat Hr. v. Z. ganz recht zu sagen, daß die Monopolien, die Fr. II. veranlaßte, nicht so landverderblich sind, als die Gegner vorgaben, weil sie aus vorher festgesetzten Theorien, aus Vorurtheilen und ohne Kenntniß des Landes urtheilen. Das Leidlichste ist, was er über die Zuckerraffinerien sagt; aber diese Materie ist noch genauer in der A. d. B. CIV. Bds

2tem St. bey Gelegenheit der Schrift, welche Hr. Prof. Büsch in Hamburg wider dieses Kapitel geschrieben hat, auseinandergesetzt worden.

Dabey spricht Hr. v. Z. immer mit seiner gewöhnlichen Wichtigkeit, als ob er der erste und einzige wäre, der die Sachen die er vorbringt, sagte und sagen könnte, als ob er lauter Schätze entdeckt habe, die sonst mit ihren ersten Besitzern von der Erde verschwunden wären, da doch sehr viel bekannte und äußerst triviale Sachen vorkommen, die auch zum Theile seine Gegner sehr wohl wissen, nur daß sie die Wirkungen derselben anders erklären; also hauptsächlich in Ansehung der Wirkungen hätte Hr. v. Z. seine Gegner durch Thatsachen überführen müssen. Das Schlimmste ist aber, daß auch in diesem Kapitel sich allenthalben die offenbarsten Spuren zeigen, daß Hr. v. Z. von den Sachen, wovon er spricht, unrichtige Begriffe hat, und daß er die Nachrichten, die ihm mitgetheilt wurden, gar nicht recht zu brauchen gewußt hat. Denn allenthalben findet man, daß er die Gegenstände nicht genau und bestimmt angiebt, und die Begriffe verwirrt, weil er selbst keine deutliche Begriffe hat; daß er zuweilen auf eine lächerliche Art die Sachen übertreibt, weil seine Einbildungskraft, die immer ins Große geht, mit seiner Unkunde sich in unglücklicher Verbindung zeigt; und daß er sich widerspricht, weil er ins Wilde hineinschreibt, und nach einigen Seiten vergißt, was er vorher geschrieben hat. Wir wollen nur einige in die Augen fallende Beyspiele anführen. Genauere Auseinandersetzungen würden uns zu weit führen.

I. Beyspiele von verwirrten Begriffen.

S. 31 sagt Hr. v. Z.: "Mirabeau behauptet in "seinem Werke über die preußische Monarchie — es sey "Thorheit, einen großen Geldumlauf im Lande erhalten "wollen." Der Thorheit, dieß zu behaupten, konnte sich der Verf. des Buchs sur la Banque de St. Charles nicht schuldig gemacht haben. Er behauptet nur, die Art wie Fr. II. die Cirkulation in seinen Ländern habe befördern wollen, sey nicht die rechte. Dieß war freylich eine Thorheit, weil er diese Länder nicht hinlänglich, und wenigstens bey weitem nicht so gut kannte wie der König, und und weil er einen Staat, welcher nach seiner einmal vorhandenen Lage und Verfassung regiert werden mußte, nach einer Theorie wollte regiert wissen, nach welcher noch nie ein Staat regiert worden ist. Aber Hr. v. Z. mußte doch nicht des M. Gedanken ganz falsch vorstellen.

S. 35. nennt Hr. v. Z.: "die große Hauptsei"denfabrik des Girard und Michelet." Warum Hauptseidenfabrik? Es ist eine Fabrik so wie die andern alle. Auch nicht einmal diese, sondern die Seidenfabrik des Herrn Baudouin hat die meisten Stühle (S. Beschr. v. Berlin Ir. Bd. S. 516). Hr. v. Z. will durch Anzeigung von dergleichen Umständen nur merken lassen, daß er ganz genau unterrichtet sey; und dieß fällt mehrentheils so unglücklich aus, daß man merkt, wie wenig er unterrichtet ist.

S. 49. macht der Hr. Ritter einen gewaltigen Fehler für einen Mann, der von Zuckerfabriken schreibt, indem er sagt: "der größte Theil "des Werths dieser Waare kommt vom Raffiniren". Das ist ein wenig arg! Hr. Professor Büsch hat dieß schon in seiner Abhandlung S. 14. bemerkt. Ferner sagt Hr. v. Z. auf dieser S. 49. "Sechshundert Zuckerbäcker oder Raffineurs, lebten in "Hamburg bis dahin vornehm, reichlich und froh, größ"tentheils auch aus preußischem Gelde. Wenige Oerter in "Europa trieben die Zuckerraffinerie so weit; und man gab "dieß auf eine besondere Eigenschaft des Wassers "in Hamburg." Die Zuckerbäcker sollen vornehm gelebt haben? Das ist sehr lustig! Der muß wohl nicht wissen, was die Hamburger Zuckerbäcker für Leute sind, der so schreibt! Und daß der Vorzug des hamburger Zuckers von dortigem Wasser herrühren sollte, ist auch wohl noch keiner menschlichen Seele eingefallen. Wie muß Hr. Prof. Büsch nicht gelächelt haben, da er dieses las! Uebrigens sind niemals sechshundert Zukkerbäcker in Hamburg vorhanden gewesen, sondern nur etwas über 300. (S. Historisch-politisches Magazin 1790. April. S. 477).

II. Uebertreibungen.

S. 35 wird erzählt: "der König habe dem Bern"hardtschen Hause zur Seidenmanufaktur in Potsdam "einige zwanzig Häuser geschenkt." Das wäre ja eine ganze Straße! Die Bernhardtsche Seidenmanufaktur in Potsdam besteht aus dreyßig Stühlen, wie

wie man aus der Beschreibung von Berlin (III. Bd. S. 1375) sehen kann. Wozu hätte sie denn einige zwanzig Häuser? Die Wahrheit ist, daß diese Manufaktur nur Ein Haus in Potsdam vom Könige bekommen hat.

S. 50. wird versichert: "daß mehr als tausend "Hamburgische Zuckerarbeiter diesen Nahrungszweig im "Preußischen fanden." Herr Prof. Büsch hat schon S. 19 seiner Abhandlung gezeigt, daß dieß auf seltsame Art übertrieben ist. In der oben schon angeführten auch besonders gedruckten Recension in der A. d. B. kann Hr. v. Z. finden, daß die Splittgerberschen Siedereyen nur ungefähr hundert dergleichen Arbeiter brauchten, und diese waren gleich von Anfang nicht alle aus Hamburg, und sind es längst nicht mehr; denn die Kenntniß dieses Gewerbes ist seit 1749 in den preußischen Staaten einheimisch geworden.

S. 55 geht Hr. v. Z. noch viel weiter. Er versichert: "Die Zuckerfabrikation gab vielen tausend "inländischen Familien Verkehr und Brod." Man merkt es, daß dieß der Mann schrieb, welcher "bloß durch vom K. Fr. Wilh. I. veranstaltete preußische "Wollmanufakturen noch bis jetzt Millionen Hände zu "beschäftigen wußte."

III. Widerspruch.

S. 34 erzählt Hr. v. Z., Fr. II. habe gesagt: "Mir ist es weit lieber, meinen Unterthanen zu zeigen, "wie sie ihr Geld behalten können, als es ihnen zu neh-

"men

"nehmen, und wiederzugeben" — und S. 174 läßt er ihn sagen: "Was mir die größte Mühe macht, ist "die billige Vertheilung dieses Geldes (nehmlich des Ueberschusses von den Einkünften) "an bedürftige "Provinzen; und die beste Art den Geldumlauf da, wo "er mangelt, durch dasselbe zu unterhalten." — Dieses letztere ist ja ein Wiedergeben und ein weises kluges Wiedergeben.

Hier führen wir nur noch ein paar Beyspiele von der wenigen Genauigkeit des Hrn. v. Z. an.

Er sagt: S. 34. "Der König hat alle auswärti- "gen Waaren verboten, und dagegen alles, was im Lan- "de fabricirt war, von allen Abgaben befreyt." Wie? Es wurden ja für Millionen auswärtige Waaren ins Land gebracht. Produkte sind auch Waaren, und auch viele Fabrikate, die entweder nicht im Lande gemacht werden konnten, oder zur Verarbeitung gebraucht wurden, z. B. viele Bänder, Plüsche zu Kutschen u. s. w. waren ja erlaubt; hingegen der im Lande fabricirte Zucker war mit einer Abgabe belegt.

S. 35: "Der General Lentulus verschaffte dem "Könige eine Gesellschaft schweizerischer Uhrmacher, der "König gab dieser Gesellschaft über 80,000 Thaler; und da "die ersten Abkömmlinge abgiengen, behielten die nach- "her Angeworbenen diese 80,000 Thaler; mit einem "starken Zuschusse, von vielleicht noch 40,000 Thlr." Alles schief vorgestellt. G. Lentulus verschaffte die Uhrenfabrik nicht, sie war nie eine Gesell- schaft, sondern ein Unternehmer errichtete sie, es kostete diese Fabrike dem Könige nicht 120,000 Thaler, sondern 141,235 Thlr. und die ersten

80,000 Thlr konnten die nachher angeworbenen — die nicht angeworben, sondern schon da waren, — nicht behalten, denn diese Summe war von den ersten längst ausgegeben worden. Folgendes sind die wahren Umstände:

Im J. 1765. kam ein Uhrmacher Hüguenin aus Genf nach Potsdam, der zum neuen Schlosse einige Uhren anbot und lieferte. Er mag sich zu Betreibung seines Projects auch wohl an den General Lentulus gewendet haben. Er erbot sich in Berlin eine Uhrenfabrik mit Vorschuß des Königs anzulegen, dazu er die Arbeiter aus Genf und Neufchatel kommen ließ.

Der König gab dem Hüguenin im Jahre 1766	68,000 Thlr.
Hüguenin entwich im J. 1775, und die Fabrik ward von einem Genfer Namens Truitte fortgesetzt, der dazu empfing	36,236 —
Eben derselbe erhielt zu Etablirung der Fourituren-fabrik in Friedrichsthal	36,999 —
Summa	141,235 Thlr.

Da Truitte im J. 1783 insolvent starb, wurden aus dem Schiffbruche, inclusive des Werths des Fabrikenhauses in Berlin, nur 31,623 Thaler geborgen, welche der Berlinische Kaufmann Herr Hovelac, zur Fortsetzung erhielt, unter dem die Fabrik noch besteht.

Ueber das sechszehnte Kapitel.

Von der französischen Verwaltung der Accisen und Zölle, oder von der sogenannten Regie.

Kein Gegenstand kann wohl weniger öffentlich vor dem Publikum ganz gründlich erörtert werden als dieser. Die damit verknüpften Umstände sind auf so mannigfaltige Art verwickelt. Man müßte nicht, so wie Hr. v. Z., ins Blaue hinein reden; sondern man müßte dem Publikum Nachrichten und Rechnungen vorlegen, zu welchen nicht jeder den Zugang hat, und welche diejenigen, die ihn haben, aus sehr wichtigen Gründen dem Publikum vorzulegen vielleicht Bedenken tragen müssen. Wollte man gründlich und unparteiisch die neuen Einrichtungen, welche durch die französische Regie verursacht worden, betrachten, so hätte man auf vielerley zu sehen: z. B. auf die Auflagen selbst; wo gewiß sehr wichtige Gründe dafür und dawider zu erörtern wären; auf die Art sie zu erheben, und ob nicht, wie es wohl unstreitig ist, aus den vorgeschriebenen Formalitäten oft mehr Bedrückung erwuchs, als aus den Auflagen selbst; auf den Despotismus französischer Provinzialdirektoren und Unterbedienten, welche freylich der Generaladministration nicht zuzuschreiben waren, aber doch das Land sehr drückten; auf die Uebel und Unbequemlichkeiten, welche daraus entstanden, daß die General-Acciseadministration oder Regie vom General-Ober-Finanzdirektorium und folglich von allen Landescollegien abgesondert war,

daß sie unter keinem Minister stand und folglich sehr oft in die allgemeine preußische, so simple und so wohl zusammenhängende Staatsverwaltung nicht eingreifen konnte; auf die Uebel und die Verwirrungen, welche sonderlich im Anfange, ehe deutsche Regisseure bey der Generaladministration bestellt wurden, daraus entstanden, daß fremde Leute, welche des Landes und sogar der Landessprache unkundig waren, diese wichtige Partie regierten; auf die Uebel und Unbequemlichkeiten, welche aus dem Gebrauche der französischen Sprache immer entstanden u. s. w. Auf diese und manche andere Gegenstände müßte nothwendig die Aufmerksamkeit gerichtet werden; aber von allen diesem sagt Hr. v. Z. nicht ein Wort, begnügt sich, einige nicht einmal zuverlässige Anekdötchen zu erzählen, und mit seiner gewöhnlichen Wichtigkeit über alles zu entscheiden, wovon er nichts genau weiß. Auch für jemand, der mehr weiß als H. v. Z. würden wohl, um den Hergang aller hieher gehörigen Sachen öffentlich auseinander zu setzen, auch deswegen sich große Schwierigkeiten finden, weil mannigfaltig Dinge dabey vorkommen können, die nicht fürs Publikum gehören, vielleicht auch die manchen noch lebenden oder kürzlich verstorbenen Personen nicht angenehm seyn würden; weshalb sich also niemand in Streit oder Weitläuftigkeiten einlassen wird. Die Fehler, die wirklich bey der Regie waren, von dem wahren Guten, das dabey war zu sondern, ist auch so leicht nicht, und wenigstens ist Hr. von Z. der Mann gar nicht dazu. Wir wollen uns mit Auseinandersetzung seiner schiefen Vertheidigung, und mit Berichtigung seiner unrichtigen Nachrichten hier nicht auf-

aufhalten. Wir wollen nur Eine derbe Uebertreibung und Eine derbe Unwahrheit anführen. Schon dieß, nebst noch ein paar Anmerkungen wird genug seyn zu zeigen, daß Hr. v. Z. in diesem Kapitel eben der Mann ist, als in allen andern.

Es ist lustig zu sehen, wie Mirabeau und Zimmermann um die Wette übertreiben! Mirabeau sagt in seinem Buche über die preußische Monarchie T. IV. S. 186. "Funfzehnhundert Franzosen sind "in die preußischen Staaten vertheilt worden, um deut"schen Unterthanen französische Gesetze vorzuschreiben." Hr. v. Z. verdoppelt sogar die Anzahl, und sagt hier S. 65.: "Dreytausend französische Finanzkünst"ler kamen über den Rhein." Hr. de Launay sagt in seiner Vertheidigungsschrift wider Mirabeau *): "Es sind nie mehr als zweyhundert, und noch dazu nur "eine gewisse Zeitlang in den preußischen Staaten gewe"sen. Ich habe sogleich die Hälfte davon nach Frank"reich zurückgeschickt, und nicht mehr als etwa hundert "behalten." Hr. v. Z. braucht in seinen Fragmenten sehr oft diese Vertheidigungsschrift fast wie ein klassisches Buch, mit mehr Zuversicht als er sollte. Denn bey allem Guten was die Schrift des Hrn. de L. enthält, ist sie doch schon deshalb, weil sie eine Vertheidigungsschrift ist, als einseitig anzusehen, und mit Vorsicht zu gebrauchen. Hier aber, ist L. wegen der Anzahl der französischen Acciseedienten wohl sehr glaubwürdig. Wenn Hr. v. Z. gewohnt wäre, nur ein klein wenig nachzudenken was er hinschreibt, so müßte er

*) S. 77. des Originals u. S. 99 der deutschen Uebersetzung.

gleich gemerkt haben, daß die von ihm angegebene Anzahl lächerlich übertrieben ist. Wie groß müßte denn die Schaar der Accisebedienten in den preußischen Staaten seyn, wenn nur allein 3000 Franzosen noch hinzugekommen wären? zumal da von der französischen Generaladministration auch gleich im Anfange noch viele deutsche neuangesetzt wurden.

Bey Beurtheilung der französischen Acciseregie vermischt Hr. v. Z. auf die verkehrteste Weise Dinge zusammen, die gar nicht zusammen gehören. Er will weitläuftig beweisen, was keines Beweises bedarf, daß der König wohl gethan habe die inländischen Fabriken in die Höhe zu bringen, und behauptet dabey, ohne alle Kenntniß der Sache, daß durch die französische Regie gar keine neue Abgaben dem Lande aufgelegt, sondern daß nur durch Verhinderung des Schleichhandels mit Fabrikwaren die Vermehrung der Einkünfte sey bewirkt worden. Er sagt S. 81. ausdrücklich: "Keinen andern Wunsch "und Zweck hatte der König bey der Regie, als bloß "durch genaue Aufsicht und das Verbot ausländischer "Fabrikwaaren, die einländischen Fabriken *) menschen"möglichst in die Höhe zu bringen. So stieg dann mit "der Zeit die Einnahme der Accisen auf Volksbedürfnisse "von selbst, wenn eine Mehrheit von vielen Tausen"den von Landeseinwohnern durch Fabrikarbeiten, Spin"nereyen und was dazu gehört, ihren Unterhalt fand."

Daß

*) Wir finden hier abermals S. 83, daß die Fabriken Millionen Hände beschäftigen. Das Wort Million klingt unserm Ritter so rund, so sonor!

Daß der König die landesväterliche Absicht gehabt hat, die Manufakturen und Fabriken in seinem Lande empor zu bringen, und daß er auch größtentheils seine Absicht erreicht hat, wer wird das leugnen? Daß die Aufsicht auf den Schleichhandel mit verbotenen Manufakturwaaren auch an sich nützlich und nöthig gewesen, ist auch richtig. Aber Hr. v. Z. stellet es so vor, als wären bloß durch diese Aufsicht die Fabriken gestiegen, und als wäre die französische Regie bloß dazu bestellt gewesen, genauere Aufsicht auf die Kontrebande der Manufakturwaaren zu haben, und hätte gar nicht die Vermehrung der Abgaben, die aus der Konsumtions- und Handlungsaccise fließen, zum Zwecke gehabt. Er sagt S. 79 ausdrücklich: "Die Absicht des Königs bey der Regie war ganz und gar nicht, "die Abgaben durch dieselbe zu vermehren." Dieß ist eine offenbare Unwahrheit, denn es ist ja weltbekannt, daß durch die französische Regie verschiedene Abgaben vergrößert, und auch die Einkünfte sehr vermehrt worden. Hr. v. Z. der im Besitze ist, alle Begriffe zu verwirren, führt zur Behauptung seines Satzes an: "daß der "König den Regisseurs ausdrücklich befohlen habe, alles "zu vermeiden, was das Volk drücken könnte." Das sind aber zwey ganz verschiedene Dinge. Daß die Absicht des ewig verehrungswürdigen Königs nicht gewesen sey, das Volk zu drücken, wird jedermann gern zugeben, und man hat rührende Beweise davon. Aber es können ja auch Auflagen erhöhet werden, ohne daß sie drückend werden; das sind ja zweyerley Dinge. Hr. v. Z. citirt des Hrn. de Launay Vertheidigungsschrift legt sie ganz falsch

falsch aus, weil er selbst von der Sache nichts versteht. So sagt er auch hier: "Der König hat in "zwanzig Jahren, sagt Hr. de Launay, seinen Staaten ein "Opfer von mehr als hundert Millionen Thaler da"durch gemacht, daß er verschiedene Abgaben nachgelassen "und gemildert hat. Es ist wahr, Hr. de L. sagt dieses S. 11. d. Uebers.; nirgend aber ist die geringste Nachweisung zu finden, um diese Summe zu beweisen. S. 102. ist sie abermals bloß nur angegeben *).

Es

*) Diese Behauptung des Herrn de Launay, kann nicht anders verstanden werden, als wenn man sich denkt, er habe gemeint, der König hätte noch jährlich fünf Millionen mehr durch die Accise erheben können, wenn er keine Gegenstände ganz verboten, und keine Freypässe ertheilet hätte, und wenn er uebst den Steuern auf Brod ꝛc. alle inländische Fabrikate und die dazu gehörigen rohen Materien mit Abgaben belegte, obgleich auch dieß, so unmöglich als es seyn würde, unfehlbar übertrieben ist. So sagt Hr. de L. z. B. in dem Eingange seines Compte rendu (Mirabeau sur la Prusse T. IV. p. 1. S. 248.) daß von den 30 Millionen jährlicher inländi"scher Fabrikation, die der Hr. Graf von Herzberg nach"weise, mehr als 25 Millionen keine Gefälle bezahlten". Hierbey ist gelegentlich zu erinnern, daß Hr. v. Z. der nur beständig davon spricht, daß durch die Regie den Fabriken aufgeholfen worden, so wenig die wahre Lage der Sachen kennet, daß er nicht einmal wußte, wie oft das Interesse des Accisedepartements mit dem Interesse der inländischen Fabrikation in Collision kam. Herr de Launay sorgte wirklich mehr für seine Acciseeinnahmen als für die Industrie, und hätte auch diese gern mit Abgaben belegt, wenn er gedurft hätte. Er scheut sich nicht zu gestehen (Iustif. p. 83 d. U. S. 107.) daß er dem Könige den landverderblichen Rath gegeben hat: "Nach "20jährigen Aufopferungen für die Fabriken, endlich einmahl einige Früchte davon einzusammeln". Also wären vorher keine Früchte davon gewesen? Welche Begriffe! Die Regie war bekanntlich eben nicht vergnügt darüber, wenn der König Waaren ganz verbot; ihr Interesse wäre weit mehr gewesen, sie gegen Erlegung der Gefälle zu erlauben. In der eben angeführten Stelle des Compte rendu sagt Hr. de L. auch: "Je n'ai pas joui *d'une grande* "*partie des perceptions* qui ont formé les produits de 1764, "et j'ai produit les états de *prohibitions et franchises*, qui sont "bien

Zwar sind während der Zeit der französischen Regie verschiedene Abgaben aufgehoben oder gemildert worden; aber daß dieß hundert Millionen, d. h. jährlich 5 Millionen austrüge, ist widersprechend, Hr. de L. kann dieses nicht so gemeint haben. Er rühmt sich ja selbst, daß er während seiner Verwaltung die Einkünfte mit 42 Millionen vermehrt habe. Wären nun 100 Mil. durch nachgelassene Abgaben ausgefallen, so müßten ja entweder die Einkünfte um 58 Millionen seyn vermindert worden, oder das durch die Regie verursachte Plus müßte 142 Millionen gewesen seyn. Keines von beyden wird leicht jemand behaupten; sondern es ist gewiß, daß die Erhöhung der Abgaben die Verminderung weit überstiegen habe. Wäre, wie Hr. v. Z. träumt, die Absicht des Königs ganz und gar nicht gewesen, die Abgaben zu vermehren, warum hätte er sie denn wirklich vermehren lassen? Warum hätte er denn die Vermehrung der Einkünfte durch besondere Geschenke belohnt? Wenn Hr. v. Z. sich einbildet, diese Vermehrung der Einkünfte wäre bloß durch die ge-

"bien renforcés *par les 30 millions d' écus et plus, de fabrica-*
"*tions.*" Wir wollen damit gar nicht sagen, daß nicht die Generalacciseadministration unter französischer und unter deutscher Oberaufsicht, die landesväterlichen Befehle des Königs treu befolgt, und auf die Kontrebande von Fabrikwaaren eben so genau Acht gegeben habe, als auf die Kontrebande wodurch eigentlich die Accise geschmälert ward, und daß sie die Kontrebande mit Fabrikwaaren durch genauere Aufsicht zwar nicht, wie Hr. v. Z. meint, verhindert aber doch vermindert hat. Eben hierin und in mehrern andern Punkten liegt ihre Vertheidigung, gegen die andern unverdienten gehässigen Beschuldigungen des Mirabeau, der sie eben so ohne Kenntniß der Sache angreift, als sie Hr. v. Z. ohne Kenntniß der Sache vertheidigt, wenn er sie bloß zur Beschützerinn der Fabriken machen will.

genauere Aufsicht, und durch die Konsumtion der vielen tausend Einwohner entstanden, welche die Fabriken ins Land hineingezogen haben sollen; so zeigt er, daß er gar keinen Begriff von der Sache hat, und daß er nicht einmal des Hrn. de Launay beide Schriften mit gehöriger Aufmerksamkeit erwog, obgleich dieser, in Absicht auf die neuen und erhöhten Auflagen, ganz völlig deutlich zu seyn, nicht für gut gefunden hat. Es ist ausgemacht, daß die französische Regie durch erhöhte, d. h. durch neue Abgaben, die Einkünfte im Durchschnitte jährlich wenigstens mit $1\frac{1}{2}$ Million vermehrt hat, und zwar hauptsächlich durch Abgaben von den Getränken. Wir wollen, aus guten Quellen, nur einen ganz beyläufigen, gar nicht genauen Anschlag der Erhöhungen in runden Zahlen hieher setzen:

Seit 1766 *) Erhöhung vom Bier durch Vertauschung der Abgabe aufs Malz mit der Abgabe auf die Tonnenzahl	475,000	Thlr.
Desgleichen seit 1766 vom Brandwein durch eben die Vertauschung	375,000	—
	800,000	—
Die dagegen zu eben der Zeit aufgehobene Mahlaccise kann ungefähr betragen haben, welche also abzuziehen sind	300,000	—
Latus	500,000	—

*) S. vorläufiges Deklarationspatent wegen der neuen Einrichtung in Accise- und Zollsachen vom 14ten April 1766. In der Sammlung von 1766. S. 294.

Transport	500,000	Thlr.
Auflage auf den Wein, welcher in den Städten konsummirt wird 5 p.C; ebenfalls seit 1766	60,000	
Erhöhung der Schlachtaccise 1 Pfenn. aufs Pfund; ebenfalls seit 1766	180,000	—
Erhöhung des Imposts vom Weine; seit 1772 *)	220,000	—
Erhöhter Impost vom Kaffee; ebenfalls seit 1772	200,000	—
Kaffeebrennerey	50,000	—
Zettel- Siegel- und Plombir-Gelder	300,000	—
Summa	1,510,000	—

Hiezu kommt noch

Zoll- und Accise-Einnahme von Westpreußen	850,000	—

Diese eigentliche Erhöhungen oder neue Auflagen, und zwar nicht bloß wie oben in ungefähr angegebenen runden Zahlen, sondern in genauerm und bewiesenem Detail kommen sehr in Anschlag, wenn man treffend auseinandersetzen will, (wie es preußische Staatsmänner, aber freylich nicht öffentlich, gethan haben) was eigentlich die Wirkung der französischen Regieeinrichtung sey, und wie sich die Einkünfte, welche bis 1764 und 1765 durch die Kammern mittelst Zoll und Accise erhoben wurden, zu den nachher erhobenen verhalten. In dieses Detail und ganz genaue Bestimmung hat sich Hr. de Launay in seinen beiden öffentlichen Schriften weislich nicht eingelassen,

*) S. Edikt zur Erhebung eines Aufschlags-Imposts von Wein und Kaffee v. 1. April 1772. In der Sammlung von 1772. S. 128.

sen, auch vielleicht nicht einlassen können; sie werden aber dadurch für den Kenner weniger lehrreich. Mirabeau und Zimmermann wissen vollends gar nichts gründliches von der Sache; der eine greift an und der andre vertheidigt, gerade wie die beiden Blinden, die sich mit größter Heftigkeit duellirten, aber der eine nach Osten und der andre nach Westen stieß. Der Redakteur ist weit entfernt diese schwere Auseinandersetzung unternehmen zu wollen, bescheidet sich auch sehr wohl, daß er hiezu nicht fähig ist. Er führt obige obgleich nach guten Daten, doch nicht genau, gemachte Berechnung nur bloß deswegen an, um zu zeigen, wie ganz falsch und unwahr Hr. v. Z. die Sache vorstellt. Uebrigens wird jedermann, der die Industrie, Handlung und ganze Verfassung der preußischen Staaten kennet, einsehen, daß an sich diese Summe der erhöhten Auflagen ganz wohl vom Lande könne getragen werden, und daß also diese Finanzeinrichtung die gehässigen Beschuldigungen eines Mirabeau nicht verdiene *), der die preußischen Staaten nicht gründlich kennt, und nie den Gesichtspunkt im Auge hat und haben kann, den die Regierung der preußischen Lande im Auge haben muß, und gehabt hat. Die Erfahrung hat auch genugsam bestätigt, daß die Summe der Auflagen nicht drücke; denn

*) Man sehe z. B. T. IV. p. 1. S. 153. Das warme menschenfreundliche Herz, das Mirabeau hin und wieder bey seinen Klagen zeigt, kann man schätzen, aber bedauern, daß er so wenig die Lage der Sachen kannte, und so grobe Vorurtheile hatte. Es war allerdings sehr viel Bedrückendes in der französischen Regie, aber auch, man muß es unpartheyisch sagen, viel Gutes; und in der Summe lag das Bedrückende eigentlich nicht.

denn daß seit 1766 die preußischen Staaten am Wohlstande zugenommen haben, liegt am Tage, und wird weder durch Theorien noch durch Deklamationen noch durch speciöse Einwürfe, die nur dem, der die wahre Lage der preußischen Lande nicht kennt, wichtig scheinen, je widerlegt werden. Ob aber unter den obigen erhöhten Auflagen einige sind, welche speciell drückend seyn möchten, worinn das Drückende *) bestehe, auf welche Art demselben könne abgeholfen werden u. d. gl. das sind Fragen, die hieher nicht gehören, und Erörterungen voraussetzen, die eigentlich überhaupt nicht in öffentlichen Schriften gemacht werden könnnen. Man kann sie der Weisheit der Regierung überlassen.

So lange noch die preußische Industrie, die unter Fr. II. durch Manufakturen so ansehnlich zugenommen hat, in guter Verfassung bleibt, so lange auch bisher ein gutes Viertheil, wo nicht ein Drittel der Fabrikaten der preußischen Lande, dem Ausländer zugeführt wird, und wie bisher, der Vortheil dieser ausgeführten Waaren vollkommen hinreichet, die auswärtigen rohen zu den Manufakturen erforderlichen Materialien nicht allein, sondern auch den in den preußischen Staaten verbrauch-

*) Der König sagte in einem eigenhändigen Briefe an de Launay vom 16. März 1766, worinn Er dessen Vorschläge zu Abgaben minderte, folgende wahrhaft königliche Worte: "Impostés les vins de tout païs étranger, ce n'est "pas *le pauvre* qui le paye. *C'est* le manufacturier et "le soldat, *dont je me declare l'avocat, et dont je dois plai-*"*der la cause.*" Man sehe die Iustification du Systéme d'Economie de Mr. de Launay, S. 107. und die Uebersetzung dieses Buchs S. 317.

brauchten Wein, Kaffee, Oel, Gewürz und andre Produkten zu bezahlen; so lange wird der preußische Staat auch im Stande seyn, die Abgaben, die hierauf gelegt sind, zu tragen. Dieß zeigt die wahre Regierungsweisheit Friedrichs des Großen, welcher, indem er, um die Bedürfnisse des Staats zu befriedigen, Auflagen auflegte, auch zugleich durch die sorgfältigsten Anstalten die Industrie zu vermehren wußte, damit seine Unterthanen im Stande wären, die Auflagen zu bezahlen. Wenn man diese Betrachtungen mit Kenntniß der preußischen Staaten weiter verfolgt, so sieht man, wie ungerecht die Vorwürfe sind, welche Mirabeau der preußischen Finanzverwaltung macht, und wie wenig er sie gekannt hat *). Diese Betrachtungen

*) Hr. de Launay sagt S. 104. seiner Vertheidigungsschrift sehr richtig: "daß dieses das einzige System war, was sich für Fr. II. Land schickte." Man sehe auch die vortrefliche Rede des Königs mit dem Hrn. de Launay in dessen Vertheidigungsschrift Uebers. S. 73 f. f. Eben so hat Hr. de Launay S. 112. u. f. f. auf eine unwiderlegliche Art die Unmöglichkeit gezeigt, nach des Gr. Mirabeau Vorschlag alle indirekte Steuern aufzuheben und auf physiokratische Art in den preußischen Staaten alle Steuern auf das Landeigenthum und auf den Ackerbau zu legen. Sobald diese Unmöglichkeit gezeigt ist; so verdient alles, was M. und alle Physiokraten in der Welt sagen, keine weitere Aufmerksamkeit. Selbst Mirabeau, nachdem er nicht mehr bloß Schriftsteller war, nachdem er in der Nationalversammlung selbst an der Regierung Theil nahm, fing schon an, durch die Praxis belehrt, andre Meinungen anzunehmen, und würde es gewiß noch mehr gethan haben, wenn er länger gelebt hätte. Er lenkt auch schon in seinem Werke: sur la Monarchie prussienne hin und wieder ein. T. IV. p. 1. nachdem er S. 228 seine Ueberzeugung gesagt hat, die einem, der den preußischen Staat kennet, wirklich lächerlich vorkommen muß: "que la monarchie prussienne "sous le regne de Fr. II. vivoit de ses capitaux," und daß sie also bald zu Grunde gehen müsse; sagt er doch S. 235. vom Könige: "Dans la tension extrême de tous les ressorts du corps politique prussien il a inventé ou suivi le "plus

gen führen auf den praktischen Satz, daß das Fabrikensystem das Palladium des preußischen Staats ist.

Doch wir kehren zum Hrn. v. Z. zurück. Herr Denina behauptet: "die französische Regie habe "die Einkünfte aufs doppelte erhöht." Hr. v. Z. sagt S. 79.: "Dieß sey eine offenbare Unwahrheit." Daß man es vom allgemeinen Ertrage der Zoll- und Accisseinkünfte sagen könne, ist vielleicht nicht geradezu Unwahrheit zu nennen. Wenigstens rühmte sich de L. in einem ungedruckten Compte rendu, den er im J. 1784 dem Könige Friedrich II. übergab, (nachdem von wichtigen Leuten Zweifel wider manche Theile von de Launay's Verwaltung, und besonders über den Ertrag waren erregt worden), daß sie beynahe verdoppelt wären. Zwey sehr wichtige Konsumtions-Accisseabgaben wurden wenigstens von der französischen Regie gleich im Anfange verdoppelt, nemlich die Abgaben vom Bier und Branntwein. Diese Verdoppelung war unter der veränderten Form der Perception deswegen nicht weniger wirklich. Nemlich, bis zum 1sten Jun. 1766

"plus sage regime imaginable pour *un ordre des choses* "*contre nature.*" Das ist mit andern Worten eben das gesagt, was Hr. de Launay auch sagte. Wenn *contre nature*, wie es deutlich zu sehen ist, heißen soll, antiphysiokratisch, so wird jeder preußische Unterthan, der sein Vaterland liebt, wünschen, daß der preußische Staat in seiner bisher ihm so glorreichen und vortheilhaften Widernatürlichkeit beständig bleibe. Alle Staaten in der Welt sind in diesem Verstande bis jetzt widernatürlich, und der preußische Staat gehört doch nicht zu denen, die sich am schlechtesten befinden. Wie viel besser würde es jetzt mit den französischen Finanzen stehen, wenn nicht die Nationalversammlung unbehutsamerweise alle indirekte Auflagen auf einmal aufgehoben hätte!

1766 war die Konsumtionsaccise vom Bier und Branntwein auf das Malz und Schrot gelegt, und wurden von jedem verbrauchten Scheffel sechs gute Groschen entrichtet. Die französische Regie nahm vom 1sten Jun. 1766 an, die Abgabe vom Getränke selbst, und nicht mehr vom Malz und Schrot, sie belegte jede Tonne Bier mit achtzehn Groschen und jedes Quart Branntwein mit Einem Groschen; dieß kam eben so hoch, als ob der Scheffel Schrot und Malz mit zwölf Groschen wäre belegt worden; denn es wird zu einer Tonne Bier Ein und ein halber Scheffel Malz erfordert, und Ein Scheffel Schrot giebt Zwölf Quart Branntwein. Wenn Hr. v. Z. nur einigermaßen sachkundig wäre, so würde er gemerkt haben, daß er dieß selbst anzeigt. Er sagt S. 82: "Die Tonne Bier habe eine höhere Abgabe "von Neun guten Groschen bezahlt;" und setzt ganz seltsam hinzu: "Auch dieses war keine wirkliche Auflage." Wenn man auch zugeben wollte, daß diese Auflage selbst dem ärmern Mann nicht merklich werde, worüber sich doch sehr viel sagen ließe; so war sie doch wirklich und sogar eine Erhöhung bis aufs doppelte, denn eben diese Tonne Bier hatte vorher schon neun gute Groschen abgegeben *). Hier ist ein neuer Beweis, daß es Hrn. v. Z. eben nicht geschadet haben würde, etwas von den Sachen zu verstehen von denen er schrieb.

Was

*) In dem oben S. 92 erwähnten eigenhändigen Briefe des Königs an de Launay, hätte Hr. v. Z. den Beweis finden können. Der König sagt: "n'impostés point les "bierres des lieux, elles payent 9 gros, mettez les à *douze*, "mais *non plus ultrà*." Indessen willigte er, auf weitere Vorstellung, in die Erhöhung bis 18 Groschen.

Was Hr. v. Z. in diesem Kapitel von der Entstehung und Beschaffenheit der französischen Regie sagt *), wäre noch sehr vieler Berichtigungen fähig. Gewiß ist es, daß schon im siebenjährigen Kriege der König zuweilen der französischen Finanzeinrichtung Vorzüge zuschrieb, oder ihr zuzuschreiben veranlaßt wurde. Einer seiner sogenannten Günstlinge, oder Gesellschafter und Unterhalter, der Gen. Lieut. v. Krokow, war beynahe 30 Jahr in Frankreich und in französischen Diensten gewesen, und unterhielt den König sehr oft, vielleicht, weil er zur Unterhaltung darum befragt wurde, vielleicht, um den König zu unterhalten, von den französischen Einrichtungen. Aber freylich nie, um den König zur Nachahmung zu bereden, sondern, wie gesagt, par manière de conversation. Dieß gab Gelegenheit, daß der König, der die Lage seines Staats genau kannte, und dem es daher um Festsetzung und Vermehrung seiner Einkünfte sehr zu thun war, bald nach wiederhergestellten Frieden deshalb mit Helvetius korrespondirte, welcher auch im Jahre 1764 selbst nach Berlin kam. Es ist durch unwidersprechliche Zeugnisse zu beweisen, daß er die Präsumtion

*) Noch viel schlechter war der Gr. Mirabeau davon unterrichtet, wie man aus seinem Buche sur la Monarchie prussienne sieht. Schon daß er vorgiebt, es sey zum Fundament der Regie, der Accise- und Zoll Etat von 1764 genommen worden, zeigt wie unwissend er ist. Es war der Etat der wirklichen Einkünfte von $\frac{1765}{1766}$, d. h. vom 1sten Junius 1765 bis 1sten Junius 1766; da das preußische Finanzjahr mit dem 1sten Junius angeht. Aus gewissen Ursachen machte dieß den Franzosen einen sehr großen Unterschied, und Hr. de Launay spielt in seinen beiden Schriften mehrmals darauf an, z. B. S. 15. S. 21. der Uebersetzung welches aber, wie man wohl siehet, so wenig Mirabeau als Hr. v. Z. verstanden hat.

tion mit sich brachte, es verstehe niemand etwas von dem Finanzwesen, als die Franzosen, und daß er selbst gegen den König über die allzuniedrigen Auflagen in seinem Lande sprach, und daß sie bloß aus Mangel der Kenntnisse der Finanzkunst in den preußischen Staaaten so niedrig wären. Hr. v. Z. berichtet S. 63. "Helvetius habe "an der Tafel des Herrn Grafen von Finkenstein von "den preußischen Finanzeinrichtungen verächtlich gesprochen, "aber nicht beym Könige." Kann etwas seltsamer seyn! War denn Hr. v. Z. bey allen Unterredungen des H. mit dem Könige, daß er dieß so gewiß sagen konnte? Was hätte den Helvetius wohl hindern sollen, dasjenige, was er jedermann sagte der mit ihm sprach, nicht auch dem Könige zu sagen, welcher ihn aus Paris hatte kommen lassen, um mit ihm über diese Sache zu sprechen, und welchem er französische Finanziers empfehlen wollte? Der Erfolg hat auch genugsam gezeigt, welche Ideen hierüber Helvetius dem Könige an die Hand gab.

Die übrigen Anekdötchen, die Hr. v. Z von den französischen Finanziers erzählt, lassen sich ganz gut lesen. Die Insolenz und Präsumtion dieser Leute, welche anfänglich glaubten, alles unter sich bringen zu können, ist sehr nach dem Leben geschildert. Indessen sind auch hier verschiedene Dinge verwirrt, z. B. S. 65. womit wir uns nicht aufhalten. Wie wenig exact übrigens diese Anekdötchen sind, davon wollen wir nur ein einziges Beyspiel anführen. Hr. v. Z. sagt S. 72. der erste der Regisseurs, Hr. Candi (nicht Candy) wäre Thorschreiber in Paris gewesen, und daher

daher glaubt er herzuleiten, Candi hätte nicht vorher in den Finanzen von Frankreich gearbeitet, und habe gar keine praktische Kenntnisse von Finanzsachen gehabt, als die Kenntnisse eines Thorschreibers! Wie folgt das? Candi hatte lange in den französischen Fermen gearbeitet, und hatte wenigstens viel Routine und Erfahrung, obgleich de Launay sicher ein besserer Kopf und auch ein billigerer und menschenfreundlicherer Mann war. Die sogenannte Charge de Receveur de la porte de St. Denis, war ja eine bloße Charge honoraire, die, wie Hr. v. Z. selbst sagt, 16,000 Livres einbrachte. Candi führte, selbst in dem ersten Kontrakte, den der König mit den französischen Regisseurs schloß, den Titel: le Sieur Ioseph Trablaine de Candi, Ecuyer, Conseiller Secretaire du Roi, Maison Couronne de France et de ses Finances, Seigneur des Terres et Baillages de Rochuex Morville, Pelville, la Simellière et autres lieux. Dieser Mann war also doch wohl nicht von der Art Leuten, wie bey uns ein Thorschreiber ist; gleichwohl nennt ihn Hr. v. Z., um nach seiner Art spaßhaft zu seyn, den Herrn Thorschreiber von Candy. Und wäre ers auch wirklich einmal gewesen, so wird ja Mancher aus einem kleinen ein großer Mann! Hr. v. Z. bekennt von sich selbst: "er sey ein klei"ner Doktor und komisches Magistratsglied im klein"sten Städtlein in der Schweiz gewesen." Wenn ihn nun jetzt, nachdem er ein so großer Doktor und Mitglied so vieler Akademien geworden ist, jemand noch den kleinen Doktor nennen wollte!

Ueber das siebenzehnte Kapitel.

Ueber Friedrich II. ostindische Kompagnie und seine Seehandlungssocietät.

Hier finden wir Hrn. v. Z., wie wir ihn allenthalben fanden; er zeigt auch hier das ihm eigene Talent, über Sachen zu schreiben, und im Ton eines Sachkundigen zu schreiben, wovon er doch nichts recht richtig weiß.

Er will eine von „dem gelehrten Hrn. Denina" über beide Institute mitgetheilte Nachricht widerlegen, und Beide hatten keine Kenntniß von der Sache, worüber sie sprachen. Dieß heißt denn nicht so viel, als wenn alles buchstäblich falsch wäre, was Hr. v. Z. von der ostindischen Kompagnie und von der Seehandlungssocietät sagt. Aber alle Nachrichten, die er mittheilet, sind, wie wir es in den Fragmenten so oft finden, so verwirrt zusammengeordnet, mit so vielen unrichtigen Sachen durchwebt, mit so manchen schiefen Reflexionen verbrämt, daß der magnus Apollo seyn würde, der sich aus dieser Beschreibung eine richtige Idee, zumal von der Seehandlungssocietät, machen könnte.

Die Nachrichten von der ostindischen Kompagnie sind zwar nicht ganz unrichtig, aber äußerst verwirrt. Wir bemerken nur Folgendes:

1) Die im Jahre 1750 errichtete Gesellschaft hieß die asiatische, und nicht die ostindische Gesellschaft.

sellschaft. Ihre eigentliche Bestimmung war China, und der Handel mit chinesischen Waaren und Produkten.

2) Im Jahre 1753 wurde eine bengalische Kompagnie errichtet, die mit der asiatischen gar keine Konnexion hatte. Nun sehe man! Hr. Denina sagte: „die ostindische Kompagnie sey im J. 1751 in „Emden errichtet". Hr. v. Z. der ihn widerlegen will, weiß nicht, daß das Jahr falsch ist, daß nicht Eine, sondern zwey Kompagnien, in zwey andern Jahren errichtet wurden, daß eigentlich keine von beiden den Namen der ostindischen führt, und daß dieser Namen auf die am wenigsten passet, die Hr. D. eigentlich zu meinen scheint, und wegen welcher ihn Hr. v. Z. widerlegen will. Einer hat so verwirrte Begriffe wie der andere.

3) Die Aktien der asiatischen Gesellschaft bekamen ihr Kapital der Thalerzahl nach wieder, aber sie erhielten es in damaligen neuen Friedrichsd'or, da sie es in alten Friedrichsd'or eingelegt hatten. — Eine Differenz von 40 bis 50 Procent! —

4) Bey der bengalischen Kompagnie ist Geld für die Aktien verloren worden, und kann Hr. v. Z. noch Aktien genug bekommen, wenn er sie verlangt, die nicht bezahlt sind. Er darf sich nur bey den Splittgerberschen und Schützeschen Komtoren in Berlin erkundigen. Er wird sie für sehr billige Preise erhalten können. Gleichwohl sagt er S. 87 ausdrücklich: „Keiner der Theilhaber erlitt den „allergeringsten Verlust weder an Zinsen noch an Kapi„tal". —

Die Nachrichten von der Seehandlungssocietät sind ein wahres Galimathias.

1) Gleich die allgemeine Nachricht Seite 88, „daß die Societät mit dem ostindischen Handel gar nichts zu „thun habe", ist schief und unverständlich. Soll es, wie es scheint, heißen, daß ihr nicht erlaubt wäre, nach Ostindien zu handeln, so ist es falsch. Soll es heißen, daß sie bisher nicht dahin gehandelt hätte, so ist dieß zwar wahr; aber was soll diese Nachricht eigentlich bedeuten? Eben so gut könnte denn auch da stehen, daß die Seehandlungssocietät nach Afrika, nach Südamerika, nach Neuholland, nach dem Nutkasunde nicht gehandelt hätte.

2) S. 88 sagt Hr. v. Z. mit sehr weiser Mine: „Zwey weise Absichten hatte der König bey Errichtung der „Seehandlungs-Societät". Von diesen angeblichen beiden weisen Absichten ist die erste ganz erdichtet. Die Societät hat niemals „die Verbindlichkeit gehabt, „alle Jahre eine gewisse Anzahl von preußischen Schiffen „zu bauen und damit unter preußischer Flagge zu fahren". Freylich stand es ihr frey, Schiffe zu bauen, und sie ist berechtigt, diesen Schiffen die preußische Flagge aufzustecken. Aber sie ist nicht verbunden zum Schiffbau.

Herr v. Z. will sich nun das Ansehen geben, als wäre er vom großen Handel, und zwar besonders vom Handel der preußischen Staaten sehr gut unterrichtet, und redet S. 88 von Kabotagehandel. Aber wie schwankend, wie unbestimmt, wie so gar verkehrt ist nicht alles, was er sagt! Kabotage soll „der vortheilhafteste Handelszweig der preußischen Staa„ten seyn". So! Also das Fuhrgeld für unsre ausgeführte Waaren und Produkte beträgt mehr als

die

die Waaren und Produkte selbst! Hr. v. Z. setzt mit wichtiger Mine hinzu: „Wenige begreifen, daß „der Kabotagehandel einem Lande vor jedem andern Hand„lungszweige den größten Gewinn an baarem Gelde „bringt“. Daß dieß Wenige begreifen werden, ist wohl zu glauben; denn es ist kein Sinn darinn, im Fuhrwerke den größten Gewinn zu suchen, wenn von einem ganzen Staate die Rede ist. Hr. v. Z. setzt hinzu: „Ganz Holland bestehet eigentlich nur „durch diesen Handel“. Dieß mag Holland selbst beantworten! Wer wird läugnen, daß Holland durch die Kabotage gewinnt; wer wird aber darinn den größten Gewinn Hollands setzen? Und wenn dieß wäre; wie folgt daraus der Schluß auf andere Staaten?

Doch unser Herr Ritter wird nun praktisch! Er sagt: „Stettin hat alljährlich 400 ein- und auch so „viel ausgehende Schiffe. Von Gehalt sind diese Schiffe „100 bis 300 Lasten“. Im Durchschnitt wollen wir sie zu 150 Lasten annehmen. So haben wir also für Stettin 400 Schiffe, die 60,000 Lasten fahren. Alle diese Schiffe fahren richtig in jedem Jahre aus und kommen auch wieder zu Hause; das versteht sich. Beide Reisen geschehen auch freylich allemal mit voller Ladung! Auf jede Reise kann man, sagt Hr. v. Z., mehr als 10 Rthlr. per Last rechnen. Wir rechnen nur 10 Rthlr. Mithin verdienen diese 400 Schiffe auf ihren jährlichen Hin- und Herreisen 1'200'000 Rthlr., wovon jedoch die Unkosten abgezogen werden müssen. Was für ein herrlicher Gewinn! Aber Sie glauben doch nicht im Ernst, lieber kaufmännischer Herr Ritter! daß dieser Kalkül reell ist? Erkundigen Sie sich erst ein wenig bey Kaufleuten — ehe Sie von Handlung schreiben.

Schiffahrt auf dem Meere, und Fuhrwerk auf dem Lande, sind einerley Handwerk. Ein Kaufmann wird kein Fuhrwerk für eigene Rechnung halten, wenn er Fuhrleute findet, die ihm für Lohn fahren. Eben so hält ein Kaufmann keine Schiffe, wenn er Schiffe zum Befrachten findet. Die engländische ostindische Kompagnie miethet ihre Schiffe nach Bengalen und China, und wenn die dänischen und schwedischen Kompagnien eigne Schiffe haben, so geschiehet es deswegen, weil bey ihnen keine Rheder sind, die nach Ostindien fahren würden. Ueberhaupt ist es keine Sache für eine oktroirte Handelskompagnie, die Hauptsache aus Fuhrwerk zu machen. Für die Nation, für den Staat im Ganzen ist es gut, daß ein gewisser Theil der Unterthanen Rhederey treibt, und es wird dadurch so gut Vortheil geschafft, als durch jeden andern wohlgeordneten Industriezweige. Auch wäre es eine recht schöne Sache, wenn, wie der Hr. Ritter S. 90 sagt: „Ein König „von Preußen es dahin bringen könnte, daß man nur „den größten Theil der preußischen Frachten auf preußischen „Schiffen fahre". Freylich! daß dieß dem größten Theile nach geschehe, hat einige kleine Schwierigkeiten, welche ein jeder bald einsieht, welcher die Lage kennt. Wenigstens aber würde ein Monarch gewiß ganz fehl gehen, wenn er die Kabotage durch eine eigne Kompagnie in Gang bringen wollte. Herr Z. hat also unrecht, diese Absicht eine weise Absicht zu nennen, wenn sie Friedrich auch bey der Seehandlungssocietät gehabt hätte.

Die andere weise Absicht Friedrichs bey der Societät war, sagt Hr. v. Z., „der Salzhandel in Po„len". Das ist wahr; aber wie verwirrt erzählt er nicht

nicht diese Sache! Folgendergestalt hängt sie zusammen: Friedrich stiftete im J. 1772 eine Seehandlungssocietät, die das ausschließende Recht bekam, Salz in die preußischen Hafen der Ostsee einzuführen. Er stiftete zugleich eine preußische Salzkompagnie, die jener Societät die Last Salz von 6000 Pfund zu 50 Rthlr. abkaufen mußte, und damit nach Polen zu handeln allein berechtigt war.

In Hrn. v. Z. verkehrter Erzählung sind Societät und Kompagnie ganz komisch verwechselt, indem er S. 91 sagt: „die Salzkompagnie „habe das Salz eingekauft und der Seehandlungssocietät „überlassen". Der Einkauf des Salzes wird ganz wider die Wahrheit von Hrn. v. Z. auf Liverpool allein eingeschränkt, und der schimärische Gewinn von 50 bis 100 Procent, davon die ersten Stifter der Societät träumten, wider alle aus dem Erfolg bewährte Thatsachen, werden von ihm blind nachgebetet.

3) Der Defekt bey der Societät, welchen K. Friedrich im Jahre 1782 deckte, entstand aus Wechselreiterey, aus übermäßigen Zinsen, die dem Könige waren versprochen und gegeben worden, aus einem unzweckmäßigen Salzkontrakte in Polen, und aus tausend Operationen, die nichts als Verlust bringen konnten. Diesen Defekt hat Friedrich gedeckt, und davon ist dem Hrn. von Görne (bis auf die Wechselreiterey) nichts zur Last gelegt worden.

Dagegen hatte auch Hr. v. Görne Fonds der Societät angewendet, um Güter in Polen für sich zu kaufen und um sich eine Partie daselbst zu machen; er hatte also im Grunde diese Fonds entwendet und in seinen eigenen Nutzen verwendet, und dieserhalb

ist er bestraft worden. Dieserhalb blieb er, dem gemeinen Rechte gemäß, der Societät schuldig, und dieserhalb ist der Societät durch Urtheil und Recht das Görnesche Vermögen zugesprochen worden.

Alles, was hier Hr. v. Z. S. 92 von diesen Sachen vorbringt, ist ganz unrichtig erzählt. Friedrich sagte in der Kabinetsordre vom 25. Jan. 1782 wörtlich: „In Ansehung des v. Görne Defecten, und „was er der See- und Salzhandlungskompagnie zu erstat„ten verbunden, ist es nicht anders, er muß derselben „alles ersetzen, sowohl was er gestohlen hat, als auch, „was durch seine Schuld verlohren gegangen. Was bey „ — — — — — — — — — „verlohren worden, das ist bloß des v. Görne Dummheit „zuzuschreiben". So ist die Sache auch von der Kommission entschieden, und wegen alles Handelsverlusts *) ist dem Hrn. v. Görne nichts zur Last gelegt worden, als die Wechselreiterey.

Hr. von Z. sagt am Ende dieses Kapitels mit seiner gewohnten Wichtigkeit: „So viel ich weiß, erzählt „diese durch Akten erwiesene und landkundige Geschichte „kein berlinischer Anekdotenhändler". Landkundig ist die Görnesche Geschichte freylich, und auch einigermaßen, wie sehr billig K. Fr. II. sich dabey bezeigte. Nur die ganz falsche Erzählung des Hrn. v. Z. ist weder landkundig, noch kann je durch Akten erwiesen werden, da sie den Akten gerade widerspricht.

*) Er betrug nach einer vorläufigen Ausmittelung gegen 1'200'000 Rthlr. S. das Kriminalurtheil in Hrn. v. Mosers patriot. Archiv, Ister Theil, S. 444.

Ueber das achtzehnte Kapitel.

Von Friedrich II. Schatze.

Herr v. Z. hat, wie wir in den Anmerkungen zum Isten Theil schon hin und wieder bemerkt haben, keinen Sinn dafür, wie lächerlich sich ein Schriftsteller macht, wenn er von gewissen Gegenständen mit Zuversicht redet, von denen es nicht möglich ist, daß er genau unterrichtet seyn kann. Da wir übrigens im Isten Theil gesehen haben, wie unglücklich er über Friedrich Wilhelms I. Schatz raisonnirt, so ist dieß wohl de mauvais augure für sein Raisonnement von Friedrichs II. Schatz.

Es ist noch diskret genug, daß Hr. v. Z., der so sehr geheime Nachrichten hat, uns nicht berichtet, wie viel Geld wirklich im Schatze vorhanden war, wohl aber wundert er sich S. 95: „daß Friedrichs Schatz nicht „noch größer war". Er weiß aber auch die Ursache! Er setzt hinzu: „Aber seine Absicht war nicht mehr zu sam„len, als er zur wirklichen Erhaltung seiner Monarchie „bedurfte". Er versichert S. 100: Fr. II. habe oft zum Hrn. Minister von der Horst gesagt: „Ich will „nicht mehr Geld in meine Schatzkammer legen, als etwa „zu einem zwölfjährigen Kriege erfordert wird". Bey der jetzigen Beschaffenheit der Kriege und der Finanzen aller derjenigen Mächte, von welchen Preußen könnte angegriffen werden, ist es wohl nie vorauszusetzen, daß die preußische Monarchie zu einem zwölfjährigen Kriege gezwungen werden sollte. Hat

der König das Obige, und zumal oft gesagt; so ist es vermuthlich nur so zu verstehen gewesen, als ohngefähr wenn jemand sagen wollte: „Man kann nicht „ewig leben! wenn ich etwa 120 Jahre werde gelebt haben, so will ich aufhören". Die Möglichkeit ist da, daß jemand 120 Jahre lebt, so wie die Möglichkeit, daß Preußen einen Schatz sammle, aus welchem allein ein zwölfjähriger Krieg geführet werden kann.

Uebrigens finden sich in diesem Kapitel wieder ein paar merkwürdige Beyspiele von derjenigen Genauigkeit, die wir schon oft in den Fragmenten des Hrn. Ritters bewundert haben, und man sieht hier abermals, daß er den preußischen Staat viel genauer kennt, als ein berühmter preußischer Staatsminister. Gleich im Anfang des Kapitels führt er an, die preußische Monarchie solle „höchstens sieben „Millionen Menschen zu Fr. II. Zeiten enthalten haben", und hat nicht ein Wort dawider einzuwenden. Freylich, der Hr. Gr. von Herzberg hat nur höchstens sechs Millionen gefunden, daher vielleicht die siebente Million aus den mehreren Millionen rechter und linker Hände zusammen zu bringen seyn wird, welche der Herr Ritter von Z. in den brandenburgischen Wollenfabriken arbeiten läßt *).

„Hr. v. Z. sagt zweymal S. 95 und S. 100: „Acht Millionen behielt Friedrich in den letztern Zeiten, „nach Bestreitung aller Kosten, von welcher Art sie auch seyn „mochten, jedes Jahr zu seiner freyen Verwendung". Das ist eine wichtige und ganz neue Nachricht! Woher

*) S. Anmerkungen über den 1sten Theil, S. 33.

Woher mag sie Hr. v. Z. haben! Vom Hrn. Minister von der Horst wohl nicht; denn derselbe war in den letzten Jahren nicht mehr im Ministerium, und konnte also so ganz genau nicht wissen, was damals der König jedes Jahr übrig behalten oder nicht. S. 170 dieses IIten Bandes liefert Hr. v. Z. einen Brief, „womit ihn der Hr. Graf von Herzberg „beehret hat“; freylich, vermuthlich nicht in der Absicht, daß der Hr. Ritter diesen ihn beehrenden Brief sollte drucken lassen. In diesem Briefe findet sich nach des Hrn. v. Z. eignem Ausdrucke: die „authentische Nachricht“: der König habe einen jährlichen Ueberschuß „von fünf bis sechs Millionen gehabt“. Hier kommen wir armen Leser sehr ins Gedränge, und wissen nicht, was wir denken oder glauben sollen! Freylich sollte man dem ersten Anblicke nach meinen, der Herr Graf von Herzberg müsse dergleichen Dinge wohl genauer wissen, als der Hr. Ritter v. Zimmermann! Aber wir haben schon Beyspiele gesehen, daß der Hr. Ritter von wichtigen Geschäften des preußischen Hofes sehr geheime Nachrichten hatte, welche selbst dem Hrn. Grafen v. Herzberg verborgen geblieben waren *). Ferner, ist es schwer zu begreifen, wie eine Behauptung Authentisch seyn kann, welche einer Behauptung des Hrn. Ritters widerspricht, da er bekanntlich nichts als Authentische Nachrichten hat, und deshalb die berlinischen Anekdotenhändler, Anekdotenhäscher, Anekdotophagen, und wie das berlinische Geschmeiß weiter heißt, dessen er beständig mit authentischer Verachtung erwähnt,

*) Z. B. vom Fürstenbunde. S. Anmerk. über den Isten Theil S. 316.

wähnt, so weit hinter sich zurückläßt. Es ist dieß noch schwerer zu begreifen, da der Hr. Ritter diese Nachricht, die seiner eigenen ausdrücklichen Behauptung widerspricht, dennoch auch selbst Authentisch nennt. Man könnte freylich glauben, dieß käme nur bloß daher, weil der Hr. Ritter S. 170 vergessen habe, was er S. 95 und S. 100 geschrieben hatte. Diese Auflösung der Schwierigkeit würde freylich ganz simpel seyn, zumal, da wir unsern authentischen Hrn. Ritter schon mehrmals auf solchen kleinen Vergeßlichkeiten betroffen haben. Indessen glauben wir durch eine andre Erklärung beide Nachrichten vereinigen zu können, so widersprechend sie auch scheinen möchten. Man erinnere sich, daß der Hr. Graf von Herzberg in der preußischen Monarchie, von welcher er Staatsminister ist, nur von sechs Millionen Einwohnern weiß; und wir haben oben gesehen, daß Hr. v. Z. in derjenigen Monarchie, über welche seine Fragmente so authentisch sind, daß er „seinem Zeitalter damit in die Augen sehen „darf", sieben Millionen Menschen zählt. Nun ist ja alles in Ordnung! Die zwey bis drey Millionen Zimmermannischer Ueberschuß an Einkünften kommen von der Einen Million Zimmermannischer Menschen her!

Hr. v. Z. hat es in diesem Kapitel S. 101 und f. f. wieder mit dem gewaltigen Grafen v. Mirabeau zu thun. Ueber den sagt er unter andern S. 103: „Graf M. verweiset in seiner Lettre remise à Fr. „Guill. II. den König in *) Preußen mit seinem Schatze in „fremde

*) Weiß Hr. v. Z. noch nicht, daß seit der Erwerbung von Westpreußen, der König sich König von Preußen schreibt?

„fremde Fonds. Hier steht alle Vernunft stille". Herr v. Z. hat der Lettre remise à Fr. Guill. II. die unverdiente Ehre angethan, sie in einem besondern Büchlein zu widerlegen, und hat sich über dessen Hist. secrette in vielen unnöthigen Eifer gesetzt; er scheint aber, wie man merkt, die Cause secrette der doppelten Reise des Grafen M. nach Berlin gar nicht zu wissen, ungeachtet sie bald von jedem bemerkt ward, der den Gr. M. in Gesellschaft einigemal sprechen hörte. Es ist bekannt, daß sich in der französischen Finanzverwaltung ein ansehnliches Deficit seit mehreren Jahren gefunden hatte, welches nicht eingebildet war, wie das Deficit, was M. in der preußischen Volksvermehrung zu finden vermeinte, sondern sehr wirklich. M. glaubte ein sicheres Mittel zu wissen, demselben wenigstens vor der Hand abzuhelfen, (weiter gingen die Finanzoperationen der französischen Finanziere damals nicht, — und gehen auch noch jetzt nicht weiter). Er dachte: Nichts ist natürlicher, Preußen hat Geld, Frankreich braucht Geld, es kommt also nur darauf an, die Preußen zu bereden, daß ihr Geld besser in Frankreich liegt, als bey ihnen selbst; und dieß hielt Gr. M. für leicht, denn er kannte sehr wohl die Stärke seiner Beredsamkeit, und hatte auch schon das Beyspiel vor sich, daß Genf, und durch Genf halb Deutschland und Italien, zu einem ähnlichen Schritte waren beredet worden. Konnte M. seinen Vorschlag wirklich ins Werk setzen; so war gewiß, daß er auf eine gute Stelle im Corps diplomatique oder wo es sonst gewesen wäre, hätte rechnen können, welches damals, wie bekannt, seine höchste Aussicht und zugleich sein ernsthaftes Bestreben war; und es würde auch dadurch die jetzige Revolution etwas

weiter hinausgesetzt worden seyn. Daher machte er sich auf nach Berlin; und jeder, der ihn in Gesellschaft gesehen hat, wird sich erinnern, daß er diese Lehre und was dahin einschlägt, allenthalben predigte, und sonderlich in der ersten Zeit mit größter Beredsamkeit bewies, so gut man mit Beredsamkeit und ohne Kenntniß beweisen kann, daß die Deutschen von Geld und Cirkulation keinen Begriff hätten *), und daß sie Unterricht darüber brauchten. Fast jeder Franzose hat eine lebhafte Einbildungskraft nebst einer großen Meinung von sich, und M. besonders vereinigte diese Eigenschaften mit überaus vielem Witze und Beredsamkeit. Er glaubte also vermuthlich seinem Zwecke viel näher gekommen zu seyn, wenigstens verzweifelte er gar nicht daran,

Mittel

*) Der Redakteur dieser Anmerkungen erinnert sich genau, daß ihn M., der in einer Gesellschaft viel von Geld und Cirkulation gesprochen, und vermuthlich das Stillschweigen der meisten Anwesenden für Beyfall genommen hatte, fragte: Ob ein Deutscher wohl etwas über Geld und Cirkulation geschrieben habe, das gelesen zu werden verdiente? — qu'on peut lire. Ihm ward geantwortet: Hr. Prof. Büsch habe ein Werk über die Cirkulation geschrieben, das alles hinter sich ließe, was in irgend einer Sprache geschrieben sey, und nicht gelesen, sondern studirt werden müßte. Eh bien! versetzte M., je le ferai traduire, pour voir ce que c'est! Auf die Bemerkung, daß die Uebersetzung nicht so leicht seyn möchte, da es zwey starke Bände ausmache, und daß sich schwerlich ein Uebersetzer finden möchte, der der Materie und auch beider Sprachen mächtig sey, fuhr M. heraus: Quoi? deux volumes! je dirai cela mieux en deux feuilles! Das war freylich auch in der allerersten Zeit. Man muß M. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er, seine Lieblingstheorie die Physiokratie ausgenommen, aufmerksamer und empfänglicher des Unterrichts war, als andere Franzosen, und nachdem er sich wirklich eine Anzahl deutscher statistischer und anderer Bücher hatte übersetzen und Auszüge daraus machen lassen, urtheilte er, obgleich sehr oft nicht treffend, dennoch so sehr ungereimt nicht mehr.

Mittel zu seinem Zwecke zu finden, vielmehr war er ganz voll davon. Die neue Regierung schien ihm der rechte Zeitpunkt zu seyn. König Fr. II., dachte er, hat zu einem Franzosen in Finanzsachen Zutrauen gehabt, warum sollte Fr. Wilh. II. nicht zu einem andern Franzosen Zutrauen gewinnen? Dahin ging seine Lettre remise à Fr. Guill. II.; er glaubte, dem Könige ganz neue Wahrheiten gesagt, und sie auch so eingekleidet zu haben, wie sie Wirkung thun müßten; er glaubte dadurch die größte Aufmerksamkeit zu erregen, und sich den größten Einfluß zu verschaffen; aber freylich erregte er nur ein allgemeines Lächeln über seine Unwissenheit und Präsumtion. Daß Mirabeau also in seiner Schrift das obige sagte, darüber durfte niemanden aller Verstand stille stehen; denn es war die Absicht, warum er zweymal nach Berlin reisete, und die Hauptabsicht, warum er die Lettre remise au Roi schrieb und überreichte. Aber freylich hätte wohl aller Verstand stille stehen können, wenn der König von Preußen auf eine solche Lettre remise par un étranger das zur Erhaltung des Staats gewidmete Geld in die französische Fonds gelegt hätte. Damit hatte es aber gute Wege. Der preußische Staat hat überhaupt das Schicksal, daß Ausländer dessen Geschichte und Verfassung, Aufkommen und Abnehmen besser zu verstehen vermeinen, als alle Einländer. Der Graf Mirabeau ist nicht der einzige Ausländer, der für gut gefunden hat, einige Absichten so einzukleiden, als ob König Friedrich Wilhelm II. über die Finanzen seines Staats zu belehren wäre. Haben wir nicht einen engländischen Gesandten, Hrn. Hailes zu Warschau gesehen, der, freylich nicht ministeriellement, das wäre allzuarg gewesen, sondern als seine

Privatmeinung, Danzig dem preußischen Staate zuwenden wollte, der es nicht verlangte, und dabey den Danziger Handel an Preußen nicht geben, wohl aber den Handel des Königreichs Preußen wegnehmen wollte; alles in der menschenfreundlichen Meinung, der König von Preußen verstehe seine eigene Finanzen nicht, und er, Hr. Hailes, müsse ihn darüber eines bessern belehren. Freylich hat König Friedrich Wilhelm II. eben so wenig den Rath des Hrn. Hailes als den Rath des Hrn. Mirabeau anzunehmen für gut gefunden. Es möchte auch wohl überhaupt dem preußischen Staate heilsam seyn, wenn ferner, so wie sonst, dessen Regenten nicht den Weg gehen, den ihnen Ausländer bezeichnen, sondern ganz still ihren eignen Weg.

S. 104 hat es Herr v. Z. mit Herrn Büsching zu thun, den er „den Pragmatischen" nennt, und sich freylich dünkt viel pragmatischer zu seyn als derselbe. Herr B. hatte gesagt: „Der siebenjährige „Krieg machte die Schatzkammer ganz leer". Dawider sagt Herr v. Z. S. 107: „nicht nur nicht ausge„leert, wie Herr Büsching sagt, sondern während die„ses ganzen Krieges ward nicht einmal gerade aus der „Schatzkammer, weder an die General: Kriegszahlkasse, „noch an des Königs Specialkasse gezahlt, sondern „allemal aus der Münze"; und kurz vorher: „Aus „seinem warlich nicht leeren Schatze theilte der König „gleich nach dem Kriege sechs Millionen *) Thaler an „seine verarmte Länder aus". Diese Nachricht von den Zahlun-

*) König Friedrich II. sagt zwar in seiner eigenen Geschichte des siebenjährigen Krieges (T. IV. S. 418) nur, es wären drey Millionen gewesen. Aber freylich Hr. v. Zimmermann muß es wohl besser wissen. Es kommt ihm überhaupt auf ein Paar Millionen mehr oder weniger nicht an.

Zahlungen giebt uns Herr von Z. nur, um uns zu zeigen, was er für ein Mann sey, wie genau er alles wisse, und wie pragmatisch er also sogar über die Auszahlung der Gelder im siebenjährigen Kriege urtheilen könne; denn sonst wird er, nach der ihm beywohnenden großen Einsicht, selbst einsehen, daß dadurch gegen Hrn. Büsching nichts bewiesen wird. Es ist ganz klar, daß, wenn etwa die Schatzkammer ihren letzten Schilling an die Münze gezahlt hätte, sie nicht weniger leer gewesen seyn würde, als wenn ihn die Feldkriegskasse gerade von ihr empfangen hätte. Indessen unterwindet sich doch der Redakteur zu behaupten, daß im siebenjährigen Kriege nicht allemal aus dem Schatze an die Münze gezahlt worden sey; und dieß, was er aus der Natur der Sache vorher vermuthete, ist ihm von noch lebenden Männern, welche vom Anfange des siebenjährigen Krieges an beym Feldkriegsdirektorium dienten, bestätigt worden. Die ganze Mobilmachung der Armee, die Vermehrung der Remonte, die ersten Freybataillone, die ersten Lieferungen, die Schimmelmann für die Magazine machte, und überhaupt alle Zahlungen, welche geschahen, ehe die Münzveränderung vorgegangen, geschahen rekta aus dem Schatze an die Feldkriegskassen.

Uebrigens, Trotz allem, was uns der pragmatische Herr von Z. mit so vieler Wichtigkeit sagt, muß doch wohl der Schatz noch vor Endigung des Krieges ziemlich ausgeleeret gewesen seyn. Man kann dieses schon daraus urtheilen, daß der König zur Verschlechterung des Geldes Zuflucht nahm; einem gewaltsamen Mittel, das E. selbst nur durch die äußerste Noth vertheidigt. Noch ein anderer, wenig bekannter Umstand bestätigt dieses. Schon

vor dem siebenjährigen Kriege nahm der König, der wohl die Nothwendigkeit dazu einsehen mochte, da ihm die heimliche Verbindung wider Ihn bekannt war, von der Kurmärkischen Landschaft eine sehr beträchtliche Summe auf, und im siebenjährigen Kriege wurden diese Anleihen so vermehrt, daß sie im J. 1763 einige Millionen betrugen *). Die Fonds der Land-

*) Die Geduld möchte einem Leser, der die preußischen Staaten kennt, mehr als einmal vergehen, wenn er sieht, wie der Graf Mirabeau in seinem Werke sur la Prusse so oft seine treffliche Beredsamkeit mißbraucht, um seiner elenden, nirgends anwendbaren physiokratischen Theorie zufolge, dessen weise Regierungsthätigkeit, die er une étonnante mais malheureuse activité zu nennen sich nicht entblödet, zu beschimpfen. Wir haben oben S. 61 gesehen, daß seine Universalarzeney, wodurch die preußischen Lande blühend werden sollten, ist, de laisser tout aller. Schön! K. Friedrich I. ließ alles gehen, wie es ging, warum kamen denn da die preußischen Lande zurück? K. Friedrich Wilhelm I. ließ die Sachen nicht gehen wie sie gingen; er machte Acciseeinrichtungen, Ausfuhrverbote fremder Manufakturen, und alles, was Mirabeau tadelt. Warum fing denn da schon an, Wohlstand in die preußischen Lande, Ordnung in die K. Einnahmen, und Industrie und Sparsamkeit ins Volk zu kommen? Braucht es mehr, um alle die Contes bleus zu widerlegen, die M. über Fr. II. mit mehr Beredsamkeit als Kenntniß der Sachen macht. T IV. P. 1. S. 225, sagt er sogar, alle Finanzanstalten K. Fr. II. würden nicht nöthig gewesen seyn: „en laissant tout aller „*sur le pied de 1764*; en laissant au tems de refermer les „plaïes de la guerre" &c. Kannte Mirabeau wohl den Zustand im J. 1764? Möchten doch diejenigen, die noch glauben können, dieser Satz sey nicht non-sense, in den Oeuvr. posth. T. V. S. 131 f. f. lesen! Verwüstete, menschenleere Provinzen, die zum Theil weder Vieh, noch Saat- und Brodkorn hatten, und Besorgniß, es möchte unvermuthet ein neuer eben so verwüstender Krieg entstehen; denn Friedrich II. hatte die so richtige, allen Königen zu empfehlende Maxime: „Que c'est une faute capitale en po„litique de se fier à un ennemi reconcilié". (Hist. de mon tems T. II. p. 3). Und dazu hatte Er noch, wie oben zu sehen, ansehnliche Kriegsschulden zu bezahlen. Sollte er der Zeit überlassen, ob sie sich selbst bezahlten? Es ist eben derselbe Mirabeau, der eine 46jährige weise Regierung, deren

Landschaft reichten natürlich zu den Zinsen nicht zu; ihr wurden daher zum Reste der Zinsen, auf eine gewisse Kasse 230,000 Rthlr. angewiesen. Der König fing ungefähr im J. 1771 an, aus dem Ueberschusse der Generalacciseadministration, das Kapital nach und nach abzuzahlen, so daß in den letztern Jahren jährlich 500,000 Rthlr. abgetragen wurden. Im Jahre 1785 war ungefähr dasjenige, was vor und im Kriege aufgenommen war, bezahlt *). Auch machte der König zu zwey verschiedenen Zeiten Anleihen von den Städten in der Kurmark. Die wenigsten Kämmereyen

deren wahren Gesichtspunkt er so wenig, wie das regierte Land recht kannte, so leicht verbessern zu können glaubte, welcher sich auch dünkte, das, was Hr. Pr. Büsch in seinem mit so vieler Kenntniß und Ueberlegung geschriebenen Werke über die Cirkulation sagt, in zwey Bogen besser zu sagen, ehe er das Buch gelesen hatte. Der Dünkel ist eben derselbe.

*) Es scheint nicht, daß beym Ende des Krieges von andern Provinzen Schulden geblieben sind. Der König sagt Oeuvres posth. T. V. S. 135: „le Roi „parvint, dès la première année aprés la paix, à con„tenter tous les créanciers de l'Etat, & ne devoit un sol „de ce que lui avait couté la guerre". Vergessen kann er nicht haben, was er von der Kurmärkischen Landschaft aufgenommen hatte. Er rechnete es aber nicht, weil zu dessen Wiederbezahlung eigentlich die Nothwendigkeit nicht da war, und die Zinsen auf einem sichern Etat standen. Wer die Beschaffenheit der Kurmärkischen Landschaft und derselben Relation gegen den Regenten als ein Schuldenfonds hat einigermaßen kennen lernen, wird dieß begreifen. Beyläufig sey es, als ein Beyspiel angemerkt, wie Mirabeau, der vom preußischen Finanzwesen in die Kreuz und Queere redet, dennoch dasselbe so wenig gründlich kennet, daß er von der Kurmärkischen Landschaft nicht eine Silbe weiß. Hätte er gewußt, daß der Kurfürst von Brandenburg wichtige Staatsschulden hat, die seine Landstände garantirt haben, und zu deren Zinsen er ihnen wichtige Staatsrevenüen abgetreten hat, die sie nach eigener Einsicht verwalten; so hätte er etwas Wunderbares mehr am preußischen Staate bemerkt, darüber er seine Beredsamkeit hätte in Uebung bringen können, um es falsch vorzustellen.

reyen hatten damals baares Geld, sondern nahmen die auf sie kommenden Summen gegen Zinsen auf. Die ganze Summe ist uns nicht bekannt. Der Antheil der Stadt Berlin zu beiden Anleihen war 34'000 Rthlr. Ob und wie viel der König von andern Provinzen aufgenommen habe, wissen wir nicht. Von den magdeburgischen Ständen ward gegen Ende des Krieges eine Anleihe gefordert, die auch zu Stande kam. Sie war aber nicht gebraucht worden; denn die Stände bekamen bald nach dem Frieden, jeder sein Antheil in eben den Beuteln zurück, in welchen es war geliefert worden. Sicher ist es aber, wenn der Schatz des Königs noch hätte so ergiebig seyn können, würde der König diese Anleihen nicht nöthig gefunden haben.

Doch wir haben ja das Zeugniß des Königs selbst, daß schon in den ersten Jahren des siebenjährigen Krieges sein Schatz ganz ausgeleert war. Er schickte seinem Generale und geliebten Freunde Fouquet, den 23. Decbr. 1758 ein Geschenk von 2000 Rthlr., weil er nicht mehr entübrigen konnte, mit den Worten: „Je vous envoye, mon cher ami, *l'obole de la veuve*"; und als ihm Fouquet dankte, antwortete Er den 9. Jan. 1759: „Je ne suis pas aussi riche, que vous „pensés, mon cher ami; mais *à force d'industrie & de „ressources*, j'ai trouvé mes fonds, *pour la campagne pro- „chaine*. „— J'ai partagé avec vous & avec un cou- „ple d'amis ce qui restait à ma disposition; ainsi vous de- „vés plutôt me comparer *au pauvre Irus*, qu'au riche „Crésus *)". Und den 16. Novbr. 1760 schrieb er an

*) S. Memoires de Fouquet T. I. S. 44, 72 und 83.

an den Markis d'Argens *): „Jugés *de mon embar-*
„*ras*, en vous répréſentant, que je ſuis *reduit à faire*
„*ſubſiſter & à payer* mon armée *par induſtrie*".

Freylich, wenn Hr. v. Z. des Königs Schriften ſtudirt und darüber etwas nachgedacht hätte, ſo hätte er viel unnöthige Reden ſparen können. Wenn er auch hier nachgeſehn hätte, was der König ſelbſt über das Ende des ſiebenjährigen Krieges ſchreibt; ſo würde er Hrn. Büſching nur darauf haben verweiſen dürfen, und er ſelbſt würde deutlicher und beſtimmter ſich ausgedrückt haben; denn ſo wie ſich jetzt Hr. B. und Hr. v. Z. ausdrücken, haben beide in tantum Recht, und in tantum Unrecht, nachdem man ſie verſteht.

Der König ſagt ausdrücklich, (Oeuvres poſth. T. V. S. 13): „Frankreich, England und Oeſtreich hätten „Frieden gemacht, faute de *fonds ſuffiſans pour* la cam„pagne de l'année 1763. Er aber hätte deswegen bey Endi„gung des Krieges baar Geld gehabt, parcequ'il avait eu „*la prudence* d'avoir toujours *une année d'avance dans ſes* „*coffres*". Alſo ſagt der König ſelbſt nicht, daß er einen Schatz noch hatte, und da Er nur die zu Einem Feldzuge nöthigen Koſten vorräthig hatte, ſo konnte Hr. Büſching wohl ſagen: der Krieg habe die Schatzkammer ganz leer gemacht"; denn man pflegt in Preußen unter der Benennung Schatz diejenigen Summen zu verſtehen, welche auf künftige unvorhergeſehene Zufälle zurückgelegt ſind; nicht diejenigen, welche die unmittelbare Beſtimmung haben, noch in eben dem Jahre ausgegeben zu

*) Oeuvres poſth. T. X. S. 230.

werden. Freylich, sollte Hr. B. haben sagen wollen, es wären überhaupt nur am Ende des Krieges 200'800 Thaler schlecht Geld dem Könige übrig geblieben; so hätte er allerdings Unrecht: denn bis dahin konnte der König nie seine Feldkriegskasse ausleeren, sonst hätte er ja nicht einmal den Rückmarsch der Armeen in seine Lande bezahlen können. Der König schlägt selbst (Oeuvres posth. T. IV. p. 421, wo er das Wunder, daß er die Kosten der Feldzüge habe bestreiten können, erklärt, indem er alle seine *Ressources* angiebt, aber keines Schatzes gedenkt), die Kosten eines Feldzuges auf fünf und zwanzig Millionen schlechten Geldes an; diese besaß er also ungefähr. Hievon machte er die zu Ende des Krieges noch nöthigen Zahlungen. Hievon gab er die Summen, um dem Lande aufzuhelfen. Hievon setzte er, was zur Armee nöthig war, wieder in den Stand. Hievon fing er unmittelbar Baue an, und gab den Manufakturen Vorschüsse, damit arme Leute Verdienst hätten. Hr. B. hat vermuthlich nur sagen wollen, daß außer demjenigen, was in der Feldkriegeskasse zu Einem Feldzuge vorräthig war, nur noch bloß die 200'800 Thaler, die den Vorrath der in Berlin befindlichen Generalkriegeskasse und Hofstaatskasse ausmachten, dasjenige gewesen, was man eigentlich Vorrath nennen könnte, oder was zur eigenen Disposition des Königs gestanden sey. Selbst aber alsdann würde hauptsächlich der Vorrath der Generaldomainenkasse noch hinzugedacht werden müssen, welche im Februar oder März doch auch gewiß nicht leer gewesen ist, indem dahin bekanntlich der größte Theil der Ueberschüsse fließet.

Wenn aber Hr. v. Z., welcher mit so vieler Wichtigkeit, und mit so vielem verächtlichen Spotte gegen

Hrn.

Hrn. B. sagt: der Schatz war warlich nicht leer, darunter, wie man deutlich sieht, verstehet, es sey am Ende des Krieges ein großer Vorrath wegen dessen der König für die Zukunft hätte unbesorgt seyn können, vorhanden gewesen; wenn er sogar S. 117 ausdrücklich sagt: „daß der preußische „Schatz beym Ausgang des siebenjährigen Krieges, eben so „stark gewesen, als vor dem Anfange dieses Krieges"; so sagt er nicht allein etwas höchst ungereimtes, sondern etwas, was der Natur der Sache und den eigenen Nachrichten des Königs gerade widerstreitet, und hat also viel mehr Unrecht als Hr. B. Alle seine Begriffe sind so verwirrt, wie sie unbestimmt sind. Meint er (wie es S. 117 scheint), der ganze Schatz wäre umgemünzt und eben die Millionenzahl in schlechtem Gelde gewesen, wie vorher an gutem Gelde; so wäre es dadurch schon über $\frac{2}{3}$ geschmolzen gewesen. Oder waren so viel mehr Millionen vorräthig, daß der Schatz eben so stark blieb? Er sagt am Ende dieses Kapitels: „Friedrichs Schatz war während „des siebenjährigen Krieges, halb in Magdeburg und „halb in Stettin; und einige Monate nach dem Kriege „brachte man diesen Schatz wieder nach Berlin". Wenn man sich erinnert, daß Hr. v. Z. oben vorgegeben hatte, „der Schatz habe niemals an die Feldkriegeskasse, „sondern an die Münze gezahlt, wo das gute Geld in „schlechtes sey verwandelt worden", und da er niemals erwähnt, daß aus der Münze etwas wieder in den Schatz gekommen, oder nach Magdeburg und Stettin geschafft worden wäre; so sieht man wohl, daß er sich einbildet, es wären große Summen im Schatze geblieben, welche nicht in die Münze gekommen wären, und also immer noch in gutem

altem Gelde vorhanden gewesen seyn müßten. Darin wird er sich aber gewiß sehr irren.

Ueberhaupt sieht man auch in diesem Streite, daß Hr. v. Z. nur widerspricht, um seine Wichtigkeit und vermeinte höhere Einsicht zu zeigen, daß er gar nichts untersucht hat, daß er nicht einmal weiß, was der König selbst über seine Finanzen im Kriege, schreibt, und daß er gar nicht auf die Folgen der Behauptungen Acht giebt. Die Vergleichung zwischen Hrn. B. und ihm, möchte warlich nicht zu seinem Vortheile ausfallen. Wenn man nachsieht, bey welcher Gelegenheit die angefochtene Stelle bey Hrn. Büsching vorkommt *), da seine ganze Absicht ist zu zeigen, daß Fr. II. ein wahrer Landesvater gewesen; so erhellt, daß, wenn auch seine Nachricht falsch seyn sollte, sie nichts als eine gelegentliche bescheidene Berichtigung verdient hätte, weil sein Hauptsatz im Wesentlichen dennoch stehn bleibt. Wenn nun aber dagegen Hr. v. Z. mit Ungestüm behauptet, ohne es durch irgend etwas als durch sein leeres Wort zu bestätigen: „Fr. II. Schatz sey am Ende „des Krieges warlich nicht leer, ja sogar, er sey eben so „stark wie vor dem Kriege gewesen"; so sieht er weder, daß des Königs eigene Nachrichten dieser Behauptung gerade widersprechen, noch was daraus wider den Charakter des Königs nothwendig folgen würde. Wenn Fr. II. die Münze verringern mußte, wenn er Kontributionen mit einer Strenge beytrieb, die seinem sonstigen Charakter gar nicht gemäß, und zuweilen seiner nicht würdig war; so wird die um-

par-

*) Charakter Friedrichs II. S. 216.

parteyische Nachwelt solche Maaßregeln zwar nicht billigen, aber mit der äußersten traurigen Nothwendigkeit, und wirklich auch durch nichts anders, noch allenfalls entschuldigen können. Wenn aber Fr. II. alle diese harte Maaßregeln nahm, wenn er schon 1758 und 1760 an seine besten Freunde, denen er sonst sein Herz in allem öfnete, schrieb: Er sey in größter Verlegenheit, und müsse par industrie & par ressources seine Armee bezahlen; wenn er sogar in seiner Geschichte des Krieges die Sache eben so vorstellet und sogar die ressources angiebt; wenn er noch nach dem Kriege ein ganzes Jahr lang, sogenanntes Mittelbrandenburgisches Geld schlagen ließ, wobey die Münzentrepreneure verlohren und das Land nicht gewann — Wenn Fr. II. dieß alles that, und er hätte dennoch während des ganzen Krieges einen großen Schatz in altem gutem Gelde gehabt, den er nicht anrührte, der am Ende des Krieges eben so stark war, als vor dem Anfange des Krieges, und er hätte einige Monate nach dem Frieden, zu eben der Zeit, da er für sein Land Mittelgeld schlagen ließ, denselben unbesorgt aus Magdeburg und Stettin zurückkommen lassen, und ohne Absicht verschlossen gehalten; wie müßte man sich wohl den Charakter Friedrichs *II.* hieraus schildern? In solchem gehässigen Gesichtspunkte zeigt ihn Hr. v. Z. unbesonnenerweise durch Behauptungen, die er mit nichts beweiset, und denen die Natur der Sache, des Königs eigene Nachrichten, und das Zeugniß noch lebender Geschäftsleute, die in damaliger Zeit schon in wichtigen Bedienungen standen, widersprechen. Man weiß fast nicht, was man von Hrn. v. Z. denken soll, der nicht

einmal

einmal die Werke des Königs sorgfältig mit seinen vermeinten neuen Nachrichten vergleicht, da er sie doch vor sich hatte. Im T. V. der Oeuvres posth. S. 134 sagt der König von den ersten Jahren nach dem Kriege: „Quoique *la reduction de l'armée* „eut été fixée pendant la paix à 150'000 hommes, on était „*embaraſſé à fournir l'argent pour les payer*". Und Hr. v. Z will uns einbilden, der Schatz sey am Ende des Krieges eben so stark gewesen als vor dem Kriege! Welcher Unsinn!

Ueber das neunzehnte Kapitel.

Vom Münzwesen im siebenjährigen Kriege.

In diesem Kapitel sind alle Nachrichten eben so unrichtig, und alle Räsonnemente eben so verwirrt als allenthalben. Wir wollen uns mit den Räsonnementen nicht aufhalten; denn wie soll man sich mit einem Manne, der von keiner Cirkulation, und am wenigsten von der forcirten Cirkulation, die durch die schlechte Münze im siebenjährigen Kriege verursacht ward, den geringsten Begriff hat, verständigen? Wie soll man sich mit einem Manne verständigen, der die Verringerung der Münzen, dieses traurige Hülfsmittel, das nur die äußerste Nothwendigkeit entschuldigen kann, lobt; der S. 123 vorgiebt, Fr. II. habe sich dieses Hülfsmittels gefreut, noch mehr, er habe "mit einem edlem innern Wohlgefallen" davon geredet, und der dem Könige, indem er ihn loben will, die häßlichste Beschuldigung macht, indem er S. 117 vorgiebt, aus diesen Münzoperationen ließe sich begreifen, "wie der preußische "Schatz beym Ausgange des siebenjährigen Krieges eben "so stark seyn konnte, als vor dem Anfange des Krieges."

Wie soll man sich mit einem Manne verständigen, der sich herausnimmt, über den preußischen Schatz, und über die preußische Münzverfassung zu räsonniren, und der z. B. S. 119 folgendes sinnloses und lächerliches Zeug vorbringt:

"Es

"Es coursirt in Polen eine Kupfermünze, die man "Timpfe nennt. Solcher Timpfe werden nicht nur un- "ter polnischem, sondern auch unter preußischem Stem- "pel in großer Menge zu Breslau und Königsberg ausge- "münzet." (Das klingt, als würden noch immer in Breslau und Königsberg Timpfe unter polnischem Stempel geprägt, und zwar kupferne Timpfe! Risum teneatis, amici!) "Aber diese Münze "hat keinen Cours im Lande." (So! das wäre! In Schlesien, Preußen und wo man sonst noch diese Münze hat, gelten fünf Timpfe Einen Thaler, und das Stück 18 Kr. oder 18 preußische Groschen.) "sondern sind nur zu auswärtigem Gebrauche bestimmt, "und bloß zum Handel mit Polen. Nicht falsche Gul- "den, sondern dreyßigtausend Centner dieser" (nämlich kupferner Zimmermannischer) "Timpfe ließ "einst" (wenn?) "der König unter recht schönem Stem- "pel mit etwas vermindertem innerm Gehalte" (man merke! der innere Gehalt der kupfernen Timpfe ward vermindert; also ward das Kupfer unkupferhafter gemacht! Hr. v. Z. ist ein rechter schlauer Münzmeister!) "auf einmal ausprägen. "Die Polacken bewunderten und liebten diesen schönen "Stempel." (Hm! der war nun so! so! — Wir hoffen, die künftige Denkmünze auf die großen Verdienste des Hrn. Ritters, besonders auf diejenigen, die nicht einen etwas verminderten Gehalt haben, wird mit einem schönern Stempel geprägt seyn! — Hr. v. Z. stellt sich aber die Polacken als große Kenner der schönen Künste vor, weil sie die kupfernen Timpfe des schönen Stempels wegen liebten.) "Man bezahlte ih- "nen damit die gewaltigen" (waren sie so wie Mi-

rabeau

sobeau, den Hr. v. Z. so oft den gewaltigen nennet?) "Kornlieferungen für die preußischen Magazi-"ne. Die Wechseljuden bemühten sich sodann, die alten "polnischen Timpfe für die schönen neuen unter dem "vortrefflichen preußischen Stempel auszutauschen; und "so kam in kurzer Zeit von jenen" (nämlich von den alten polnischen auch kupfernen Timpfen) "die "Anzahl unglaublich vieler Millionen in die preußi-"sche Münze." Welche neue Nachrichten! Wie viele Millionen machen denn dreyßigtausend Centner kupferner Timpfe? Der Centner Kupfer ist ungefähr 30 Thlr werth, also 30,000 Centner etwa 900,000 Thlr., und wenn man sich auch den angeblich um etwas verminderten Werth oder Schlagschatz noch so hoch vorstellt, so hätten 30,000 Centner doch noch nicht viel über 2,000,000 Thaler ausgemacht. Wenn damit nun schon die gewaltigen Kornlieferungen bezahlt sind; wie können noch denn von dem Reste (denn eben die kupfernen Timpfe, womit die Getraidelieferungen bezahlt waren, konnten doch nicht wohl sodann auch zur Auswechselung dienen), unglaublich viele Millionen für die Münze eingewechselt werden? Was unser Ritter doch für ein gewaltiger Kaufmann und Bankier ist! Das Hin- und Herfahren der dreyßigtausend Centner preußischer Timpfe und der unglaublich vielen Millionen polnischer kupferner Timpfe muß auch ungeheure Frachtgelder veranlaßt haben! Man weiß, wie einträglich der Ritter die Kabotage hält! Aber à propos! Was machte die Münze mit unglaublich vielen Millionen Kupfer? Vermünzt hat man sie hier doch wohl nicht; denn alles was die preußischen Münzen in Gold, Sil-

ber

ber und Kupfer seit 1763 vermünzt haben, sind nicht unglaublich viele Millionen! — Wer von den Begebenheiten, von welchen Hr. v. Z. hier nach dem verwirrtesten Hörensagen schwatzt, ohne deren Zusammenhang zu begreifen, nur ein wenig unterrichtet ist, sieht gleich, daß die Begriffe velut aegri somnia im Kopfe des Hrn. Ritters zusammenlagen. Wenn man nicht so oft gesehen hätte, daß Hr. v. Z. ganz ohne Kenntniß der Sachen zu reden im Stande ist; so würde man nicht begreifen können, wie ein vernünftiger Mann etwas so gar verkehrtes und widersinniges hätte schreiben können. Aber fast noch unbegreiflicher ist, daß das Publikum dergleichen in die Augen fallende grobe Fehler nicht gleich bemerkt hat, und dadurch gegen andere wunderbare Erzählungen des Hrn. Ritters mißtrauisch geworden ist. Wir müssen hier nun schon die wahre Beschaffenheit der Sache erzählen.

Alle Timpfe sind, wie jedermann bekannt ist, aus Silber geprägt. Es rechnet also kein vernünftiger Mensch die Masse derselben nach Centnern, sondern nach Marken, oder, was das gewöhnlichste ist, nach Summen. Man würde daher etwa sagen: "Der König von Preußen "hat z. B. so und so viel hunderttausend Thaler in Tim"pfen unter seinem Stempel prägen lassen." Friedrich hat während seiner langen Regierung, so wie von andern Münzsorten, auch große Summen in Timpfen unter seinem Stempel schlagen lassen, die nicht nur in Schlesien und Preußen, für welche Provinzen diese Münze, da sie mit der brandenburgschen Rechnungsmünze nicht paßt, eigentlich

lich gehört, sondern auch in Polen, als eine gute gangbare Münze coursirt; und noch sind seit 1764 in Königsberg eine Menge Timpfe geprägt worden, die mit dem übrigen preußischen Kurrentgelde in gleichem Werthe angebracht werden. Wir wollen aber der irregehenden Einbildungskraft des Hrn. Ritters zu Hülfe kommen, und ihm sagen, daß im siebenjährigen Kriege große Summen Timpfe, und zwar nicht unter preußischem, sondern unter sächsischem Stempel ausgeprägt wurden. Diese Timpfe standen am Werthe immer in gleichem Verhältnisse mit den jedesmaligen unter sächsischem Stempel ausgeprägten Dritteln; also war nicht der Werth in etwas vermindert, sondern so sehr vermindert als der Werth aller andern Münzen. Diese geringhaltigen Timpfe haben nicht nur in Preußen und Schlesien, sondern auch in Polen häufig coursiret. Was die Schönheit des Stempels betrifft, so war er nicht besser als die Stempel aller damals in größter Eile und mit weniger Sorgfalt ausgeprägten Münzen. Hr. v. Z. sollte sich wenigstens nicht einbilden, daß die Polen, eben so wenig wie die eigenen preußischen Unterthanen, so einfältig gewesen wären, daß sie dieselben für ihre Produkte nach eben dem Werthe als die alten preußischen und polnischen Timpfe angenommen, oder sie gegen diese, die sehr viel besser waren, gleich verwechselt hätten. Sie wußten sich im Ganzen recht gut vor Schaden zu hüten. Man weiß zuverlässig, daß die Polen, wenn sie vor dem Kriege z. B. den brandenburgischen Scheffel Roggen für drey Timpfe verkauften, sich in diesen schlechten Timpfen nach Maaßgabe ihres abnehmenden

Gehalts sechs, acht, zehn bis zwölf Timpfe dafür bezahlen ließen. Hierbey litten sie im Ganzen keinen Schaden, besonders bey den damaligen Getreidepreisen, und bey den nach dem siebenjährigen Kriege erfolgten Reduktionen werden sie diese geringhaltigen Timpfe, so wie es mit allen übrigen reducirten Sorten geschehen, in die preußischen Münzen geliefert, oder nach dem preußischen Reduktionsedikte vom 29sten März 1764. gegen gute preußische Geldsorten oder vollwichtige Dukaten verkauft haben. Diejenigen in Polen und außer Polen, die altes gutes Geld gegen geringhaltige Münze verwechselten, litten freylich Schaden bey den Timpfen, so wie bey allem leichten Gelde. Dieß ist die wahre Beschaffenheit der läppisch verstellten Geschichte von den Timpfen. Hiezu kommt noch, daß die Polen nie kupferne Scheidemünze für ihr Getraide in Zahlung würden angenommen haben. Jedermann weiß, daß zu diesem Handel gute geränderte Dukaten, oder wenigstens im Lande gangbare Silbermünzen erfordert werden.

Auch nicht in dem allergeringsten Umstande beynahe hat Hr. v. Z. richtige Begriffe von allem demjenigen, was die Veränderung der Münze im siebenjährigen Kriege betrifft. Er sagt S. 113. "Höchst ungegründet und irrig wird allgemein und noch "zu dieser Stunde geglaubt, die jüdischen Kaufleute "Ephraim, Itzig, und Moses Isaac*) haben einzig und "allein

*) Sogar die Namen weiß Hr. v. Z. nicht einmal recht. Er kennt den ersten Münzunternehmer Gumperz nicht, einen wichtigen Mann. Mit demselben hatte der König schon im J. 1754, vor dem Kriege einen Kontrakt wegen Schei-

"allein die Aufsicht über diese ganze Ausmünzung, die "Bestimmung des innern Werths, und also auch ver- "hältnißmäßig die größten Vortheile von dieser Geldum- "schaffung *) gehabt." Wie? Was? Dieß würde allgemein geglaubt? Von wem? Allerdings würde es höchst ungegründet und irrig seyn, wenn dieß jemand glauben wollte; aber niemand glaubt es, weder in Berlin noch sonst, wo man nur einigermaßen etwas von dieser Sache weiß. Niemand glaubt, daß die Münzunternehmer die Aufsicht über die Münzveränderungen gehabt hätten, weil es ja jedermann (nur leider! Hrn. v. Z. nicht) bekannt ist, daß die Münzunternehmer die leichten Sorten nach dem vom Könige bestimmten Gehalte und Anzahl von Mark Silbers, für eigne Rechnung ausmünzten; da hingegen die königlichen Münzmeister und Münzwardeine die Aufsicht auf die Münzunternehmer hatten, damit nicht andere Münze gemünzt ward, als vorgeschrieben war.

Hr. v. Z. hingegen hat selbst einen höchst ungegründeten und irrigen Begriff von allem was

Scheidemünze geschlossen. Er starb zu Ende des Jahres 1757.

*) Hr. v. Z., der immer von Anekdotenhäschern redet, und selbst nach elenden Anekdoten hascht, erzählt hier eine läppische Legende von einem Gemälde auf den Münzunternehmer Ephraim Veitel, das 1763. bey der Friedensillumination in Berlin zu sehen gewesen seyn soll. Dieß ist unwahr. Die Polizey würde ein solches namentliches Pasquill nicht geduldet haben. Alle Illuminationsgemälde wurden ja damals gedruckt beschrieben, und man wird diese Sottise nicht finden. In Breslau will jemand bey der Illumination ein solches schmutziges Bild gesehen haben, aber ohne Namen. Schickt es sich aber wohl für einen Mann wie Hr. v. Z. solch kindisches Zeug anzuführen?

hieher gehört, ungeachtet er vermeint, andre eines bessern belehren zu können, ungeachtet er S. 111. sagt: er wolle die Sache in ihr wahres "Licht setzen." Er sagt Seite 114.: "Diese berühmten jüdischen Kaufleute waren bloße Münzlieferanten, und sie hatten auf den Metallen, die sie in die Münzen lieferten, nicht mehr Gewinn, als Acht vom Hundert. Durch die Einwechselung allein konnten sie sich "Vortheile verschaffen. Aber den großen Gewinn bey der "Erhöhung hatte bloß der König." Es ist unbegreiflich, wie Hr. v. Z. von einer so sehr bekannten Sache so ganz unrichtig reden und sie in ein ganz falsches Licht setzen kann. Hätte er nur die Werke des Königs aufmerksam gelesen, so würde er da schon gefunden haben, daß die Unternehmer, ob sie gleich freylich Lieferanten waren, doch nicht bloße Lieferanten waren. Zu Ende der Hist. de la Guerre de sept ans T. IV. S. 420. sagt der König selbst: "on avoit donné "la monnoie *à ferme*."

Folgendes ist die wahre Beschaffenheit der Sache. Die Münzunternehmer schlossen mit dem Könige Kontrakte auf die Ausmünzung einer gewissen Anzahl Mark Silber *), welche zu einem gewissen Schroote und Korne ausgemünzt werden sollte. Hiefür zahlten sie einen gewissen festgesetzten Schlagschatz in bestimmten Terminen, und waren gehalten, denselben zu bezahlen, wenn sie auch das bestimmte Quantum nicht liefern oder ausmünzen sollten. Nun mußten freylich die Unternehmer die bestimmte Anzahl Mark edlen Metalles in die Münze liefern — denn wie hätte sonst können gemünzt

*) Gold ward nur zweymal gemünzt.

münzt werden? — aber sie suchten den Vortheil nicht etwa in gewissen Procenten bey der Lieferung, sondern sie suchten das für das gelieferte Silber geprägte Geld, so vortheilhaft sie konnten, auszubringen, machten deshalb auch mancherley Unternehmungen, waren aber im übrigen gehalten, alle Münzkosten zu tragen und für die Erfüllung des Kontrakts in allen Punkten und Klauseln zu haften. Darauf mußten die königlichen Münzofficianten sehen. Der Münzwardein wardirte das Silber wie gewöhnlich, der Münzmeister machte nun die Beschickung, wie es im Münzkontrakte vorgeschrieben war, und mußte dafür stehen, daß nicht mehr Mark ausgemünzt würden, als im Münzkontrakt ausbedungen war.

Hr. v. Z fällt in die lächerlichsten Fehler, weil er nicht den geringsten richtigen Begriff von den Sachen hat; wovon er spricht. Er sagt S. 117: "Der König hatte Münzkontrakte von einem Novem"bermonate bis zum andern, binnen welchen das Me"tall mußte geliefert werden für die Ausprägung von hun"dert Millionen Thalern." Wie der Mann mit den Millionen spielt! Wenn er doch nur einen Begriff hätte, wie viel Menschen, wie viel Maschinen und wie viel Zeit zur Ausmünzung von Einhundert Millionen erforderlich seyn wird; so würde er daraus schon das Lächerliche seiner Uebertreibung eingesehen haben. Und wie widerspricht er sich selbst! Oben sagt er, der König habe den großen Gewinn bloß allein selbst gehabt, hingegen die Münzunternehmer hätten an der Silberlieferung nur Acht Procent gewonnen. Nun sagt der König (T. IV.

S. 420.) die Verpachtung der Münze habe ihm jährlich sieben Millionen schlechten Geldes eingebracht; und selbst dieses ist, wie man sicher weiß, nur von den Jahren 1761 und 1762 zu verstehen. Wären nun jährlich hundert Millionen ausgemünzt worden, so hätten ja die jüdischen Kaufleute bloß an der Silberlieferung jährlich Acht Millionen verdient und folglich nach Hrn. v. Z. eigener Voraussetzung schon mehr als der König, ohne noch den Vortheil zu rechnen, den sie nach Hrn. v. Z. an der Einwechselung gehabt hätten. So wenig überlegt er auch nur die falschen Voraussetzungen, die er gedankenlos hinschreibt! Die Sache muß wohl etwas anders beschaffen gewesen seyn, das kann man selbst aus diesem offenbaren Widerspruche sehen.

Es ist nicht richtig, daß jährlich nur Ein Münzkontrakt gewesen wäre. In manchem Jahre wurden drey bis vier Kontrakte geschlossen; woher kämen denn sonst so vielerley Sorten Achtgroschenstücke unter sächsischem Stempel von verschiedenem Gehalte, ohne die andern Kontrakte? Es wurden die Münzkontrakte gewöhnlich in den Winterquartieren geschlossen, welche bekanntlich viel später als im November einfielen. Es wurden zu einer jedesmaligen neuen Ausmünzung Plane von sachverständigen Münzofficianten ausgearbeitet, die zum Grunde der Kontrakte dienten. Diese wurden anfänglich durch den General von Retzow geschlossen. Als derselbe im J. 1758. zu Schweidnitz starb, übertrug der König dieses Geschäft dem kürzlich verstorbenen Generale von Tauenzien. Unter demselben hatte

te seit 1760 die Schließung dieser Kontrakte der berühmte Lessing zu besorgen, der von dieser Zeit an bis zu Ende des Krieges Sekretär dieses Generals war. Die Zahlung des Schlagschatzes geschah an den Geheimenrath und General-Kriegszahlmeister Köppen.

Daß diese Kontrakte nicht bloß auf Silberlieferungen, mit einem bestimmten Gewinn von Acht Procent, gegangen, sondern daß dieselben auf die wirklichen Ausmünzungen für Rechnung der Unternehmer gerichtet gewesen, beweiset nicht allein der Umstand daß diese die Münzkosten trugen, und disponiren konnten, in welchen Münzen sollte geprägt werden; sondern der große Verlust, welchen sie in den beiden letzten Jahren durch die Kontrakte erlitten. Den letzten Kontrakt im J. 1763, Groschen zu prägen, kauften sie, als schon die Friedensnegociationen angingen, mit 300,000 Thlr. ab, damit sie nur die bedungene Summe nicht münzen durften; und es ist bekannt, daß sie an dem sogenannten preußischen Mittelgelde, welches im J. 1764 geschlagen ward, und nur Ein Jahr galt, einen sehr ansehnlichen Verlust litten.

S. 117. sagt Hr. v. Z.: "So lange die Erhöhung noch mäßig war, geschah die Ausprägung dieses neuen Geldes noch unter preußischem Stempel. Was mag wohl die Münzwissenschaft unsers Hrn. Ritters eine mäßige Erhöhung nennen? Eine Veränderung der Ausprägung, von 14 Thl. auf die Mark, bis auf 20 Thlr. würden andere schon für eine starke Verminderung des Werths halten. Doch vielleicht will er nur von einer verhältnißmäßig mäßigen Erhöhung des Zahlwerths re-

den in Vergleich der folgenden, und will vorgeben, so lange jene Statt gefunden, sey der preußische Stempel gebraucht worden. Aber auch darin irrt er sich ganz und gar. Denn in eben dem Jahre, da man die sogenannten neuen preußischen Drittel prägte, wurden auch in Sachsen zu Dresden und Leipzig zugleich Drittel unter sächsischem Stempel zu eben dem Werthe geschlagen. Nur in den folgenden Jahren wollte Friedrich aus politischen Ursachen seinen Stempel nicht mehr hergeben. Vermuthlich hatte er auch die Absicht, diesen neuen Münzen in Polen den Eingang dadurch zu erleichtern, wenn die Polen ihres Königs Bildniß darauf sähen, da sie hingegen preußische Münzen mit dem Bilde des Königs nicht haben wollten. Aus ähnlichen Gründen ward mit dem Fürsten von Anhalt-Bernburg das Abkommen getroffen, daß dieser Fürst gegen eine ansehnliche Erkenntlichkeit den Gebrauch seines Stempels verstattete.

Daß die Schweden in der Münze zu Stralsund während des siebenjährigen Krieges leichtes Geld mit dem Greife, dem Wapen von Pommern, haben schlagen lassen, ist wahr. Hr. v. Z. irrt sich aber sehr, wenn er S. 118 vorgiebt, daß es von allem schlechten Gelde das allerschlechteste gewesen. Vielmehr ist bekannt, daß da man selbigem den Eingang in die preußische Staaten nicht wohl verwehren konnte, es mit den damals im Umlaufe befindlichen Münzsorten gleichen Cours gehabt hat. Viel schlechter wurde zuletzt das unter dem bernburger Stempel geprägte Geld, und besonders eine Sorte davon,

die

die zu Ende des siebenjährigen Krieges auf 60 Thl. die feine Mark ausgebracht, und zu Plön im Hollsteinschen durch den schon verstorbenen Münzmeister Herrn Sylm auf Veranlassung eines nachherigen dänischen Grafen geschlagen wurde. Man sieht hieraus, wie schlecht Hr. v. Z. unterrichtet ist, wenn er S. 113 sagt: "Am Ende galt die Masse Metall, die sonst 5 Thl. galt, 15 Thlr." Er rechne einmal 14 zu 60. Auch im Meklenburgschen prägte man schlechte Münzsorten.

Was Hr. v. Z. vom Vortheile der Einwechslung sagt, wobey allein der Vortheil für die Unternehmer zu finden gewesen seyn soll, davon hat er auch nicht den rechten Begriff. Die Münzunternehmer suchten freylich so viel möglich den Cours niedrig zu halten, der durch die mehrere Verminderung des innern Gehalts der Münze und durch andere Ursachen natürlich immer mehr in die Höhe gehen mußte. Dadurch konnten sie mit Vortheil Silber kaufen und überhaupt das neugemünzte Geld höher ausbringen, als es seinem innern Gehalte nach werth war. Diesen Zweck konnten sie aber nicht immer erreichen. Es ist den Kennern dieser Geschäfte, die sich der dermaligen Zeiten erinnern, bekannt, daß die Münzunternehmer, nachdem die russischen Truppen im Oktober 1760 in Berlin gewesen waren, in wenigen Posttagen über 240,000 Thlr. verloren, weil sie eine große Menge Briefe unter dem Preise verkauften, um den Cours niedrig zu erhalten. Dieß half aber nichts, denn der Cours gieng doch in die Höhe, und es ist auch bekannt, daß von dieser Zeit an bey den

Münzunternehmungen geringerer Vortheil war, und von der Zeit an Schaden befürchtet ward, und auch zuletzt wirklich erfolgte. Es wird daher der Interessent Moses Isaak, welcher aus der Gesellschaft ausschied, allenthalben für den reichsten gehalten.

Nun bekommen wir S. 115. von dem Hrn. Ritter noch ein Münzhistörchen, das durch dessen erfinderische Einbildungskraft mit ganz neuen willkührlichen Umständen ist ausgeschmückt worden, damit es seiner Einbildung nach als "ein wahres "Wunder" erscheinen soll, und damit er, der immer unerhörte Dinge wissen will, lächerlicherweise vorgeben kann: "Friedrich allein verrichtete dies "ses Wunder."

Er erzählt folgendermaßen: Als der Feldmar"schall Daun im J. 1758 *) Dresden besetzte, ließ Frie"drich durch einen Münzlieferanten dem Feldmarschall "Daun vorschlagen: man verspreche ihm bey der Zah"lung für seine ganze Armee und sein ganzes Proviant"wesen Vierzig vom Hundert Gewinn, wenn es ihm "beliebe, alle Geldsorten, die er von Wien zu Auszahlung "der Armee erhalte, gegen preußisches **) Geld auszu"wechseln. Der Feldmarschall Daun berichtete diesen Vor"schlag

*) Um Verzeihung, Herr Ritter! Erst den 4ten Septemb. 1759 ward Dresden von Daun besetzt. Wenn man doch Jahre anzeigen will, muß man sie genau anzeigen, oder gar nicht; zudem macht hier das Jahr einen wesentlichen Unterschied in der Münze.

**) Nicht gegen preußisches; sondern gegen bey der preußischen Armee geltendes, unter mancherley Stempeln geschlagenes Geld, wie aus der Note auf der folgenden Seite erhellet.

"schlag gleich nach Wien. Daun war aber kein Münz-
"wardein, und diejenigen, die Münzwardeine seyn sollten,
"befiel eine große Geistesabwesenheit; denn der Vor-
"schlag ward angenommen. Daun gewann durch diese
"Operation auf die ganze Ausgabe für die östreichische
"Armee Vierzig, und Friedrich Sechszig Procent für
"den Unterschied des innern Werths." (S. 116.) Wäre das erstere wahr, wie Hr. v. Z., der weder richtig zu schreiben noch richtig zu rechnen versteht, lächerlicherweise vorgiebt; so müßte ja der Werth der verhandelten Münze, womit die östreichische Armee bezahlt ward, gar nichts gewesen seyn; denn wie wäre sonst 100 p. C. auf die ganze Ausgabe zu rechnen? Aber freylich meint er nur, der Unterschied des innern Werths sey 100 p. C. gewesen. Doch auch dieß ist ganz falsch; denn im J. 1758, wohin unser Ritter die Geschichte setzt, war der Unterschied viel kleiner, und im J. 1759, da sie wirklich vorging, war er viel größer *). Das war wieder eine große Geistesabwesenheit des Herrn Ritters; dergleichen ihn oft befällt! Uebrigens ist das Wesentliche von diesem Wunder gar sehr bekannt, nämlich daß das schlechte bey der preußischen Armee kursirende Geld auch bey der östrei-

*) In den J. 1758 und 1759 prägte man in Oestreich nach dem Leipziger Fuße v. J. 1690., nach welchem die Mark Fein zu 12 Thlrn. ausgemünzt wurde. Das preußische Geld von $\frac{1}{17\frac{1}{18}}$, und so auch die ersten sächsischen Drittel, waren die Mark zu 20 Thlr. ausgemünzt. Berechnet man nun eine Sorte gegen die andere, so war das letztere Geld um $66\frac{2}{3}$ P. C. schlechter, als das Wiener Geld. Hingegen im J. 1759 ward die Mark Silber in damals unter sächsischem Stempel geprägten Dritteln zu 30 Thlr. ausgebracht, welches gegen damaliges Wiener Geld einen Unterschied von 150 p. C. ausmacht.

östreichischen Armee, und zwar nicht nur in Sachsen, wie sich Hr. v. Z. einzubilden scheint, sondern auch in Schlesien galt; welches natürlich nicht zu ändern war. Aber fast alle Umstände von der erzählten Geschichte hat Hr. v. Z. erdichtet, oder jemand nachgeschrieben, welcher sie sich ganz falsch vorgestellt hat. Der König hat nie über diese Sache dem Feldmarschall Daun oder sonst jemand einen Vorschlag gethan. Es ist sehr lächerlich, daß Hr. v. Z. eine Geistesabwesenheit der Wardeine in Wien annehmen will. Wie kann er so verkehrt reden! Es war ja nicht vom Wardiren der Münze, sondern vom Cours die Rede; und um den Cours zu wissen, durfte man warlich nicht erst nach Wien schreiben, am wenigsten einen dortigen Wardein darum fragen; denn jedermann in Dresden, der im Courszettel sah, wie das schlechte Geld gegen holländischen Cours stand, konnte es dem Feldmarschall augenblicklich sagen, wie das laufende Verhältniß war; und darauf kam es ja nur an. Da sowohl Schlesien als Sachsen mit schlechtem Gelde überschwemmet war; so waren die Oestreicher so einfältig nicht, ihr gutes Geld dafür al pari wegzugeben, ob sie gleich freylich immer dabey verloren, und also preußischer Seits dabey indirekte gewonnen ward. In Schlesien schrieben die Oestreicher Kontributionen aus, welche sie natürlich in keinem andern als schlechtem Gelde bekommen konnten; hingegen in Sachsen, wo sie keine Kontribution ausschrieben, mußte sich das östreichische Feldkriegskommissariat die schlechten Münzen, womit es die östreichische Armee zu bezahlen für gut fand, durch eine Wechselung zu verschaffen.

Das

Das Wunder, was Friedrich nach der Meinung des Hrn. v. Z. bey diesen Geldspekulationen verrichtet haben soll, wenn es sonst ein Wunder genannt werden kann, wird ganz ungebührlich auf des Königs Rechnung gesetzt. Er hatte weiter kein Verdienst dabey, als daß er es zum Besten der Münzunternehmer zuließ, ohne den geringsten Antheil für sich selbst daran zu nehmen; es müßte denn der einzige Vortheil für ihn daraus entstanden seyn, daß die feindlichen Truppen in schlechtem Gelde ihren Sold bekamen, und ihr Unterhalt dadurch einigermaßen erschweret wurde. Folgendes ist die wahre Geschichte der direkten Verwechselung schlechter Münzen an die östreichische Armee in Sachsen.

Die Münzunternehmer und deren Disponenten, die beständig spekuliren mußten, die ausgeprägten schlechten Münzsorten gegen besseres Geld mit Vortheil auszubringen, (denn es giebt ja die Natur der Sache, daß sie sonst die übernommenen Verbindlichkeiten nicht hätten erfüllen können,) fielen 1759 auf den Gedanken, ob es bey Anwesenheit der östreichischen Truppen in und um Dresden nicht möglich zu machen wäre, die damaligen sogenannten sächsischen Drittel bey der östreichischen Armee in Gang zu bringen, und dagegen das in die kaiserliche Kriegskasse fließende gute Geld auszuwechseln. Ohne sich, wie Hr. v. Z. träumt, durch einen Emissar an den Feldmarschall Daun zu wenden, und demselben dieses Projekt annehmlich zu machen, kam ihnen vielmehr der damals in Dresden lebende reiche Graf B*

zuvor,

zuvor, der diese Geldangelegenheit bey dem Feldmarschalle Daun negocirte, und es durch vortheilhaft scheinende Anerbietungen dahin brachte, daß sie zum Wohlgefallen aller dabey interessirter Parteyen zu Stande kam. Es ist bekannt, daß es dem Hause Oestreich auch sehr schwer ward, die Fonds zu Führung des Krieges herbeyzuschaffen. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß diese reiche Privatperson schon manche andre wichtige Geldnegocen bey der östreichischen Armee hatte, und Vorschüsse that. Es kann sehr wohl seyn, daß er außer dem reellen Vortheil, den er dabey zog, sich auch seine eigene Geldunternehmungen durch dieses Mittel erleichtern wollte, und östreichischer Seits mochte wohl nebst dem Vortheile auch die Nothwendigkeit, (nicht aber, wie Hr. v. Z. lächerlicherweise träumt, die Geistesabwesenheit), verursachen, daß man diesen Handel gern einging. Kurz, alle Parteyen, die bey diesem Geldhandel zu thun hatten, fanden ihren Vortheil dabey. Es wurde bald nach getroffenem Abkommen und geleisteter kaufmännischer Sicherheit ein großer Geldtransport, der aus acht stark beladenen Wagen bestand, von Leipzig aus über Torgau (weil die Elbbrücke bey Meißen abgebrannt worden) nach Dresden besorgt. Bey der Ankunft dieser Wagen in Torgau schöpfte der daselbst befindliche preußische Kommandant, der Oberste von Grollmann, Verdacht, und gerieth in Erstaunen, daß man es wagen konnte, mitten durch die preußischen Truppen eine so große Summe Geldes nach Dresden zu senden, wo damals die preußische Armee stand. Er nahm also, da er von nichts informirt war, diese Gelder

Gelder in Beschlag, und schickte einen Expressen an den König, der damals bey Meißen stand, und von diesem Geldverkehr eben so wenig als er wußte, mit einem Berichte, worin er dringend um weitere Verhaltungsbefehle anhielt. Der König befahl sofort die strengste Untersuchung deshalb anzustellen, und bis nach ausgemachter Sache die Gelder in sichere Verwahrung zu beingen. Kaum war dieß in Torgau vorgegangen, als die Unternehmer oder vielmehr deren Disponenten in Leipzig auf die von diesem Unfalle erhaltene Nachricht eilten, einen noch lebenden Kaufmann zum Könige abzusenden, der demselben die ganze Beschaffenheit dieses Handels auseinandersetzte, die deshalb geführte Korrespondenz zwischen den dabey theilnehmenden Personen im Originale vorlegte, und alle Zweifel eines unerlaubten Gewerbes aus dem Grunde hob. Da nun der König bey der ganzen Sache nichts verfängliches sah, wurden die angehaltenen Geldwagen ohne weitern Aufenthalt freygelassen, mit Pässen versehen, und so gelangten sie ohne weitere Hindernisse nach Dresden. Wie viel und wie lange dergleichen Geldtransporte zur östreichischen Arme abgegangen sind, läßt sich so genau nicht bestimmen; aber gewiß ist es, daß auch andere Personen diese Wechselung vornahmen, wenn Gelegenheit dazu war. Eben der gedachte noch in Berlin lebende Kaufmann erhielt dazu den Vorschlag von ein paar jüdischen Handlungshäusern in Prag. Er suchte dazu die Erlaubniß des Königs, welcher auch gar kein Bedenken fand, sie zu ertheilen, da ihm berichtet ward, daß die Prager mit guten holländischen Wechseln

die

die ihnen übersendete Münze bezahlten. Es wurden also, so oft es nöthig war, die Geldwagen voll schlechten Geldes mit einem östreichischen Passe und unter preußischer Eskorte bis an die östreichischen Vorposten gebracht. Dieß war aber auf alle Weise nur eine Sache unter Privatpersonen. Den König ging die Sache gar nichts an. Der beste Beweis davon ist, daß auch viel Geld unter fremden Stempeln zur östreichischen Armee ging. Das konnte doch weder vom Könige noch von den preußischen Münzunternehmern kommen. Der Bankier gewann allerdings am Kourse oft sehr viel; und die Münzunternehmer gewannen besonders, weil ihnen sehr daran gelegen war, das geschlagene Geld auf alle Weise bald unter die Leute zu bringen. Wer bey der östreichischen Armee an diesem Geschäfte gewonnen hat, oder wie viel daselbst gewonnen worden, wird wohl weder Hr. v. Z. noch wir ausmachen können.

Dieß ist der wahre Verlauf der angeführten Geschichte. Wo bleibt nun bey der schlichten Erzählung derselben das Wunder, was Friedrich bey seinen Feinden verrichtete? Wie kann aus dem allen der Schluß gezogen werden: "daß Maria Theresia von "allem Gelde, das die ganze östreichische Armee kostete, eine sehr schwere Abgabe an Friedrich bezahlen "mußte?" wie Hr. v. Z. S. 115 vorgiebt. Es ist nach obiger Erzählung noch zweifelhaft, ob Maria Theresia um die Geldversur gar einmal etwas gewußt habe; so wie es gewiß ist, daß Friedrich auch nicht einen Heller von dem dadurch erworbenen Gewinne für sich gezogen hat. Ists

nicht

nicht lächerlich und unanständig zugleich, daß Hr. v. Z. „dem durchdringenden Geiste des Königs auch bey „dieser Geldspekulation“ eine Lobrede halten will; daß er von ihm behauptet, er habe an den Feldmarschall Daun, an den kommandirenden General der zu seinem Untergang ausgeschickten feindlichen Armee, durch einen seiner Münzlieferanten den Vorschlag zu diesem Geldnegoce unter den vortheilhaftesten Bedingungen thun lassen. Der König an Daun! ! !

Der Hr. v. Z. dürfte sich übrigens nicht, nach seiner gewöhnlichen pomphaften Art, S. 116 auf das Zeugniß „noch lebender Personen von großem „Ansehen“ berufen, „daß sie zur Zeit dieser Geld„versendungen erstaunende Summen östreichischer Souve„rainsd'or in den preußischen Staaten ankommen sahen, „welche man sodann gegen preußische Münzsorten aus„wechselte“. Ob diese Personen von Ansehen das Erstaunende der Summen sahen, mag dahin gestellt seyn. Ein ganzer Wagen voll Souverainsd'or macht eine erstaunende Summe; aber man kann es den Fässern nicht ansehen, ob Kupfer oder Gold darinn ist. Aber bloß daraus, daß man große Summen Souverainsd'or in die preußischen Staaten ankommen sah, folgt noch nicht, daß deshalb ein Vertrag zwischen dem Könige und Daun gemacht worden, sie sodann gegen geringhaltige preußische Münze umzusetzen. Die Summen der Souverainsd'or werden so gar erstaunend nicht gewesen seyn; aber wohl kamen wirklich erstaunende Summen Piaster in die preußischen Staaten, auch, nachdem der Familienpakt geschlossen war. Hätte das unser Ritter gesehen, geschwind würde er geschlossen haben, der

spanische Hof sende die Piaster vermöge eines geheimen Traktats an den König von Preußen, um sie sodann umzusetzen, und die spanischen Truppen, die Almeida erobern sollten, mit Ephraimiten zu bezahlen. Woher haben denn die Personen von großem Ansehen wissen können, ob die Souverainsd'or zum Verwechseln geschickt waren, oder ob sie von den Münzunternehmern gekauft waren, um Augustd'or daraus zu prägen, so wie die Piaster, um Silbergeld zu münzen? Das kann sehr wohl der Fall gewesen seyn. Noch mehr! Unser Ritter in seinem Kapitel von den geheimen Quellen der Berichte, die der König erhielt, giebt die höchstgeheime Nachricht: „daß in der „Schatulle eines im J. 1757 gestorbenen östreichischen „Generals eine ungeheure Summe Friedrichsd'or ge„funden worden *)", woraus seine Weisheit sogleich schloß, daß dieser östreichische General sey bestochen worden. Wie nun? Wenn es nun mit der erstaunenden Summe eben die Bewandniß hätte, wie mit der ungeheuren Summe? Wer weiß, wer weiß, ob die Souverainsd'or nicht gar zum Bestechen haben dienen sollen! Der Hr. Ritter müßte schon die geheimen Quellen und die Personen von Ansehen lieber nochmals befragen! Es möchte wohl gar, wenn diese verwünschte Souverainsd'or recht genau betrachtet werden, ein neues Fragment zu machen seyn, warum der siebenjährige Krieg so und nicht anders ausgegangen, außer dem großen Aufschlusse vom Lord Bute **)!

Ernsthaft! Es wird wohl niemand einfallen, daß die Münzunternehmer ihr Geld umsonst weggegeben haben

*) S. diese Anmerkungen, Ister Theil, S. 301.
**) S. diese Anmerkungen Ir Theil, S. 170.

haben werden, sondern es versteht sich, daß ihnen dafür die Rimessen, wenn sie baar geschehen, in Souverainsd'or, Dukaten oder andern guten Geldsorten gemacht worden sind. Aber es waren damals, selbst in der östreichischen Armee, die Souverainsd'or auch nicht in so erstaunenden Summen vorhanden, als sich Hr. v. Z. vielleicht einbildet. Jeder half sich so gut er konnte. Auch von östreichischer Seite brauchte man Operationen; da es daselbst auch an Gelde fehlte. Es wurden damals, wie man sehr sicher weiß, die Geldtransporte nach der östreichischen Armee bey weitem nicht alle baar bezahlt, sondern meist mit guten holländischen Wechseln. Man weiß, wie viel damals auf Holland trassirt ward, und das Reiten war allgemein.

Wie unverzeihlich unwissend Hr. v. Z. in Münzsachen ist, zeigt er S. 112, da er vorgiebt, der graumannische Fuß sey vor dem siebenjährigen Kriege Dreyzehen und Ein Drittel Thaler auf die Mark Fein gewesen, da doch jedermann weiß, daß der graumannische Fuß Vierzehen Thaler auf die Mark Fein war, und daß im Jahre 1765 bloß der graumannische Fuß wiederhergestellet ward. Hievon ist unter andern der beste Beweis, daß die graumannischen, vor dem siebenjährigen Kriege geprägten Thalerstücke, Zwölfgroschen- und Sechszehengroschenstücke noch eben so wie die jetzt geschlagenen gelten. Hingegen die vor dem siebenjährigen Kriege geschlagenen graumannischen Achtgroschenstücke nebst den Vier- und Zweygroschenstücken wurden verrufen und eingeschmolzen; denn in jenen war die feine Mark zu 14 Rthlr. 9 Gr. $7\frac{1}{5}$ Pf., und in diesen zu 14 Rthlr. 6 Gr.

ausgebracht, da jetzt alle Sorten der Silbermünze bis zu den Zweygroschenstücken inclusive ganz einerley Gehalt haben.

Eben so falsch ist es auch, daß Hr. v. Z. S. 112 vorgiebt: „der König habe vorerst die Mark Silber „zu sechszehn Thaler ausmünzen lassen". In den Dritteln oder Achtgroschenstücken, welche im siebenjährigen Kriege zuerst, sowohl unter preußischem als unter sächsischem Stempel geprägt wurden, ward die Mark Fein zu zwanzig Thaler ausgebracht. Aber vor dem Kriege ward unter Graumanns Direktion in der Scheidemünze die feine Mark zu Sechszehen Thalern ausgebracht. Dieß hat vermuthlich Hr. v. Z., der so oft die Dinge halb hört und ganz mißversteht, verkehrterweise auf die erste Ausmünzung während des Krieges gezogen.

Wenn übrigens Hr. v. Z. S. 121 vorgiebt: „Hätte man auf einmal die Münze auf den alten Fuß „heruntergesetzt, so hätte man alles in Unordnung ge„bracht, und wenige kleine Handelshäuser wären ihrem „Umsturze entgangen"; so zeigt er, daß er von Dingen redet, die er gar nicht verstehet. Man kann vielmehr mit unwiderleglichen Gründen darthun, daß eine einzige Reduktion, gleich auf den alten Münzfuß, dem Lande weit zuträglicher gewesen wäre, als eine doppelte, die ganz natürlich auch einen doppelten Verlust nach sich ziehen mußte. Damals waren die wahren Münzprinzipien noch allzuwenig bekannt; sonst hätte man diesen großen Fehler nicht begangen, den man nachher allzuspät einsah, zu einer Zeit, da dem Uebel nicht mehr abzuhelfen war. Denn bey der im Jahre 1763 vorgenommenen Reduktion, die man

man mit Recht eher einen Uebergang zu einem grössern Uebel nennen könnte, wurde der in den ersten Jahren des Krieges beliebte Münzfuß von 1757 bis 1759 des preußischen Stempels wieder angenommen, und die Mark fein Silber zu zwanzig Thalern ausgemünzt. Alle geringhaltige Münzsorten von einerley Gepräge wurden demnach ohne Rücksicht des bessern oder schlechten Gehalts auf einen gleichen Werth heruntergesetzt, und mußten mit schwerem Verlust in die Münzen geliefert werden, weil die Ausfuhr bey der harten Strafe der Konfiskation verboten war. Und da in dem folgenden Jahre 1764 nicht allein die geringhaltigen im Kriege geprägten, sondern auch selbst die im Jahre 1763 neugeprägten preußischen Münzsorten reducirt wurden, und einen abermaligen Verlust tragen mußten; so sieht ein jeder ein, daß der erste Verlust den Geldbesitzern hätte ersparet werden können. Viele von diesen Geldbesitzern, welche die Sache etwas besser verstanden, und nicht durch die Noth gedrückt wurden, sich von dem schlechten Gelde loszumachen, waren klug genug, ihr Geld zu behalten, und es erst bey der zweyten Reduktion zu liefern, wobey sie sich sehr wohl befanden. Aber höchstlächerlich ist es vollends, daß Hr. v. Z. mit weiser Mine vorgeben will, durch diese Operation des neuen preußischen mittlern Münzfußes von 1763 sey dem Umsturze der meisten kleinen Handelshäuser vorgebeuget worden. Jedermann weiß ja, daß eben in dem J. 1763 der Umsturz einiger der größten Handelshäuser erfolgte, und daß diese sogar viele auswärtige große und kleine Handelshäuser in ihren Fall verwickelten; dahingegen die kleinen Handelshäuser, die

nicht viel aufs Spiel gesetzt hatten, sich erhielten, wie die wirklich großen Handlungen, die nicht so auf schimärischen Reichthum kalkulirt, sondern ächten kaufmännischen Grundsätzen treu geblieben waren, das Geld nun nach seinem wahren Werthe zu schätzen wußten.

Herr v. Z. sagt noch S. 121 vom Mittelgelde von 1763: „Ein Friedrichsd'or von dieser Art hielt an „wirklichem Werthe Drey Thaler, und man nannte „sie Mittelfriedrichsd'or". Auch dieß ist nicht einmal richtig. Der sogenannte Mittelfriedrichsd'or, dem der eben so genannte Mittelauguſtd'or an die Seite zu setzen ist, war damals nicht 3 Rthlr., sondern 3 Rthlr. 8 bis 10 Gr. im Golde, oder 3 Rthlr. 16 Gr. in Kurrent werth, und wird noch jetzt beym Steigen des Goldes zu 3 Rthlr. 17 bis 18 Gr. und drüber ausgewechselt.

Ueber das zwanzigste Kapitel.

Von Friedrichs Gesinnungen für den Adel. Ueber sein Verhalten gegen denselben. Ueber den Schutz, den er dem geringen Manne gegen den Stärkern *) gab.

Hier findet sich sehr viel unverdautes Geschwätz, das wir übergehen wollen. Wir wollen nur Eine völlig erdichtete, und Eine ganz grob unrichtig erzählte Geschichte anführen, zum Beweise, daß Hr. v. Z. sich immer gleich bleibt.

I) S. 127 berichtet Hr. v. Z.: „Als Fr. II. „bey Anfang seiner Regierung der Akademie der Wis„senschaften in Berlin eine neue Einrichtung gab, ertheilte „Er ihr das Gesetz“: „Ein Edelmann kann Mitglied „der Akademie seyn, ohne daß dieß seinen Adel beflecke“. „— Der Präsident v. Maupertuis bat in der Folge, „daß dieses Gesetz abgeschafft werde; und es geschah“. Dieß ist nun, wie so vieles andere, was Hr. v. Z. vorbringt, eine grundfalsche Anekdote. Die Akademie hat unter Friedrich zweymal Gesetze erhalten, welche beide gedruckt sind, und in beiden ist diese Albernheit nicht befindlich. Auch hat ja der König kei-

*) Beständig findet man den Hrn. v. Z. höchst unkorrekt. Wann er richtig schreiben wollte, mußte er den Stärkern gegen den Schwächern und den Vornehmern gegen den Geringern kontradistinguiren, und nicht sagen, der geringere Mann sey gegen den Stärkern beschützt vorden.

nes dieser Gesetze verfertiget, sondern beide nur bestätigt. Das erste, welches Hr. v. Z eigentlich meint, ob es gleich nicht bey Anfang der Regierung, sondern im J. 1744 gegeben wurde, ward unter den Kuratoren mit Zuziehung des Markis d'Argens herausgegeben. Diese Kuratoren und der Markis, Direktor der Klasse der schönen Wissenschaften, waren ja selbst Edelleute! Des zweyten Reglements Urheber ist der Präsident v. Maupertuis. Diesem war wirklich, wie aus seinem eignen Munde ein noch lebender Gelehrter gehört hat, damals von einem neugeschaffenen Edelmanne dieser lächerliche Vorschlag gethan, den er aber sehr schlecht abfertigte, mit hinzugefügter Bemerkung, daß bey der Akademie in Paris die vornehmsten Herren des Hofes, Grafen, Herzoge, Premierminister, selbst Prinzen sich um dergleichen Stellen bewerben, und sich eine Ehre daraus machen, selbige zu erhalten. Man sieht wohl, Hr. v. Z. hat ein Anekdötchen gehört, darnach gehascht, es nicht recht verstanden, und da er es geschwind drucken lassen, die Umstände verwechselt und falsch erzählt. Dieß, was er andern so oft vorwirft, ist ein Fehler, in welchen er alle Augenblicke selbst fällt.

II) S. 140 und f. f. spricht Hr. v. Z. von der bekannten Geschichte des Müllers Arnold. Er sagt davon sehr richtig: „Sie ist ein trauriger Beweis, wie ein „König aus Gerechtigkeitsliebe ungerecht werden kann". Es wäre nur zu wünschen, daß die Erzählung des Hrn. v. Z. so richtig wäre, als dieses allgemeine Urtheil. Er sagt zwar mit seiner gewöhnlichen wichtigen Mine: „Meine Erzählung, die von andern berühmten Erzählungen dieser Geschichte sehr verschieden ist, „habe

„habe ich aus einem Munde, der sagen darf: Wahrheit ist „mir heilig. Das soll doch wohl so viel heißen: Den „andern, welche diese Geschichte erzählten, war die Wahr„heit nicht heilig. Ich, Johann Georg von Zimmer„mann, dem sich lebendige Archive öfnen, erzähle allein „diese Geschichte wahrhaftig“! Es kann wohl seyn, daß demjenigen, welcher Hrn. v. Z. die Arnoldische Geschichte auf die von ihm beschriebene Art erzählt hat, die Wahrheit heilig ist; nur aber ist er von dieser Geschichte gar nicht gehörig unterrichtet gewesen, und hätte besser gethan, nichts davon an den Hrn. v. Z. zu erzählen.

Obgleich der Hr. v. Z. S. 153 in seinem gewöhnlich peremtorischen Tone schließt: „Dieß ist der eigentliche „und wahrhafte Zusammenhang dieser in ganz Europa „berühmten Geschichte“; so können wir doch versichern, daß seine Erzählung voller grober Unrichtigkeiten ist, und daß in derselben die wesentlichsten Umstände ganz falsch und verkehrt angegeben werden. Wenn Hr. v. Z. nicht gewohnt wäre, die Nachrichten, die er von Hörensagen hat, ohne alle Untersuchung für unbezweifelt richtig anzunehmen; so sollte er wenigstens gewußt haben, daß in Schlözers Staatsanzeigen (XXXVI. Heft, S. 432) eine deutliche und richtige Erzählung des Status causae dieser Geschichte eingerückt ist. Sie ist, wie aus der Erzählung selbst erhellet, von einem der durch diese Sache in des Königs Ungnade gefallenen Räthe, nämlich von dem nunmehro schon verstorbenen Neumärkischen Regierungsrathe Herrn Neumann. Daß diesem rechtschaffenen Manne die Wahrheit heilig gewesen, und daß er auch von der wahren Beschaffenheit dieser Geschichte vollkommen

unterrichtet seyn mußte, wird sich Hr. v. Z. nicht unterstehen zu läugnen. Anstatt also ganz stolz zu sagen, seine Erzählung sey von andern sehr verschieden; hätte er vielmehr dagegen sehr mißtrauisch werden und sich näher erkundigen müssen, eben schon deswegen, weil sie von der Erzählung eines so gut unterrichteten Mannes in den wesentlichsten Umständen verschieden war. Hr. v. Z. nimmt sich heraus, in seiner Studirstube in Hannover von allen Dingen, die im preußischen Staate vorgehen, viel besser unterrichtet zu seyn, als diejenigen, welche in diesem Staate wohnen, demselben dienen, und zu Archiven und Registraturen Zugang haben. Dieser Dünkel macht, daß er sich niemals am gehörigen Orte erkundigt hat; daher es denn kommt, daß in seinem ganzen Buche Fehler auf Fehler folgt, Unrichtigkeit sich an Unrichtigkeit drängt. Hätte er hier nur nach dem von ihm so oft verächtlich angeblickten Berlin geschrieben, und irgend jemand, der nicht ganz ununterrichtet war, seine von andern so sehr verschiedene Erzählung vor dem Drucke mitgetheilt; so würde er erfahren haben, daß sie die elendeste Rhapsodie ist. Wir wollen nur hier das Hauptsächlichste anführen:

1) Gleich der Status causae ist schlechterdings falsch, verkehrt, und unvollständig vorgestellt, wie jeder sehen wird, der die wahre Geschichtserzählung des sel. Hrn. Regierungsraths Neumann in Schlözers Staatsanzeigen (XXXVIr Heft S. 433 f. f.) nachlieset. Die wesentlichsten Umstände fehlen beym Hrn. v. Z., z. B. daß nicht der Hr. v. Gersdorf, welcher den Teich oberhalb der Mühle anlegte, sondern der Hr. Graf v. Schmettau Gutsherr des Müllers

Müllers ist, daß nicht etwa die Neumärkische Regierung, sondern die Gerichte des Hrn. Grafen v. Schmettau, die Mühle anschlugen, nicht wegen eines Konkursprozesses, wie Hr. v. Z. träumt, sondern bloß, weil der Müller seinem Gutsherrn die Pacht nicht entrichtete. Hierbey hat Hr. v. Z. noch den wesentlichen Umstand ausgelassen, daß bey der öffentlichen Subhastation der Mühle, der Hr. v. Gersdorf, der den Teich angelegt hatte, der Meistbiethende war, und also die Mühle kaufte; denn obgleich dieß, so wie alles andere, auf keine Weise widerrechtlich war; so war es doch dem Könige sehr aufgefallen, und hatte der falschen Vorstellung der Müllerinn beym Könige einen Schein gegeben. Ferner sagt Hr. v. Z.: „Hr. v. G. fand gut, „den Mühlenbach um einen seiner Teiche in den andern „zu leiten". Ganz falsch! Hr. v. G. legte einen Teich neu an, oder vielmehr er grub einen Teich aus, an einem Orte, wo nach einem alten Dokumente schon vor mehr als hundert Jahren ein Teich gewesen war. In diesen leitete er das Flüßchen, und das Wasser aus dem Teiche floß wieder in dasselbe *), das weiter unten die Mühle trieb, und nicht,

*) Hr. v. Z. drückt dieß so aus: „Der Bach nahm deswegen „doch, wenn die Teiche gewässert waren, seinen Lauf „nach der Mühle". Hr. v. Z. schreibt beständig höchst unkorrekt. Er will vermuthlich nur sagen, wenn in den Teichen das Wasser hoch genug stand, so hatte auch die Mühle Wasser genug. Aber was er sagt, ist ganz etwas anders; denn der Bach nahm immer seinen Lauf nach der Mühle, auch wenn das Wasser klein war. Hier, wo der geringste Umstand so wichtig ist, mußte Hr. v. Z. nicht so schielend sich ausdrücken, und er macht die Idee noch schielender durch den ganz unrichtigen Gebrauch des Worts wässern. Dieß bedeutet, Wasser künstlich hinleiten, z. B. eine Wiese wässern, und ist in sofern dem Begriffe Wasser ableiten entgegengesetzt. Man könnte also leicht aus Hrn. v. Z. Ausdrucke schließen, es wären die oberhalb liegende

nicht, wie Hr. v. Z. sagt: „auf des Hrn. v. G. Gütern „entsprang“, sondern vorbeyfloß.

2) Hr. v. Z. sagt S. 141: „die Frau des Müllers „hatte sehr gute Bekanntschaft mit einem Auditeur des „Obersten von Heuking, dessen Regiment in der Nähe lag; „diesem lieben Freunde klagte sie ihre Noth, und dieser „verfertigte für sie ein Memorial an den König“. Hr. v. Z., der sehr schlau immer das fin du fin weiß, will doch hier wohl andeuten, es sey eine Art von Liebesverständnisse zwischen der Frau und dem Auditeur gewesen; dieß ist aber lächerlich, denn es war damals schon eine alte Frau. Ganz auf andere Art kam der Auditeur hierzu. Denn, nachdem die Sache schon bey der Neumärkischen Regierung war, verlangte der König von dem Hrn. Obersten v. Heuking (der, beyläufig sey es gesagt, damals noch kein Regiment hatte *), sondern Oberst des Regiments v. Natalis war) Bericht über die Sache. Diesen Bericht, sagte man, habe der Auditeur verfasset. Hätte Hr. v. Z. doch etwas anführen wollen, so wäre es gewesen, daß dieser Auditeur vorher von der Neumärkischen Regierung als Advokat kassirt worden war. Dieß war wenigstens eine Thatsache; obgleich die Folge, daß er deshalb widrig von der Regie-

liegenden Teiche künstlich aufgestauet oder aufgespannt, und dadurch gewässert worden, und wenn sie nicht gewässert gewesen wären, hätte das Flüßchen den Lauf nach der Mühle gar nicht genommen. Aber keines von beiden ist der Fall.

*) Hr. v. Z. nennt ihn S. 145 nochmals ausdrücklich einen Regimentschef, und setzt die Zeit des Berichts ganz unrichtig ans Ende der Sache, nachdem das Kammergericht schon gesprochen hatte.

Regierung berichtete, doch nicht bewiesen ist; denn er konnte ja auch die Sache sich unrichtig vorgestellt haben. Wenn es auch allenfalls jemand möglich oder wahrscheinlich finden sollte, die vorige Sache des Auditeurs mit der Regierung habe auf seinen Bericht einen Einfluß gehabt; so erfordert doch Billigkeit und Behutsamkeit, hierinn nichts gewiß zu behaupten. Die Müllerinn hatte den König schon vorher in Schlesien über ihre Sache supplicirt. Der König kannte sie schon lange; denn sie und ihr Mann hatten im siebenjährigen Kriege, als der König zur Zeit der Schlacht bey Zorndorf in der Neumark stand, zu Wegweisern gedient, und sonst Nachrichten von der russischen Armee gebracht. Ob ihr der Auditeur oder ein anderer ein Memorial an den König gemacht hat, woher will das Hr. v. Z. wissen? Und was thut es zur Sache?

3) Nachdem die Müllerinn den König gesprochen hatte, läßt der Hr. v. Z. den König gleich an das Kammergericht in Berlin schreiben. Er übergehet also ganz, daß der König der Neumärkischen Regierung auftrug, die Beschwerden des Müllers zu untersuchen, und ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Vorher, weil Arnold, wegen der rückständigen Pacht, Beklagter war, schwebte die Sache bey den Patrimonialgerichten des Grafen von Schmettau zu Pommerzig, von deren Sentenz der Müller nicht appellirt hatte (welches alles Hr. v. Z. gar nicht anführet). Jetzt ward Arnold Kläger wider den Hrn. v. Gersdorf wegen des entzogenen Wassers, dadurch kam die Sache in erster Instanz an die Neumärkische Regierung.

4) Hr.

4) Hr. von Z. sagt auch selbst: „Das Kammer„gericht sprach in zweyter Instanz“. Aber hier hat er wieder alles verkehrt vorgestellet. Er sagt: „von „Küstrin wurden also die Akten abgefodert“. Die Neumärkische Regierung ist dem Kammergerichte nicht untergeordnet, also kann das Kammergericht von derselben keine Akten abfodern. Die Sache kam in dem ordentlichen Gange des Rechts in der zweyten Instanz nach Berlin an das Kammergericht, denn es war in Küstrin appellirt worden; nur als der König wegen dieser Sache eine Kabinetsordre an das Kammergericht erließ, waren die Akten noch nicht eingegangen, und man schrieb daher nach Küstrin, um deren Einsendung zu beschleunigen.

5) Nun wird Hrn. v. Z. Erzählung vollends äußerst verwirrt, und ist fast in jeder Zeile eine falsche Nachricht, welche aber alle auseinander zu setzen wir nicht der Mühe werth halten. Ein wesentlicher Irrthum ist, daß Herr v. Z., nachdem er erzählt hat, das Kammergericht habe in zweyter Instanz gesprochen, S. 143 sagt: „Arnold kam wie„der an den König mit einer höchst kläglichen Vorstellung“. Dieß ist nicht geschehen, und es war nicht möglich, daß es geschehen konnte; denn Arnold war nicht in Berlin, Mittwochs sprach das Kammergericht, und Sonnabends wurden schon die Räthe arretirt. Selbst, wenn auch Arnold in Berlin gewesen wäre, hätte er daselbst gar nicht einmal erfahren können, wie das Urtheil des Kammergerichts ausgefallen wäre; denn nach der Verfassung mußte es ja nicht in Berlin, sondern in Küstrin von der Neumärkischen Regierung, als von dem Gerichte, von welchem war appellirt worden, publicirt werden. So verkehrt sind die Erdichtungen des Hrn. v. Z.!

6) S.

6) S. 144 steht die allerärgste falsche Nachricht, wodurch die Beschaffenheit dieser Rechtssache ganz und gar verstellt wird. Herr v. Z. giebt vor: „Das Kammergericht habe dem Könige gemeldet: man „könne noch in der dritten oder Revisionsinstanz spre„chen. Dieß ließ Er sich gefallen, und er befahl, daß es „geschehe. Es geschah. Das dritte Urtheil war dem „ersten und zweyten völlig gleich". Hievon ist nicht Ein Wort wahr. Es ward ja damals in der dritten Instanz gar nicht gesprochen. Die dritte Instanz erfolgte erst unter der jetzigen Regierung im Jahre 1787. Es stellte nämlich der Hr. v. Gersdorf unmittelbar beym jetztregierenden Könige vor: „Die Befolgung der Appellationssentenz „sey bloß durch eine Kabinetsordre verhindert worden, „welches ungesetzmäßig sey. Es müsse also entweder das „Appellationsurtheil exequirt, oder der Müller Arnold ange„wiesen werden, die Revisionsinstanz zu suchen". Das letztere geschah, und das Obertribunal bestätigte die beiden vorigen Sentenzen. Wie edel und wohlthätig sich dabey der jetztregierende König gegen die Arnoldschen Eheleute betrug, ist aus Schlözers Staatsanzeigen (XXXVIr Heft, S. 437) zu ersehen.

7) Nach diesem eingebildeten dritten Urtheile, läßt Hr. v. Z. S. 145 den Müller Arnold „abermals „vor den König kommen und sagen: „Alles helfe nichts"; welches, wie oben schon angezeigt, gar nicht möglich seyn kann, da ja der Müller nicht in Berlin war; und nun erst läßt Hr. v. Z. den König einen Bericht von dem Hrn. Obersten von Heuking verlangen, welches längst vorher geschehen war, ehe die Sache nach Berlin kam.

8) Alles

8) Alles, was S. 146 und f. f. von der Audienz des Großkanzlers Hrn. v. Fürst und der drey Kammergerichtsräthe beym Könige erzählt wird, ist von Anfang bis zu Ende theils erdichtet, theils ganz falsch vorgestellet. Der König ließ die drey Räthe nicht namentlich zu sich bescheiden, sondern verlangte überhaupt „die drey Räthe, die das Urtheil „gemacht hätten". Der Großkanzler Hr. v. Fürst kam zum Könige nicht ungerufen, wie Hr. v. Z. vorgiebt, der sich doch wohl hätte selbst vorstellen sollen, daß niemand in eines Königs Zimmer ungerufen eintreten darf. Der König hatte auch nicht das Zahnweh, und die Backen verbunden, wie Hr. v. Z. träumt, sondern er hatte ein heftiges Chiragra. Alles, was Er nach S. 147 dem Großkanzler und nach S. 148 den Räthen soll gesagt haben, und vollends alles, was nach S. 147 und S. 148 die Räthe sollen gesagt, ja wie sie sich „heftig sollen vertheidigt" haben, ist ganz und gar erdichtet. Die Räthe konnten vor dem zornigen Könige gar nicht zu Worte kommen, und sich unter diesen Umständen so auszudrücken, wie Hr. v. Z. vorgiebt, würde warlich nicht der Klugheit gemäß gewesen seyn. Es ist auch falsch, daß der König, nachdem die Wache gekommen, die Akten verlangt und gelesen habe. Diese konnte er damals nicht haben, denn sie waren auf dem Wege nach Küstrin. Er hat sie auch niemals gelesen; wohl aber hat Er das Gutachten des Kriminalsenats einige Wochen lang auf seinem Tische gehabt, und es gewiß gelesen.

9) Herr v. Z. hat darinn sehr Recht, daß der Herr Minister v. Zedlitz den größten Heldenmuth und die edelste Gerechtigkeitsliebe in der Kriminalunterſu-

tersuchung gezeigt hat, welche ihm der König in diesem kritischen Zeitpunkte auftrug. Aber es ist wieder fast alles falsch, was Hr. v. Z. S. 150 und S. 151 von diesem Minister erzählt. Es ist z. B. nicht andem, daß der König mit dem Minister über die Form der Sentenz gestritten habe. Es ist auch falsch, daß Herr von Zedlitz dem Könige geschrieben habe: „Er wolle des Königs Befehl nicht kontrasigniren“; auch ist nicht andem: „daß der König dem Hrn. v. Zedlitz „nun weiter nicht geantwortet habe.“ Um die Form der Sentenz war es dem Könige warlich nicht zu thun. Er verwarf das Gutachten des Kriminalsenats, und führte auch gegen den Minister deshalb einige Gründe an, die Herr von Zedlitz beantwortete. Darauf schrieb der König dem Minister vor: wie er das Urtheil sprechen sollte. Dieß zu thun, schlug der Minister dem Könige schlechterdings ab. Darauf schrieb der König an ihn: „Weil Ihr denn nicht sprechen „wollt, so will Ich selbst sprechen“. Und so verordnete Er die Strafen und Schadensersetzungen, wie es bekannt ist, und befahl dem Minister, „den Befehl „ausfertigen zu lassen.“ Der Minister ließ ihn in der geheimen Staatskanzley ausfertigen, kontrasignirte ihn aber nicht, wie es sonst gewöhnlich ist, war auch fest entschlossen, den Befehl nicht zu kontrasigniren, der König möchte auch über ihn verhängen was Er nur wollte. Der König unterschrieb den Befehl, und ließ ihn vollziehen, ohne zu verlangen, daß ihn der Minister kontrasigniren sollte.

10) S. 152 sagt Hr. v. Z.: Der eigentliche Verfasser der letzten Sentenz gegen den Schurken Arnold, „der Kammergerichtsrath Ransleben, blieb ganz ohne „Strafe und ganz ohne Verweis abseiten des Königs“. Und dieß sagt Hr. v. Z. fast in einem Tone, als ob

der König Unrecht gethan hätte. Aber dieser würdige Mann kam doch mit den andern ins Gefängniß, und blieb darinn bis zur Entscheidung der Sache. Es ist auch falsch, was Hr. v. Z. zur Ursache dieses Unterschiedes angiebt. Er sagt: „Es hatte sich in den Akten gefunden, R. sey bey Vorlesung der Sentenz zu wiederholtenmalen darauf bestanden: „„Man solle dem Könige Bericht erstatten und dessen Bestätigung zu der „„Sentenz einholen““. Erst ists schon seltsam, daß Hr. v. Z. sich einbildet, es könne sich in den Akten gefunden haben, was bey Vorlesung der Sentenz gesprochen worden, und denn ist auch dieß nie der Vorschlag des damaligen K. G. R. (jetzigen Geheimen-Finanzraths) Hrn. Ransleben gewesen. Er hatte in seiner Relation vorgeschlagen: „Es würde „gut seyn, wenn die Lage des Flüßchens und der Mühle „nochmals durch einen Wasserbauverständigen unter„sucht würde“. Als der König, nachdem die Räthe arretirt waren, in der Korrespondenz mit dem Hrn. Minister v. Zedlitz über diese Sache endlich verlangte, Ihm die Verfasser der Urtheile in Küstrin und Berlin zu nennen, weil Er, wie Er sich ausdrückte: „die „Unschuldigen nicht mit den Schuldigen strafen wolle“; so zeigte der Hr. Minister v. Zedlitz, seinem Gewissen gemäß, und um wo möglich den König auf gelindere Gedanken zu bringen, obiges dem Könige an. Der damalige Neumärkische Regierungsrath (jetzige Geheimerath) Hr. Scheibler, hatte in seiner Küstrinschen Relation einen ähnlichen Antrag gethan, und dadurch ward auch dieser von der Festung gerettet, ob gleich auch er bis zur Entscheidung des Königs im Gefängnisse saß. — Ein Mann, wie Hr. v. Z. sollte übrigens nicht pöbelhaft schreiben! Er nennt den Müller einen Schurken. Wenn dieser

ser gemeine und unverständige Mann glaubte Recht zu haben, und desfalls den König antrat; ziemt es Hrn. v. Z. ihn desfalls persönlich zu schimpfen?

Wenn man nun diese zehen wesentlichen Punkte betrachtet, worinn des Hrn. v. Z. Nachricht von dem Prozesse des Müllers Arnold von der Wahrheit abweicht; so kann man, (wenn man auch an alles übrige, was dabey noch zu sagen wäre, nicht denkt,) schon einsehen, wie wenig zuverlässig sie ist, und wie wenig er sich darauf einzubilden hat, daß sie von andern verschieden ist.

Was Hr. v. Z. S. 154 u. f. f. von dem ersten Versuche, die jetzt bestehende Gerichtsordnung einzuführen, sagt, welcher der damalige Großkanzler Hr. v. Fürst zuwider war, ist im Allgemeinen richtig erzählt; aber wie es gewöhnlich mit Hrn. v. Z. ist, wieder fast in allen, doch auch zum Theil wichtigen Nebenumständen unrichtig. So ists z. B. ganz falsch, wenn Hr. v. Z. S. 156. sagt: "Der König ließ den damaligen Groß"kanzler Freyherrn v. Fürst, nebst einigen Justizmini"stern, Kammerpräsidenten, und andern vorzüglich "berühmten Rechtsgelehrten rufen; um die ganze Sache "mit ihnen zu überlegen und zu erörtern." Niemand als der Hr. v. Fürst, und nachher der Herr Kammergerichtspräsident von Rebeur, ward deshalb zum Könige gerufen. Hr. v. Z. nimmt sich heraus, S. 158. die Rede des Herrn Präsidenten mit dem Könige wörtlich herzusetzen, als ob er dabey gegenwärtig gewesen wäre. Daß Hr. v. Rebeur etwas ähnliches dem Könige gesagt hat, kann vielleicht seyn; ob er aber gerade wörtlich so gesprochen habe, und ob besonders auch alles des Königs eigne Worte wären, mag dahin gestellt

seyn; daß er aber mehr als dieß gesprochen habe, ist gewiß. Also muß man doch eine jede Rede nicht aus der Verbindung reißen, und es ist überhaupt eine sehr große Indiskretion, jemandes Rede, als ob man sie wörtlich wüßte, abdrucken zu lassen, zumal wenn man, wie hier Hr. v. Z., darauf die Beschuldigung gründet: "Hiermit waren nun die Ideen des Königs völlig in Ver"wirrung gebracht." Uebrigens ist es für einen Mann wie Hr. v. Z., der den preußischen Staat so gut zu kennen vorgiebt, sehr schimpflich, wenn er hier nicht einmal Kammer und Kammergericht zu unterscheiden weiß. Kammerpräsidenten wären vom Finanzdepartemente gewesen, und würden also vermuthlich vom König über eine Gerichtsordnung nicht seyn befragt worden.

S. 157. finden wir wieder Hrn. v. Z. in seiner gewöhnlichen Uebertreibungssucht, wodurch er immer die Gegenstände ins schiefste Licht stellt. Er sagt: "Ganze Deduktionen von unzählbaren "Bogen stellte man in die Hände des Königs, durch die "man beweisen wollte, die Schwierigkeiten der neuen Ge"setzgebung seyen unübersteiglich. Friedrich war kein so "starker Jurist, um in den tiefsten Grund aller dieser "Papiermassen zu sehen." Wie wenig weiß doch Hr. v. Z., wie die Sachen beym Könige betrieben werden mußten! Selbst das Allerbekannteste davon weiß er nicht; sonst könnte er so etwas nicht schreiben. Es wäre wohl gerade der Weg gewesen, bey dem Könige alles zu verderben, wenn man ihm Papiermassen vorgelegt hätte, und noch dazu solche, deren Lesung juristische Kenntnisse vorausgesetzt hätte! Nichts als ein ganz kurzer Bericht über die vorgeschlagene Gerichtsord-

ordnung, (nicht Gesetzgebung, wovon damals nicht die Rede war) nebst einer Tabelle, wie viel Zeit und Kostenaufwand ein Prozeß nach der vorigen und nach der neuvorgeschlagenen Einrichtung erfordern würde ward dem Könige vorgelegt. Daß der König kein Liebhaber von weitläuftigen Berichten war, und daß man ihm am wenigsten hätte Papiermassen vorlegen dürfen, war jedermann und auch dem Hrn. v. Fürst allzubekannt.

Hr. v. Z. giebt vor, die hauptsächlichste und nächste Veranlassung des Zorns des Königs über die Justiz, woraus denn sein Fehltritt bey Gegelegenheit des Prozesses des Müllers Arnold entstanden wäre, sey die vom Hrn. v. Carmer vorgeschlagene und vom Hrn. v. Fürst bestrittene Gerichtsordnung gewesen. Er sagt sogar S. 160: "Ein gemeiner König hätte so geschwinde nicht bemerkt, wie "sehr seine Begriffe mißleitet waren, aber Friedrichs Auge sah "dieß schnell, und mit der tiefsten Indignation. Er erwar"tete also nur eine Gelegenheit, um seinen obersten Ju"stizbedienten auf den Leib zu fallen. Um loszubrechen, "wie ein Sturmwind, der alles umwirft, bedurfte Er "nur einen Vorwand." Fast möchte man sagen, Hr. v. Z. bilde sich hier, so wie an mehrern Orten der Fragmente, die Handlungsweise des Königs nach seiner eigenen Art zu handeln. Verschiedene Stellen in diesen Fragmenten vom Ersten bis zum Ein und dreißigsten Kapitel berechtigen den unbefangensten Leser zu der Vermuthung, daß Hr. v. Z. seine Fragmente über Fr. II. zuweilen nur zum Vorwande gebraucht habe, denjenigen, wider die er, weil sie seine Größe nicht anerkennen wollten, die tiefste Indignation fühlte, wie

ein Sturmwind auf den Leib zu fallen. Aber läßt es sich wohl vermuthen, läßt es sich mit Fr. II. übrigem Charakter wohl vereinigen, daß er den Prozeß des Müllers Arnold nur zum Vorwande gebraucht habe, um seinen obersten Justizbedienten auf den Leib zu fallen? Wenn er nur den Großkanzler v. Fürst kassirt hätte, von dem Hr. v. Z. die sehr harte und unbewiesene Beschuldigung macht, er habe des Königs Begriffe von der Justiz gemißleitet; so möchte eine solche Vermuthung noch einige Wahrscheinlichkeit haben. Aber daß der König auch einen Präsidenten kassirte, und fünf Räthe, nebst dem Justitiarius des Gr. Schmettauischen Patrimonialgerichts Hrn. Schleker, auf die Festung schickte, kann doch wohl, sollte man denken, nicht bloß um des Großkanzlers v. Fürst willen geschehen seyn. Es ist offenbar, daß er andre Ursachen dazu haben mußte. Wir sehen jetzt deutlich ein, daß er sich in diesen Ursachen sehr irrte, daß er aus Gerechtigkeitsliebe eine sehr große Ungerechtigkeit beging. Aber welchen Begriff müßte einer von Friedrichs II. Charakter haben, wenn er fähig gewesen wäre, diese Ungerechtigkeit gegen sieben würdige und unschuldige Männer wissentlich und mit kaltem Blute zu begehen, bloß um den obersten Justizbedienten auf den Leib zu fallen, weil Hr. v. Fürst seine Begriffe von der neuen Gerichtsordnung sollte gemißleitet haben, über welche die gedachten sieben Männer nie waren gefragt worden. So unwürdig stellt aber Hr. v. Z. das Betragen des Königs vor, da er S. 161 sagt: "tiefe und tief-"verhelte Indignation war der Grund seines ganzen "Verfahrens bey des Müller Arnolds Sache." Nun

gehört

gehört doch warlich sein Verfahren gegen den Hrn. Präsidenten von Finkenstein, gegen die Räthe und gegen den Justitiarius zum ganzen Verfahren des Königs bey der Arnoldischen Sache. Denn daß er seinen Großkanzler so schnell abdankte, war wirklich noch eine Kleinigkeit gegen sein Verfahren mit den andern würdigen Männern. Hr. v. Z. will zwar seine Behauptung mit der Versicherung bestätigen: "Niemals legte der König "den wahren Grund seiner Handlungen an den Tag, "zumahl wenn er strafte." Er wird uns aber verzeihen, wenn wir theils sehr zweifeln, daß überhaupt diese Behauptung allgemein richtig sey, theils sonderlich, daß er besonders dießmal, mit allem seinen Scharfsinne, auf den er sich so viel zu gute thut, die wahre Ursache des königlichen Zorns gänzlich möchte errathen haben. Dieß verfehlte er aus eben der Ursache, warum so manches Räsonnement in seinen Fragmenten so sehr schief ausfiel, auf das er sich doch viel zu gute zuthun scheint: Weil er immer, indessen er nach der einen Seite sieht und an derselben seine Einbildungskraft übt, verschiedene andere Seiten gar nicht kennt, oder gar nicht erblickt.

Da er sich vornahm, das Leben Fr. II. in ein ganz neues Licht zu setzen, hat er dazu freylich eben nicht für nothwendig gehalten, sich von allem was dazu gehört, genau zu unterrichten, wovon wir schon einige traurige Proben gesehen haben. Es ist aber gewiß, daß die genaue Kenntniß der bekannten Geschichte selbst einem Fragmentenschreiber nicht wenig Nutzen schaffen kann, wenn er sich gleich einbildet, "neue Schätze entdeckt zu haben, "welche sonst mit ihren ersten Besitzern von der Erde

"verschwunden wären." Selbst einige Kenntniß der Chronologie der zu erzählenden Geschichte kann öfters ein scharfsinnigscheinendes Raisonnement eines Fragmentenschreibers mit einem Blicke in ein leeres Geschwätz verwandeln. Wenn nach Hrn. v. Z. Behauptung derjenige ein gemeiner König ist, welcher nicht geschwind merkt, wenn man seine Begriffe mißleitet; so hat Hr. v. Z. hier den König Fr. II. als einen sehr gemeinen König vorgestellt. Vermuthlich weiß er nicht, da er so sehr unwissend in der neuern preußischen Geschichte ist, daß alle die Sachen, die er von S. 154 bis 160 erzählt, im December des Jahres 1775 vorgingen und der Großkanzler von Fürst ward den 11 Decbr. 1779 kassirt. Wenn also des Königs Begriffe von der Justitz wirklich durch denselben sind mißleitet *) worden; so müßte es der König nicht wie Hr. v. Z. will, schnell, sondern erst sehr spät gemerkt haben. Denn daß der König seine Indignation Vier ganzer Jahre lang sollte so tief verheelt haben, daß ihre so lange Verheelung niemand als nur dem Hrn. v. Z. bekannt geworden sey, möchte derselbe zwar vielleicht behaupten; aber diejenigen, welche genau wissen, wie der König während dieser vier Jahre mit dem sel. Herrn von Fürst umgieng, wollen eine so sehr tief verheelte Indignation gar nicht wahrscheinlich finden. Sie wissen, daß der König dem Herrn von Fürst, ob er gleich freylich mit demselben nicht ganz zufrieden war, dennoch

*) So schreibt Hr. v. Z. Adelung glaubt, man müsse gemißleitet schreiben; aber was ist Adelung gegen Zimmermann! Dieser ist Herr über die Geschichte und über — die Grammatik!

noch verschiedene wichtige Aufträge gab. Wäre wirklich so tiefe Indignation wider den Hrn. v. Fürst beym Könige gewesen; so würde er bey der Justizvisitation in Pommern, (welche der Hr. v. Fürst im Sommer des J. 1779 selbst übernahm, um den König, der ihm seinen Unwillen wider die dortige Regierung zu erkennen gab, zufrieden zu stellen), gar sehr leicht einen Vorwand haben finden können, den Hrn. v. Fürst abzudanken, ohne erst deshalb sieben andere Justizbediente unglücklich zu machen.

Man kann wohl dahin gestellt seyn lassen, in wiefern dasjenige, was im J. 1775. vorfiel, in die im J. 1779 geschehene Absetzung des sel. Herrn v. Fürst einen mittelbaren Einfluß gehabt haben kann. Wenigstens aber ist es gewiß nicht die unmittelbare Ursache des ganzen Verfahrens des Königs bey der Arnoldschen Sache. Der Redakteur glaubt seinen Lesern einen Dienst zu erzeigen, wenn er hier alles, was ihm von der ersten Veranlassung, von dem wahren Zusammenhange sowohl des Arnoldschen Processes selbst, als auch des Verfahrens, das der König dabey beobachtete, bekannt ist, mittheilt. Seine Quellen sind Akten, und Männer, denen Wahrheit heilig ist, und zwar solche Männer, welche theils die hiebey vorkommende Personen und das Innere der preußischen Justiz zu den Zeiten des Hrn. v. Fürst genau kannten, theils aus des sel. Hrn. v. Fürst und anderer hier vorkommenden Personen Munde sichere Nachrichten hörten, theils von manchen wichtigen Begebenheiten Augenzeugen waren. Diese Nachrichten sind um desto glaubwürdiger, daß der

Redakteur Gelegenheit gehabt hat, über einige wichtige Umstände die Nachrichten verschiedener Personen zu vergleichen.

Der König war mit der Justiz schon lange nicht zufrieden, das ist gewiß. Er war gewohnt, einen jeden Unterthan zu hören und wollte gern einem jeden helfen. Er war gewohnt, alles so viel möglich selbst, und nach eigner Einsicht zu thun. Er hatte aber schon sehr früh eingesehen, daß der Willen eines unumschränkten Regenten auf die Rechtssachen keinen Einfluß haben muß, selbst wenn er es auch noch so gut meinte, sondern daß alles nach den Gesetzen, und nach der in Gesetzen vorgeschriebenen Form geschehen müsse. So sehr Er auch daher gewohnt war, auf alles in seinen Landen unmittelbar selbst die Aufsicht zu haben; so hatte Er sich doch schon bald nach den ersten ruhigen Jahren seiner Regierung aller unmittelbaren Aufsicht über die Justiz begeben und sie dem ersten Justizminister aufgetragen, den Er deshalb zum Großkanzler und wie Er es ausdrückte, zum Chef de Iustice ernannte. Er glaubte nun auch die Abstellung aller Mängel im Justizwesen von seinem Großkanzler fordern zu können; so wie Er die Abstellung aller Mängel und Klagen in allen andern Theilen der Regierung von sich selbst forderte. Er hatte nach dem siebenjährigen Kriege viele Unordnungen im Lande gefunden; und man weiß, auf wie viel Gegenstände Er seine Aufmerksamkeit richtete, und wie viel Er in Ordnung brachte und verbesserte. Er hatte die Idee, daß während des langen Krieges auch die Justiz, wie so manches Andere, in Unordnung gekommen wäre. Er ward noch mehr

darin

darinn bestärkt, da viele Klagen über einzelne Fälle vor seine Ohren kamen, welches um so viel mehr geschah, weil Er jeden Unterthan, auch den geringsten anhörte, und seinen Beschwerden abzuhelfen suchte. Er hätte also sehr gern auch die Justiz selbst reformirt, aber er fühlte, daß er es nicht anders als durch seinen Großkanzler thun könnte. Der Hr. v. Jariges war ein sehr verdienter aber alter Mann, von dem der König alle die Thätigkeit, die Er zur Reformation rechnete, nicht mehr fordern zu können glaubte. Desto grösser war nach dessen Tode seine Hoffnung auf dessen Nachfolger, den Herrn v. Fürst. Der König glaubte diese Hoffnung nicht erfüllt zu sehen, und ließ es dem Hrn. v. Fürst auch merken. Derselbe war bey allem Bestreben Gutes zu thun, etwas ängstlich und behutsam, hing vielleicht auch etwas mehr an Förmlichkeit, als dem Könige nöthig schien. Er haßte alle schnelle Neuerungen, und glaubte immer es beym Alten lassen zu müssen, bis er ganz sicher seyn könne, daß von der Abänderung kein Nachtheil zu besorgen sey. Er arbeitete Plane zu manchen guten Verbesserungen aus; wenn er aber damit hervorrücken sollte, so glaubte er immer, es mit der Zeit noch besser machen zu können. Er wollte das Horazische nonum prematur in annum auf seine Arbeiten anwenden. Da nun der König so wenig Verbesserungen von ihm sah, glaubte er, es fehle ihm an Thätigkeit. Dieß zeigte sich mehrmals, und noch zuletzt nach der Justizvisitation in Pommern, im Sommer 1779. Der König hatte viele Klagen gehört, und hatte die widrigsten Ideen von der Justiz in Pommern, welches er dem Hrn.

v. Fürst

v. Fürst zu erkennen gab. Um den König zu beruhigen, schrieb ihm derselbe, er wolle selbst hinreisen, um alles aufs schärfste zu untersuchen. Der Großkanzler fand die Sachen dort nicht so schlimm. Der König erwartete eine merkliche Umänderung; der Großkanzler änderte nichts ab, als nur, daß die Sporteln sehr vermindert wurden. Der König glaubte, es hätten dort mehrere Justizbedienten ihre Pflicht vergessen, und erwartete sehr wahrscheinlich, es würde der Großkanzler auf Bestrafungen und Absetzungen antragen; der Großkanzler hingegen fand dazu keinen Grund, wollte auch niemand unglücklich machen, und alles was er that, um doch etwas zu thun, was er dem Könige als Schritt zur Verbesserng melden könnte, war, daß er einen Regierungsrath aus Stettin auf einige Zeit nach Berlin kommen ließ, um beym Kammergerichte vorzutragen, und sich daselbst näher zu unterrichten. Es ward dabey in dem Berichte an den König der militarische Ausdruck gebraucht: "daß er nach Berlin kom"men sollte, um daselbst den Dienst zu lernen." Dieß gefiel dem Könige sehr, der auf gleiche Art, wenn ein Regiment nicht gut manövrirt hatte, einen Offizier davon nach Berlin oder Potsdam schickte. Anfänglich schien der König mit dem Berichte von der Visitation in Pommern zufrieden zu seyn; aber bald darauf änderte er seine Meinung. Er schien zu glauben, es sey dem Hrn. v. Fürst entweder mit der Reformation der Justiz nicht ein rechter Ernst, oder er habe nicht die dazu gehörige allgemeine Uebersicht, Muth und Thätigkeit. Von dieser Zeit an ließ er dem Hrn. v. Fürst mehrmals seine Unzufriedenheit noch deutlicher als sonst

merken, und es ist denjenigen, welche die damalige Lage der Sachen zwischen dem Könige und dem Hrn. v. Fürst genau kennen, gar nicht zweifelhaft, daß die fehlgeschlagene Hoffnung des Königs von der Justizvisitation in Pommern, auf die wenige Monate nachher erfolgte Absetzung des Großkanzlers unmittelbaren Einfluß hatte. Sie schien seitdem, wie man aus verschiedenen Kabinetsordern schließen konnte, schon halb beschlossen zu seyn, und der Prozeß des Müllers Arnold war nur zufällige Gelegenheit, daß sie so geschwind, und auf solche harte Weise erfolgte.

Der König hatte damals überhaupt die Idee, es sey den Juristen mit der Verbesserung der Justiz nicht wahrer Ernst, und sie hielten zu sehr an die Form und an die juristischen Spitzfindigkeiten, hinter welche sie sich versteckten, wenn man ihnen beykommen wolle. Er glaubte, also, Er würde hier auch selbst Hand an das Werk legen müssen, und Er wartete nur auf eine Veranlassung, die Justiz eines begangenen Unrechts durch den bloßen bon sens zu zeihen, ohne tief in das Juristische einzugehen. Es war außerdem bey ihm der Verdacht entstanden, der Adel breite seine Macht zu sehr aus, und suche den gemeinen Mann, selbst durch die Form der Justiz zu unterdrücken.

Der Hr. v. Fürst war bey dem Könige auch im Verdachte, daß er für den Adel eine allzugroße Vorliebe habe, und denselben bey aller Gelegenheit favorisire, und im Gegentheil den Bürger und Bauer herabsetze, besonders in Kollision mit dem Adel, wovon der König Beyspiele

spiele zu haben glaubte, und ihm auch schon lange vorher mehrmals etwas darüber zu erkennen gegeben hatte.

Er wartete also ebenfalls nur auf eine Gelegenheit, hierbey ein Exempel zu statuiren. Beyde Gelegenheiten glaubte Er in der Sache des Müllers Arnold gefunden zu haben.

Arnold und seine Frau waren, wie schon oben gemeldet, dem Könige noch vom siebenjährigen Kriege her persönlich bekannt, und er hatte daher eine gute Meinnng von ihnen. Sie stellten ihre Sache überdem ganz zu ihrem Vortheile vor, und verschwiegen wichtige Umstände, z. B. daß derjenige, der ihnen angeblich sollte das Wasser vermindert haben, nicht ihr Gutsherr war, dem sie die Pacht versagten. Sie wendeten auch andere Umstände an, um in dem Könige den Verdacht zu erregen, als hätten Mächtige von Adel sich vereiniget, um sie als arme Leute vermittelst der Justiz zu unterdrücken.

Der König traute ihrer Aussage nicht ganz allein. Er ließ an einen Prediger in der Gegend schreiben, der ihm als ehemaliger Feldprediger persönlich bekannt war, er solle ihm gewissenhaft berichten, wie es mit dieser Sache beschaffen sey. Dessen Meinung ging dahin: "Daß der Müller wohl allerdings "durch den angelegten Teich einigen Abbruch am Wasser, und "folglich an seiner Nahrung leiden möchte." Der König, damit noch nicht zufrieden, trug dem in der Nähe in Garnison stehenden Hrn. Obersten v. Heuking auf, ihm von der Beschaffenheit der Sache zu berich-

richten, dessen Bericht bekanntlich auch vortheilhaft für den Müller ausfiel. Es sind mehrere Beyspiele in der Regierung des Königs, daß Er sich, wenn er sich von der Richtigkeit einer Thatsache, von welcher er ungewiß war, unterrichten wollte, an ganz fremde Personen wendete, nicht aber an solche, welche etwa mit der Sache könnten zu thun gehabt haben. In gegenwärtigem Falle mochte er wohl sich um so viel weniger an Rechtsgelehrte gewendet haben, da er damals, noch mehr wie sonst geschah, sein Lieblingssprüchwort: Eine Krähe hacke der andern die Augen nicht aus, auf sie anzuwenden pflegte, und mißtrauisch gegen sie war. Er glaubte nun durch zwey übereinstimmende Zeugnisse, eines Geistlichen und eines Offiziers, überzeugt zu seyn, die Klage der Müllerinn sey gegründet. Er versprach ihr auch positiv, er wolle ihr gewiß zum Rechte helfen, als sie ihm das erste Urtheil der neumärkischen Regierung selbst brachte, von welchem ihr Mann ans Kammergericht appellirt hatte. Der König schrieb ans Kammergericht: "Es sollte auf die Sache genau "attendiren, und nach gesprochenem Urtheile Ihm berichten." Das Kammergericht beschleunigte das Urtheil, welches Mitwochs den 8ten Decbr. gesprochen ward. Donnerstags den 9ten gieng der Bericht an den König ab: "Das Urtheil sey gesprochen und die Akten "ordnungsmäßig zur Eröffnung desselben an die Parteyen "nach Küstrin gesandt worden." Es ist wahr, das Kammergericht hätte wohl vor der Absendung der Akten und des Urtheils dem Könige berichten, auch den Inhalt des Urtheils beylegen können. Man hat dieses hohe Kollegium auch desfalls getadelt, nachdem der König so harte Verfügungen machte. Aber vorher

her, ward die Sache aus einem andern Gesichtspunkte angesehen. Der Verfasser des Berichts schien zu glauben, es sey dem Könige nur um Beschleunigung der Sache zu thun, und das Kollegium müsse sich streng an die eingeführte Ordnung halten. Nun legen freylich die Gesetze einem Justizkollegium nicht die Pflicht auf, ein Urtheil dem Landesherrn zu eröffnen, ehe es ordnungsmäßig publizirt ist. Sehr gut wäre es auch wohl gewesen, wenn wenigstens dem Könige berichtet worden wäre: Es sey für den Müller noch die dritte, oder Revisionsinstanz offen, und daß derselbe deshalb in Küstrin das Nöthige nachsuchen müsse. Es ist gar kein Zweifel, daß der König den Müller darnach würde beschieden haben, wenn er sich, wie wohl zu vermuthen gewesen wäre, abermals beschwert hätte. Aber nach dem festgesetzten Prinzipium, besonders des damaligen Präsidenten des Kammergerichts, diese Sache ganz so gehen zu lassen, als ob der König gar nicht dazwischen gekommen wäre, ward auch hievon nichts erwähnt.

Der König ward nun sehr ungehalten. Ein Mann, der damals nahe um den König war, hat seinen Freunden mehrmals erzählt, der König habe damals geglaubt, das Publikum erwarte seinen baldigen Tod, und fange schon an, ihn für so schwach zu halten, daß er sich nicht viel mehr um die Regierungsgeschäfte bekümmern könne. Mit dieser vorausgesetzten Meinung habe Er den Umstand: daß ihm nicht bestimmt berichtet wurde, wie gesprochen worden sey, unglücklicherweise so ausgelegt, als wolle man ihn zurückweisen, und nur Zeit gewinnen. Daher habe er, zusammengenommen

men mit der bey Ihm feststehenden Idee, dem Müller geschehe offenbar Unrecht, beschlossen, einen Coup d' éclat zu machen, damit man seine Thätigkeit gewahr werde.

Der König schrieb nun den 10ten an den Herrn Minister von Dörnberg, als ersten Präsidenten des Kammergerichts: Er wolle wissen, wie das Urtheil laute. Darauf ward ihm dasselbe geschickt.

Sonnabends den 11ten, früh um 9 Uhr, kam an den Großkanzler Hrn. v. Fürst, eine Kabinetsorder des Inhalts: "Er solle mit den drey Kammergerichts-"räthen, welche das Urtheil in der Sache des Müllers Ar-"nold minutirt hätten, Nachmittags um 2 Uhr zum Könige "kommen. "Wie der König auf die Idee gekommen ist, das Urtheil sey von drey Räthen gemacht worden, weiß man nicht. Die wahrscheinlichste Vermuthung ist folgende. Einige Jahre vorher als der Etat von Westpreußen gemacht ward, kam die Justiz zu spät, und konnte daher nicht ganz die verlangten Einkünfte erhalten. Der Großkanzler v. Fürst wollte bey jedem der damaligen Landvoigteygerichte in dieser Provinz wenigstens einen Direktor und zwey Räthe haben, der König aber wollte nur zwey Personen akkordiren. Der Großkanzler stellte nun vor: es müßten drey seyn, wegen des Falls, wenn vota paria wären. Dieses leuchtete dem Könige ein, und vermuthlich war er daher auf die Idee von drey urtheilsprechenden Räthen gekommen.

Der Großkanzler v. Fürst hatte schon seit einiger Zeit aus den Kabinetsordern des Königs

genug abnehmen können, daß er würde abgesetzt werden, und er war, als er die gedachte Kabinetsorder empfing, nun sogleich überzeugt, es werde jetzt geschehen. Man wußte schon seit dem vorigen Tage, seitdem der König das Urtheil erhalten, wie sehr ungehalten Er darüber war, daß der Müller verloren habe. Man machte sich also auf harte Aeußerungen gefaßt. Es ward daher dem Großkanzler von einigen Personen, die um ihn waren, gerathen, er möchte nicht persönlich zum Könige gehen, und sich lieber mit einer Krankheit entschuldigen. Aber er sagte mit wahrem Edelmuthe: "Nein! ich will hinaufgehen, und "alles über mich ergehen lassen. Ich kann sprechen, aber "die Kammergerichtsräthe sind nicht gewohnt, mit dem "Könige zu sprechen." Nun war die Frage welche Räthe zum Könige gehen sollten, da der zweite Senat des Kammergerichts, welcher das Urtheil gesprochen hatte, aus zehen oder eilf Räthen bestand. Daher schickte der Großkanzler zu dem Herrn Kammergerichtspräsidenten v. Rebeur, welcher nebst dem Referenten noch zwey Räthe wählte, weil doch einmal gewählt werden mußte.

Als sie zum Könige kamen, fanden sie den König, der vom Chiragra viel Schmerzen litt, auf dem Sofa liegen, im heftigsten Zorne, und den Geheimenkabinetsrath Stelter schon zum Schreiben sitzend. Der König fing sogleich an, das nachher gedruckte bekannte Protokoll zu diktiren. Er befahl den Räthen die Fragen mit Ja und Nein zu beantworten. Diese versuchten zwar etwas Wesentliches zur Erläuterung zu sprechen, konnten aber kaum einige abgebrochene Worte her-

vorbringen, weil ihnen der König gleich zu schweigen befahl. Es war also alles still, bis der König ungefähr im ersten Drittel des Protokolls auf die Stelle kam, wo es heißt:

"Aber was thut die küstrinsche Justiz? Sie befiehlt, "daß die Mühle verkauft werden soll, damit der Edelmann "seine Pacht kriegt, und das hiesige Tribunal approbirt "solches."

Bey dem Worte Tribunal *) ergriff der Großkanzler die Gelegenheit, ungefähr zu sagen:

"Ew. Majestät. halten mir zu Gnaden, das Tri"bunal hat in dieser Sache noch nicht erkannt. Die "Sache ist noch nicht zu Ende. Sie kann noch in der "dritten Instanz eine andere Wendung bekommen."

Der König mochte vielleicht glauben, dieß sey eine bloße Ausflucht, und sagte mit heftiger Stimme und funkelnden Augen zum Großkanzler:

"Reise Er den Augenblick! Ich brauche Ihn nicht "mehr! Ich habe schon einen andern Großkanzler!"

Der Hr. v. Fürst versuchte nochmals für die Räthe etwas zu sprechen, ward aber zur Thür hinaus gewiesen.

Der König fragte nun den Geheimenkabinetsrath Hrn. Stelter: "Wie weit er sey?" Dieser antwortete; "und das hiesige —" Darauf sagte

*) Man sieht wohl, der König hat das französische Wort Tribunal im Sinne gehabt, welches überhaupt einen Gerichtshof bedeutet. In Berlin aber heißt das Oberappellationskollegium, welches in der Revisionsinstanz spricht, besonders das Tribunal.

der König: "Nun so schreibe Er Kammergerichts-"tribunal. — "

Als der König ausdiktirt hatte, sagte er zu den Räthen: "Ihr könnt nun gehen!" Sie gingen ins Vorzimmer. Da stand ein Adjutant *), der sie höflich ersuchte, noch etwas zu warten. Nach wenigen Augenblicken kam der König selbst an die Thür des Zimmers und sagte: "Wartet noch!" Darauf kam der Geheimekabinetsrath Stelter ins Vorzimmer, sie nach ihren Namen zu fragen, denn vorher waren sie darnach nicht gefragt worden. Nun sagte er ihnen, sie möchten dem Adjutanten folgen. Derselbe führte sie zu einer Kutsche, welche von dem Gouverneur Hrn. v. Ramin unters Schloßportal war bestellt worden, und ersuchte sie, hineinzusteigen. Sie fragten nicht, wohin es ginge, er sagte auch nichts, und so fuhren sie nach dem Gefängnisse.

Die edle Standhaftigkeit des Hrn. Minister v. Zedlitz, bey der vom Könige veranlaßten Kriminalunterſuchung ist schon oben S. 160 erwähnt worden. Sie verdiente eine besondere Auseinandersetzung, wozu hier der Raum fehlt. Wir hoffen, es wird an einem andern Orte geschehen.

Da Hr. v. Z. im IIIten Bande S. 223 mit Beyfalle anzeigte, daß die Einwohner von Berlin, vom Vornehmsten bis zum Geringsten, mit einer edlen Freymüthigkeit dem Hrn. v. Fürst ihr

*) Der König hatte schon den Vormittag um 10 Uhr eine Wache bestellt; dieß war aber dem Großkanzler und den Räthen vorher nicht bekannt gewesen.

ihr Beyleid über seine Absetzung bezeugten; so hätte er, der sich herausnimmt, über die Sitten und Gesinnungen die in Berlin herrschen, zu urtheilen, und so schief davon urtheilt, weil er so wenig davon kennet, vielmehr die Großmuth der Einwohner Berlins gegen die unglücklichen Räthe erwähnen sollen. Es wurde eine so reiche freywillige Kollekte gesammelt, daß denselben bis zu ihrer anderweitigen Versorgung ihr Gehalt beständig ausgezahlt wurde; und dieß geschah ohne Ruhmsucht, bloß aus wahrer Theilnehmung und aus wahrer Achtung gegen rechtschaffene Männer, die ohne ihre Schuld unglücklich geworden waren. Hr. v. Z. hätte von dieser edlen That um so weniger schweigen sollen, da sie auch schon in Schlözers Staatsanzeigen (XXXVI. Heft. S. 439) angezeigt ist.

Ueber das ein und zwanzigste Kapitel.

Von der Rechnung, die Friedrich II. jährlich seinen Ministern ablegte, und von der Jahrrechnung, die er mit sich selbst hielt.

Im Ganzen ist ziemlich richtig, was hier gesagt wird. In Berlin, und sonst im Lande sind noch mehrere Umstände von der sogenannten Ministerrevüe bekannt genug, und es ist auch davon hin und wieder in gedruckten Schriften Erwähnung geschehen. Hr. v. Z. nimmt aber den Ton an, theils als wäre die Ministerrevüe jedes Jahr so gewesen, wie er es beschreibt, da doch manches in jedem Jahre anders war, theils, als könne niemand als er, ein richtiges Wort hierinn sagen. In den in Berlin herausgekommenen Anekdoten und Charakterzügen Fr. II. stehet in der XIIIten Sammlung, S. 87 auch eine und zwar sehr authentische Nachricht von einer solchen sogenannten Ministerrevüe im J. 1770 den 1. Junius. Hierüber sagt Hr. v. Z. S. 168: „Ein „Berlinischer Anekdotenhändler liefert einen Auszug „aus einem vorgeblich eigenhändigen Briefe des Etats„ministers von Derschau, die Unterredung des Königs „mit seinen Etatsministern zu Potsdam im Jahr 1770, „den ersten Junius betreffend. — Aber es scheint, als „wenn der Herr Anekdotenhändler ein wenig an diesem „Briefe gekünstelt hätte. — Niemals ward die soge„nannte Ministerrevüe schon am ersten Junius ge„halten".

Hier siehet man zugleich die gewöhnliche Unbilligkeit des Hrn. v. Z. und dessen gewöhnliche Fahrläßigkeit. Die gedachte Sammlung liefert oft unrichtige oder unzuverläßige Anekdoten; dieß ist bekannt, und einmal gesagt, ist es wohl genug, wenn derjenige, der es wiederholt, nicht etwa durch bessere Nachrichten oder durch Gründe eine darinn erzählte Anekdote zu berichtigen sucht. Im Grunde ist Hr. v. Z. am wenigsten berechtigt, diese Anekdotensammlung anzuklagen, da seine Fragmente beynahe noch unzuverläßiger sind. Wenigstens ist doch noch niemand so unbillig gewesen, den Herausgeber dieser Anekdotensammlung, und zwar noch dazu ohne den geringsten Grund anzuführen, einer wissentlichen Verfälschung zu beschuldigen. Was ist es aber anders, wenn Hr. v. Z. sagt: der Herausgeber habe an diesem Briefe gekünstelt? Dieser Brief hat aber doch, wenn man ihn aufmerksam lieset, alle innere Zeichen der Glaubwürdigkeit an sich. Wenn Hr. v. Z. ihn einen vorgeblichen Brief nennen wollte, so mußte er doch einige Gründe anführen, warum er nicht ein wirklicher oder eigenhändiger Brief des sel. Hrn. Ministers v. Derschau wäre. Bloß, daß in der Aufschrift desselben die Ministerrevüe auf den 1. Junius angesetzt ist, kann Hrn. v. Z. nicht berechtigen, zu behaupten, es sey an dem Briefe gekünstelt, oder er sey ein vorgeblicher Brief. Es ist wahr, die Minister gingen gewöhnlich später als den 1. Junius nach Potsdam. Die Vermuthung also (da in den Anekdoten das Datum mit Zahlen gesetzt ist), es sey ein Druckfehler oder ein Fehler des Abschreibers, und wäre anstatt des 1sten der 10te, der 12te, der 16te gemeint worden, wäre einem billigen und klugen Manne eher in den

Sinn gekommen, als der Vorwurf des Künstelns. Denn sollte wohl der Herausgeber ein falsches und früheres Datum haben erkünsteln wollen, womit er den Brief nur würde verdächtig gemacht haben? Aber ist denn dieß Datum fehlerhaft? Hr. v. Z. sagt in seinem gewöhnlichen entscheidenden Tone: „Niemals ward die Ministerrevüe schon am 1sten Junius „gehalten. Niemals? Weiß das Hr. v. Z. so genau? Hat er es untersucht? Nein! Ungeachtet seiner entscheidenden Behauptung ward sie gleichwohl wirklich im Jahre 1770 am 1sten Junius gehalten, und die Aufschrift dieses nicht vorgeblichen, sondern wirklichen Briefes ist also sehr richtig. Der König kam in diesem Jahre schon „den 29sten „May von seiner nach Küstrin und Stargard gethanen „Reise nach Potsdam zurück". Und „den 31sten May „begaben sich die Minister vom Generaldirektorium nach „Potsdam, und kamen den 1sten Junius zurück" *). Wir berufen uns desfalls auf die berlinische Zeitung vom 31sten May und 5ten Junius 1770, No. 65 und 67, wo obiges ausdrücklich und wörtlich berichtet wird. Wir haben gehoft, in Hrn. v. Z. Fragmenten würde doch wenigstens Ein Kapitel seyn, wenn es auch nur ein kurzes wäre, worinn gar keine falsche Nachricht stände; aber bisher sind wir noch nicht so glücklich gewesen, diese Hofnung erfüllet zu sehen.

Beyläufig müssen wir doch ein Wort von der verächtlichen Benennung berlinischer Anekdotenhändler, womit Hr. v. Z. den Herausgeber dieser Anekdoten recht geflissentlich, so oft er davon redet, belegt,

*) Gewöhnlich begaben sich die Minister gleich nach der Mittagstafel wieder nach Berlin.

belegt, sagen. Derselbe sammlete Anekdoten, und ließ sich vermuthlich für seine Mühe von dem Verleger bezahlen, welches ja bey allen Büchern so gewöhnlich als billig ist. Hr. v. Zimmermann sammlete Fragmente, die eigentlich auch nichts anders als Anekdoten, und zwar in gewöhnlichster Bedeutung sind, und ließ sich dafür, wie man gewiß weiß, recht tüchtig bezahlen. Was würde er sagen, wenn ihn jemand den hannöverschen Fragmentenhändler nennte? Würde er das anständig finden? Gleichwohl hat der Herausgeber seine Anekdoten nicht mit dem Stolze und mit der Wichtigkeit angekündigt, als Hr. v. Z. seine Fragmente, welche um nichts besser sind als jene. Hr. v. Z. beklagt sich: „daß viele deutsche Gelehrte darauf ausgehen, daß man „ihm alle Ehre nehme, ihn aller Achtung und alles Zu„trauens bey allen Menschen beraube". Er nennt dieß Unedelmuth! Ist es denn etwa Edelmuth von ihm, wenn er andern Leuten Achtung und Zutrauen raubt? Oder hat Er etwa ein Recht, von jedermann verächtlich zu reden, wie ihm beliebt; und wenn andere Leute von ihm so urtheilen, wie er es durch sein eigenes Betragen veranlaßt, darf er denn sogar ungestraft vorgeben, seine Gegner hätten „alle Kunstgriffe menschlicher Bosheit gegen ihn ver„schwendet", ohne überhaupt nur einen Kunstgriff oder nur eine Bosheit je bewiesen zu haben. Und kann man ihn doch noch für einen edelmüthigen Mann halten, wenn er sich fast auf allen Bogen seiner Fragmente das unedelmüthigste Betragen, auch gegen die verdientesten Männer, zu Schulden kommen läßt?

Eben fällt uns hier folgende Stelle im dritten Bande der Fragmente S. 222 in die Hände: „Der

„talentvolleste Berlinersatan ist eher ein gehörnter Esel, als „ein Satan, und im Grunde doch ein guter Junge, wenn „man ihn nur nicht hindert, der lieben Nahrung we„gen die Welt aufzuklären". Ist das der Ton eines edlen Mannes, eines Mannes, der, ohne zu erröthen, es wagen darf, der Welt zu sagen: „seine Gegner „verschwendeten alle Kunstgriffe menschlicher Bosheit „gegen ihn; er aber vergebe seinen Feinden ihren Unedelmuth, und gehe stille, wo er etwas Gutes thun könne". Hr. von Z. will die Bemühungen so mancher edlen Männer in Berlin, die Welt aufzuklären, so herabwürdigen, als geschehe es nicht aus Gründen, die ihrem Geiste und Herzen Ehre machten, sondern der Nahrung wegen. Wie würde es Hr. v. Z. aufnehmen, wenn jemand sagen wollte! „Er wäre „von Hannover nach Potsdam zu dem kranken Könige ge„reiset, um seiner Nahrung nachzugehen, und sey, sei„ner Nahrung wegen, wieder nach Hannover zurückgereset"! Sollte jemand diesen Ausdruck gebraucht haben, so hätte er im Grunde noch nicht einmal so sehr Unrecht gehabt, als Hr. v. Z.; denn Hr. v. Z. trieb bey seinem Aufenthalte in Potsdam, und treibt noch in Hannover die praktische Arzneykunst, als die gewöhnliche Beschäftigung, wovon er, gleich so vielen andern verdienten Leuten, seinen Unterhalt erwirbt. Er rechnete natürlich darauf, daß der kranke König ihn bezahlen würde, und man würde ihn noch deshalb nicht beleidigen, wenn man auch voraussetzen wollte, er ginge bloß deshalb zu den Kranken, um sich zu nähren. Jedermann muß für seinen Unterhalt sorgen, das ist natürlich, und man kann dieß auch nennen, sich nähren. Aber ein wohlgezogener Mann braucht diesen Ausdruck gewöhnlich nicht, selbst nicht von Beschäftigungen,

denen sich ein rechtschaffener, und verdienter Mann bloß des Unterhalts wegen widmet. Was soll denn nun die unparteyische Welt von Hrn. v. Z. Gesinnungen sich denken, wenn er solchen schimpflichen Ausdruck bey der Bemühung freymüthiger Männer, verkannte Wahrheit zu sagen, sich erlaubt, und doch die Welt bereden will, seine Gegner wären unedelmüthig und er gehe stille fort. Wir dächten Hr. v. Z. könne nicht mehr Recht haben, andern verächtlich zu begegnen, als andere ihm; und allenfalls dürfe er sich gar nicht wundern, wenn es manchmal aus dem Walde so wieder herausschallet, wie er so sehr oft und so sehr gräßlich hineingeschrieen hat.

Ueber das zwey und zwanzigste Kapitel.

Ueber Friedrich II. Kabinetsräthe, und die Volksmeinung von dem Einflusse ihrer Gemahlinnen und Maitressen.

Dieß Kapitel ist voll des unerfindlichsten Geschwätzes. Es ist ganz seltsam, daß Hr. v. Z. einer **Volksmeinung** von den Königl. Kabinetsräthen und ihren Gemahlinnen erwähnt. Das Volk wußte davon doch wohl nichts und bekümmerte sich nicht darum. Leere Hof- und Stadtgespräche, nouvelles du jour, die sich in einer großen Stadt allenthalben finden, heute gesagt und morgen vergessen werden, von denen jeder gesetzte Mann weiß, daß kaum ein Drittel wahr davon zu seyn pflegt, verdienen nicht in Schriften aufbewahrt zu werden. Mehr ist es nicht, was Hr. v. Z. in diesem Kapitel liefert, mit einer Unbescheidenheit, mit einer Indiskretion gegen Personen, die noch selbst leben oder deren nächste Anverwandten noch leben, ohne die geringste Schonung weiblicher Ehre und Schamhaftigkeit. Dabey schießt er denn immer seine gewöhnlichen Seitenblicke „aufs berlinische Publikum, auf die bekannte Reinheit „der berlinischen Sitten, auf die berlinische Aufklärung".

Alles dieß näher auseinander zu setzen, ist nicht der Mühe werth; aber gewiß ist, daß Hr. v. Z. bey aller seiner Unbescheidenheit die Dinge, die er vorbringt, nicht einmal recht richtig weiß. Wir wollen nur über Eine unartige Geschichte, die er S. 189 erzählt, folgen-

folgenden Brief eines Mannes, der Schlesien und die dortigen Familien sehr wohl kennt, hieher setzen.

„Nicht in Brandenburg, wie Hr. v. Zimmermann „vorgiebt, sondern zu Lüben in Niederschlesien, stand seit „dem zweyten schlesischen Kriege das Regiment des Gene„rals v. Schwerin. Vor der Eroberung Schlesiens unter „Friedr. Wilh. I., und bis 1741 stand dieses Regiment in „Brandenburg. — Hr. v. Z. erzählt mit sehr weniger Ueberle„gung die angebliche geheime Geschichte einer Dame, wovon „er billig hätte schweigen sollen, weil es unanständig ist, dergleichen in gedruckten Büchern zu erzählen, weil die Erzählung „zu seinem Zwecke gar nichts thut, und weil er sie nicht ein„mal recht weiß. Er sagt, sie wäre, als Hofdame, ein „schönes junges Mädchen von großer Aufklärung ge„wesen. Er erzählt, sie habe ein Liebesverständniß mit einem „Kastraten gehabt, von dem man ihm in Berlin erzählt „habe, er fände bey aufgeklärten Damen sonderlichen Bey„fall, und darauf sey eine berühmte Liebesgeschichte mit „dem Bischofe von Breslau gefolgt. Ziemt es denn einem „rechtschaffenen Manne, jede platte Chronique scanda„leuse, die er erzählen hört, gleich drucken zu lassen? Hier „findet sich wenigstens, wie sich oft bey Hrn. v. Z. ereig„net, ein lustiges Hysteronproteron. Der Vater die„ser Dame, welcher im Jahre 1754 starb, der zuerst „den ganzen Werth der preußischen Reuterey zeigte, „und an ihrer Bildung keinen geringen Antheil hatte, „erhielt in seinem Standquartiere zu Lüben verschiedentlich „Besuche von dem Fürstbischofe. Wäre also ja etwas vor„gegangen, was Folge des ersten Liebesverständnisses seyn „könnte (welches doch Hr. v. Z. wohl so wenig als ich wissen „kann); so müßte es hier in diesem kleinen Städchen, nicht „in Berlin, und von einem hochwürdigsten Herrn, nicht „von einem Kastraten (wie von einem solchen sich es denn „auch nicht wohl denken läßt) geschehen seyn. Die berlini„sche Aufklärung, welche der Hr. v. Z. so oft kindischer

„Weise

„Weise herbeyzieht, hat also abermals keine Schuld an einem „solchen Vorfalle, sey er nun gewesen, wie er wolle. Aber „nochmals! Es ist sehr unartig, dergleichen ehrenrührige „Dinge drucken zu lassen. — Beyläufig muß ich noch sagen, „der M. Görne war nicht bloß, wie Hr. v. Z. und mit einem „unartigen Seitenblicke sagt, dem Könige von dem Geheimen„Kabinetsrath Galster, sondern von mehreren, unter andern „auch selbst von dem Minister v. Schlabberndorf empfoh„len worden. Ich weiß dieses mit der größten Gewißheit, „obgleich nicht die Ursache davon; und auf die Art, wie Hr. „v. Z. thut, würde ich auch nie unternehmen, Ursachen von „Begebenheiten in die Welt hineinzuschreiben".

Sonst ist Hr. v. Z. in diesem Kapitel in ganz guter Laune. Er versichert S. 178: „Herr Denina „sage etwas, das, wie alles, was Herr Denina sagt, „großen Eindruck machen muß"; indessen unterwindet er sich S. 181: „wirklich dem liebens„würdigen Herrn Denina zu widersprechen"; und sogar Hr. Büsching und der Graf Mirabeau, mit denen es Hr. v. Z. auch in diesem Kapitel zu thun hat, kommen dießmal, ohne beschimpft zu werden, weg.

Ueber das drey und zwanzigste Kapitel.

Von Friedrich II. Kunst, die Gemüther der Menschen und insbesondere seiner Generale, Minister, Gesellschafter, Offiziere und Civilbedienten, zu behandeln, zu leiten und zu beherrschen.

Wir haben schon bey einer andern Gelegenheit bemerkt, daß Hr. v. Z. etwas darinn gethan hat, sehr wichtig scheinende Aufschriften über seine Kapitel zu machen. Wenn man in diesem Kapitel suchen sollte, was man nach der Aufschrift erwarten kann; so müßte man die ganze Regierungskunst des Königs darinn finden. Es sind aber darinn weiter nichts als einige Gemeinplätze mit einer gewissen Wortfülle vorgetragen. Dergleichen ist z. B. gleich eine gewaltig lange Periode im Anfange dieses Kapitels, die sich von S. 195 bis 196 erstreckt. Ferner findet man einige ganz artig erzählte Geschichtchen, nebst einigen unmaßgeblichen Betrachtungen des Hrn. v. Z., die selten recht treffend und zuweilen auf eine recht seltsame Art verfehlt sind. Ferner eine Unterredung des Königs mit dem Hrn. Minister v. d. Horst, und hernach zwey Kabinetsschreiben des Königs an diesen Minister, welche gar nichts charakterisches haben, und

im

im gewöhnlichen Kabinetsstyle geschrieben sind. Man sollte fast denken, der König müsse vorzüglichere Briefe an den Hrn. v. d. Horst geschrieben haben. Wenigstens sieht man darinn nicht, wie dadurch der König das Gemüth des Hrn. v. d. Horst behandelt, geleitet und beherrscht habe. Ferner steht hier der Brief, welchen der Hr. v. d. Horst an den König schrieb, als er seinen Abschied aus dem Ministerium nahm. Er ist, sowohl was die Gesinnung, als die Schreibart betrift, sehr wohl gesetzt, und man lieset ihn mit Vergnügen; aber nach der Aufschrift dieses Kapitels hätte man ihn schwerlich hier suchen sollen.

Die Hauptsätze, die einigermaßen zum Zwecke führen, sind: daß der König durch Furcht und Hoffnung, durch Lob und Tadel seine Leute zu regieren gesucht habe. Das haben mehr Regenten gethan; aber von Fr. II. fehlen hier viele auch sonst nicht unbekannte charakteristische Züge. Dabey erzählt Hr. v. Z. wahre und sehr rührende Beyspiele von der wahrhaft königlichen Freygebigkeit und Dankbarkeit, welche der König mehrmals gegen Männer von Verdiensten bezeigte; man lieset sie mit Vergnügen, wenn sie gleich auch nicht ganz eigentlich der Aufschrift dieses Kapitels entsprechen, auch hin und wieder in einigen Nebenumständen nicht ganz genau richtig sind.

Wir enthalten uns, die hier vorkommenden mancherley kleinen Fehler näher zu erörtern, weil wir fühlen, daß uns der Raum fehlt, den wir noch zu wichtigern Erinnerungen brauchen wer-

werden. Nur eine einzige Stelle wollen wir anführen, die charakteristisch ist, um zu zeigen, was Hr. v. Z. nicht alles weiß, und zu wissen sich anmaßt. Er sagt S. 206: „Friedrich hätte gewiß den schwarzen „Adlerorden niemals dem unvergleichlichen Großkanzler von „Carmer gegeben". Man muß gestehen, daß Hr. v. Z. keinen Sinn hat, zu empfinden, wie sehr er sich durch manche seiner vorschnellen Reflexionen selbst lächerlich und verächtlich macht.

Ueber das vier und zwanzigste Kapitel.

Von der Art, wie man dem Könige widersprechen konnte.

Ein ganz kurzes Kapitel! In demselben hat es Hr. v. Z. bloß damit zu thun, einen Satz zu widerlegen, den der scharfsinnige Hr. Denina gesagt hat, nämlich: „Daß Friedrich nicht wollte widersprochen seyn, und daß „er nicht gern von Schwierigkeiten hörte, wenn etwas „schon befohlen war“ — welches ihm sehr leicht wird, indem er sich der Autorität des Hrn. Ministers v. d. Horst bedienet. Wie Hr. v. Z. in diesem Kapitel S. 235 einem Satze, den er im ersten Theile S. 215 uneingeschränkt behauptet hat, gerade widerspricht, haben wir schon im Isten Theile dieser Anmerkungen S. 267 angeführet.

Ueber das fünf und zwanzigste Kapitel.

Von Friedrichs II. Sanftheit, Güte und Gelindigkeit. Ueber seine satyrische Gemüthsart, und ihre bösen und guten Folgen.

Von S. 232 bis 268 finden wir eine Menge weitschweifiger Tiraden zum Lobe des sanften Charakters des Königs. Der König verdient dieses Lob allerdings. Nur den besten Beweis unter mehreren, daß Hr. v. Z., der vor zwanzig Jahren schön, herzrührend, nachdrücklich, pathetisch schrieb, sich in diesen Fragmenten äußerst vernachläßigt, können diese Seiten geben. Weitschweifigkeit, Schiefheit und Verwicklung der Gedanken, unwohlklingende Perioden, unzweckmäßige Uebergänge, Wortfülle womit unwichtigen Gegenständen soll Wichtigkeit gegeben werden, findet sich auf jedem Blatte. Und wie leicht wäre es gewesen, bey einem solchen Gegenstande sich des Herzens der Leser zu bemeistern, wenn Hr. v. Z. die Kunst zu schreiben studirt hätte, und wüßte, wann er gut schreibt und wann nicht!

Mit militärischen Anekdoten ist Hr. v. Z. fast allemal unglücklich. Hier stehen S. 262 und f. f. verschiedene, die alle falsch, oder doch unrichtig erzählt sind. Aber wir können uns dabey nicht aufhalten. Man vergleiche z. B. S. 267 mit den Oeuvres posth. du Roi T. IV. S. 54 bis 56.

S. 269 erzählt Hr. v. Z. eine Anekdote von einem längstverstorbenen militärischen Favoriten des

Königs, „der große militarische Verdienste gehabt, für „einen vielvermögenden und gefährlichen Mann soll ge„halten worden seyn, der höchstschlechte Streiche ge„spielt, unschuldige Leute in großes Unglück gebracht, „und einmal auf Befehl des Königs 30,000 Rthlr. an unter„drückte Unschuld habe zahlen müssen". Warum nennt er diesen längstverstorbenen Mann nicht? Wir können versichern, daß ansehnliche Officiere, die viele Jahre lang in Potsdam gewohnt haben, und um den König gewesen sind, keinen General gekannt haben, auf welchen sich alles das, was Hr. v. Z. erzählt, anwenden ließe; besonders versichern sie, nie gehört zu haben, daß irgend ein General an Unschuld, die er unterdrückt hätte, habe 30,000 Rthlr. zahlen müssen. Es hat also vermuthlich Hr. v. Z. sich von jemanden ein Mährchen aufheften lassen.

Nun erzählt Hr. v. Z. ferner von dem angeblichen Favoriten: „Aus Schonung für diesen Mann „und seiner vermeinten Favoritschaft gab einst der un„glückliche und bedauernswürdige Großkanzler von Fürst, „gar nicht aus üblen Grundsätzen, noch weniger aus „bösem Herzen, sondern aus einer rund um den Thron „und in der großen Welt so allgemein und so tief „eingewurzelten Schwäche, ein Urtheil, das lange „nachher in des Müller Arnolds Sache auf den König und „den Großkanzler so gewaltig gewirket". Dieß ist ein abermaliges Mährchen, das eine Unwahrheit über die andere enthält.

1) Weder ein Großkanzler, noch irgend ein anderer Justizminister, fällt ein Urtheil; sondern dieß wird vom Justizkollegium gefällt, wohin die Sache gehört, und es steht in keines Justizministers Macht, ein Urtheil zu ändern, es sey in welcher Instanz es wolle.

2) Eben

2) Eben darum ist es ein ganz abgeschmacktes, dem Hrn. v. Z. aufgebundenes Mährchen, daß der König wegen dieses nicht existirenden Urtheils den sel. Großkanzler v. Fürst soll abgesetzt haben.

3) Was soll das heißen: „Aus einer rund um „den Thron und in der großen Welt allgemein und so tief „eingewurzelten Schwäche". Also hätten alle, die um den Thron des Königs waren, eine knechtische Furcht für die Favoriten des Königs gehabt? Alle Minister waren rund um den Thron, eben wie Hr. v. Fürst, und diese hätten „allgemein die tiefeinge„wurzelte Schwäche" gehabt, zu Gunsten der Favoriten ungerecht zu urtheilen? Kann man wohl obige Stelle anders verstehen? Wir hoffen, es geschah bloß deswegen, weil Hr. v. Z. die Kunst zu schreiben gar nicht versteht, daß er eine harte Beschuldigung hinschrieb, ohne es selbst zu wissen.

4) Wenn Hr. v. Z. die geringste Delikatesse und feine Empfindung besäße, hätte er einsehen müssen, daß es schon die Menschenliebe gegen einen Mann, den er selbst einen unglücklichen Mann nennet, erfordert hätte, mit der öffentlichen Beschuldigung: er habe — wäre es gleich aus Schwäche — ein ungerechtes Urtheil gefällt, sehr behutsam zu seyn. Wenn er die geringste feine Empfindung gehabt hätte, so hätte er voraussehen müssen, wie empfindlich eine solche harte Beschuldigung auf einen ohnehin schon tiefgebeugten Mann wirken müßte. Wir erzählen hier nur folgende Thatsachen: Der sel. Hr. v. Fürst ließ Montags die Fragmente des Hrn. v. Z. aus dem Buchladen holen, las sie des Dienstags, und starb Mittwoch Mittags plötzlich.

5) Leute, die beständig nahe um den sel. Hrn. v. Fürst waren, als er Großkanzler war, und unter seiner unmittelbaren Aufsicht arbeiteten, versichern, es sey ihnen nicht einmal eine Rechtssache eines Generals aus Potsdam bekannt, die während der ganzen Zeit auch nur zur Notiz des Hrn. v. Fürst gekommen ist.

6) Wenn der General Beklagter war; so ging die Sache Hrn. v. Fürst vollends gar nichts an, denn der Großkanzler hatte damals noch nicht die geringste Aufsicht über die Militarjustiz. Die ganze Sache ist also ein Mährchen aller Mährchen. Wenn je Hr. v. Z. die Person des Generals und die Sache nennen wird, so wird man ihm aktenmäßig beweisen können, daß nichts an seiner Erzählung richtig ist. Vermuthlich hat er, oder derjenige, der ihm dieß vom Hrn. v. Fürst erzählt hat, mit halber Aufmerksamkeit von einer Geschichte reden hören, welche ungefähr um das Jahr 1766 dem damaligen Generalauditeur, Hrn. v. Pawlowski, unverdienterweise die Ungnade des Königs, der nicht richtig berichtet war, zuzog. Fast immer merkt man in den Fragmenten solche Verwechselungen.

S. 274 will Hr. v. Z. eine Geschichte widerlegen, die Mirabeau erzählt: daß „ein Kassirer des „Generals von Wartenberg 80,000 Rthlr. veruntreuet „habe". Freylich erzählt Mirabeau die Sache falsch, denn es waren zwar nicht 80,000 Rthlr., aber doch vielleicht mehr als die Hälfte; und die andern von ihm erzählten Umstände sind auch unrichtig. Aber sehr lächerlich sagt Hr. v. Z., die Sache sey unmöglich. Und doch ist sie wahr; man weiß die Umstände, und auch wie der Defekt gedeckt worden ist, welches

welches nicht, wie Hr. v. Z. vorgiebt, bloß durch Bürgen geschehen ist, ob man gleich, wie billig, auch die Kaution zu Hülfe nahm. So will Hr. v. Z. alles besser wissen, wovon er doch gar nicht unterrichtet ist. Und warum sollte denn, nach Hrn. v. Z. Meinung, dieser Defekt unmöglich seyn? Weil, sagt er, die preußischen Kassen alle vierzehn Tage visitiret werden. Dieß ist fürs erste auch nicht einmal wahr, denn nur alle vier Wochen werden sie gewöhnlich visitiret; und hernach betrift die ganze Art der Kasseneinrichtung, die Hr. v. Z. hier S. 76, obgleich nicht genau, hererzählt, nur bloß die Finanzkassen, die unter dem Generaldirektorium und unter den Kammern, oder unter der Generalaccisesadministration stehen, passet aber gar nicht nothwendig auf die Kassen, die der Verwaltung des Hrn. Generals von Wartenberg anvertrauet waren. Dieser würdige General hing bloß vom Könige ab, berechnete sich blos mit demselben, und verwaltete die ihm anvertrauten wichtigen Geschäfte mit einer Treue, mit einer Sorgfalt, und mit einer Zweckmäßigkeit, welche ihm unter der vorigen und unter der jetzigen Regierung das ehrenvollste Zeugniß der Staatsmänner erwarben, die diese Geschäfte kannten. Daß aber, selbst in einer Finanzkasse, ein solcher Defekt wenigstens möglich ist, würde Hr. v. Z. einsehen, wenn er wüßte, was ganz Berlin weiß, daß in den sechziger Jahren, ein großer Prozeß wegen eines Defekts in der Generalsalzkasse entstand, der anfänglich über 60,000 Rthlr. angegeben ward.

Hr. v. Z. sagt ferner S. 276: „Friedrich ward zu„weilen in Baurechnungen betrogen, weil er verschie„dene Baumeister brauchte, die nicht einmal unter dem

„Generaldirektorium standen“. Dieß ist eine der unbesonnensten Behauptungen! Wer wären denn die Baumeister, die in den Rechnungen betrogen hätten? Ohne Beweis muß man nicht ehrliche Leute beschuldigen. Hr. v. Z. lese doch den dritten Theil von Mangers Baugeschichte von Potsdam! Und wie ganz ungereimt ist hier das Weil! Also deswegen hätten die Baumeister betrügen können, weil sie nicht unter dem Generaldirektorium standen. Kann man etwas sinnloseres sagen, was zugleich für viele der rechtschaffensten Leute beleidigend seyn würde, wenn es nicht von jemand käme, welcher in der ganzen preußischen Staatsverfassung so höchstunwissend ist? Die Generalacciseadministration, die Kanzley des Hrn. Generals v. Wartenberg, die sämmtlichen Pupillen- und Depositenkassen des Kammergerichts und aller Regierungen, die Legationskasse u. a. standen ja auch nicht unter dem Generaldirektorium. Hr. v. Z. hat die allerverwirrtesten Begriffe. Das Generaldirektorium untersucht ja nicht Rechnungen. Selbst die Rechnungen desselben werden von der Oberrechenkammer untersucht; und unter derselben standen auch die Baukomtoire in Berlin und Potsdam in Ansehung der Rechnungen, und noch dazu hatte der dazu deputirte Oberrechnungsrath eine besondere Königl. Instruktion, die eher strenger als gelinder war.

S. 277 sagt Hr. v. Z. die ehrenrührigsten Dinge wider den gewesenen Königl. Geheimenkabinetsrath Hrn. Galster. Wir haben schon mehrere Beyspiele gesehen, daß Ueberlegung, feine Empfindung und selbst Menschlichkeit gegen Unglückliche Hrn. v. Z.

Sache

Sache eben nicht ist. Wir möchten wohl wissen, was Hr. v. Z. würde antworten können, wenn der Hr. G. K. R. Galster eine Injurienklage wider ihn erhöbe, wie er es bekanntlich, wegen einer nicht so harten Stelle eines andern Schriftstellers that, der sie hernach freywillig widerrief, da er keine persönliche Beleidigung im Sinne gehabt hatte. Wie würde diese Absicht aber Hr. v. Z. abläugnen können? Wir wissen nicht, was eigentlich dem Hrn. G. K. R. Galster Schuld gegeben worden ist, da die Meinungen über diese Sache so sehr verschieden sind, da keine glaubwürdige Nachrichten von derselben eigentlichen Beschaffenheit bekannt geworden sind, und Hr. v. Z., in so harten Worten er auch davon redet, doch darüber nichts deutlich sagt. Aber gesetzt, daß jemanden auch die größten Verbrechen schuld gegeben würden; so darf ein Schriftsteller doch nicht sagen, daß er derselben schuldig befunden worden, wenn ihm dieselben nicht entweder öffentlich und unwiderleglich bewiesen sind, oder wenn er nicht durch Urtheil und Recht verdammt worden ist.

Unmittelbar darauf, S. 279, steht eine Erzählung, in welcher sich Hr. v. Z. so grobe Unwahrheiten und zugleich eine so unverschämte Verläumdung zu Schulden kommen läßt, daß sie das größte Erstaunen erregen muß. Man tadle uns nicht, daß wir hier so harte Worte brauchen. Der Redakteur glaubt, seine höchste Mißbilligung der Erzählung des Hrn. v. Z. in den stärksten Ausdrücken im Voraus bezeugen zu müssen, ehe er dieselbe abschreibt, weil er sich sonst nicht erlauben würde, so ehrenrührige Unwahrheiten dadurch weiter zu verbreiten, daß

er sie in diesen Anmerkungen wiederholen muß. Hr. v. Z. sagt:

„„Hieher gehört die Geschichte des preußischen Ingenieur„majors la Vilette, eines Franzosen von Geburt, dessen „noch sehr viel weiter *) reichenden Komplott ich aus „allen nöthigen Originalien und Aktenstücken kenne. „Dieser Major verpflichtete sich gegen das französische „Ministerium, die Plane aller preußischen Festungen nach „Versailles zu schicken. Man bezahlte ihm zweyhundert und „funfzig neue Louisd'or für den Plan von Magdeburg, „und verhältnißmäßig weniger für die Plane der übrigen „Festungen. Da es aber diesem Verräther nicht mög„lich war, so viele Plane einzuschicken, als man haben „wollte, behalf er sich mit seiner Imagination, berichtete, „was man gern hörte, und verschönerte die Wahrheit mit „Lügen. Er erfand also für den französischen Hof Plane „von preußischen Festungen, die nie existirt haben, umgab „die elendesten kleinen Städte, die er nannte und die kaum „Mauren hatten, mit den prächtigsten Fortifikationen; „und für jeden dieser Plane erhielt er funfzig neue Louisd'or. „Diese ganze Verrätherey ward auf eine mir bekannte „Art entdecket, und der talentvolle la Vilette ward nicht „etwa in der Stille **) gehenkt, sondern nur ganz leise „weggejagt".

Mit

*) Worauf soll dieß gehen? Unmittelbar vorher hatte Hr. v. Z. von der Sache des Hrn. G. K. R. Galsters geredet; denselben aber, man mag ihn auch beschuldigt haben, was man will, kann man doch nicht beschuldigt haben, er habe ein Komplott gemacht. Es ist unbeschreiblich, wie unkorrekt Hr. v. Z. schreibt, so daß man zuweilen gar nicht sieht, worauf er sich bezieht. Er schreibt auch, wie man merkt, der Komplott, so wie der Projekt. S. diese Anmerkungen, Ister Theil, S. 90.

**) Hr. v. Z. zeigt sich doch so oft unwürdig in seinen Gesinnungen! Glaubt er, daß man in preußischen Landen die Leute in der Stille aus der Welt schaffe? Verbrecher werden durch Urtheil und Recht öffentlich bestraft.

Mit welcher Wichtigkeit sagt Hr. v. Z., diese eingebildete Verrätherey sey "auf eine ihm bekannte Art" entdeckt worden. Sollte sie etwa auch überhaupt nur ihm allein bekannt seyn? Ja wohl! Sie liegt bloß in seiner Einbildungskraft, die allenthalben nach Anekdoten haschr, und ihn in die unverantwortlichsten Widersprüche und in die unverzeihlichsten Unwahrheiten hineinstürzt.

Wenn ein Schriftsteller jemand einer solchen Verrätherey, dadurch er sogar die schimpflichste Todesstrafe verdient haben soll, beschuldigt, wenn er dabey so abscheulich ehrenrührige Worte braucht; so müßte er doch wenigstens wohl alles ganz gewiß wissen, was er erzählt, wenn er nicht alles aus den Augen setzen will, was er seiner eigenen Rechtschaffenheit, der Ehre anderer, und selbst der Ruhe der bürgerlichen Gesellschaft schuldig ist. Aber Hr. v. Z. sagt ja, er kenne das angebliche Komplott "aus allen nöthigen Originalien und Aktenstücken". Er hätte wohl der Wichtigkeit der Sache wegen näher anzeigen mögen, worin diese vermeinte Originalien und Aktenstücke bestünden und woher er sie habe. Hat er etwa die Korrespondenz des französischen Ministeriums mit Hrn. v. la Vilette, und dessen Quittung über die Bezahlung jedes Plans? Fast möchte man denken, diese gehörten zu allen nöthigen Originalien; da ja Hr. v. Z bis auf den letzten Louisd'or zu wissen vermeint, was Hr. v. la Vilette angeblich vom französischen Ministerium für seine Plane erhalten haben soll. Unter Aktenstücken kann man wohl nichts anders verstehen, als die Akten der Untersuchung wider den vermeinten Verbrecher; und zu allen nöthigen Aktenstücken

stücken würde doch wohl hauptsächlich der Beweis gehören, daß der Angeklagte ein Verbrechen begangen hätte, das den schimpflichsten Tod verdiente; und *NB.* daß auch der König dieses nach Untersuchung der Sache als ein solches erkannt habe. Wenn sich Hr. v. Z. ein wenig besinnt, so muß er einsehen, daß man nicht einen ehrlichen Mann eines so großen Verbrechens und des schimpflichsten Todes schuldig erkennen könne, wenn nicht einmal eine Untersuchung wider ihn veranlaßt worden wäre. Eine solche Untersuchung wider einen Staabsofficier hätte nicht anders als durch ein Kriegsrecht, worinn ein General präsidirt hätte, vollendet werden können. Es könnte nicht unbekannt geblieben seyn, wenn je ein solches Kriegsrecht, oder irgend eine Untersuchung, über den Hrn. v. la Vilette gehalten worden wäre; aber wohl möchte man sich wundern, wie die Akten einer solchen Untersuchung in die Hände des Hrn. v. Z. gekommen wären? Wir wollen unser Urtheil über die vermeinten Originalien und Aktenstücke, welche Hr. v. Z. über diese Sache gesehen haben will, zurückhalten; aber wir begreifen nicht, wie es möglich ist, daß sie beweisend seyn können, da es ausgemacht ist, daß die wesentlichsten Umstände der Erzählung falsch sind. Ein verehrungswürdiger General, welcher sich damals in Potsdam aufhielt, und der den Hrn. v. la Vilette von der ersten Zeit an, da er in preußische Dienste kam, genau gekannt hat, bezeuget, nebst verschiedenen Officieren, die ihn in Potsdam und Berlin genau kannten, "daß "sie nie gehört haben, daß demselben die Beschuldigung "einer Verrätherey sey gemacht worden, und daß noch

"weni-

„weniger derselbe desfalls jemals in Untersuchung „gekommen ist“.

Man sollte doch wohl denken, die Entdeckung einer wichtigen Verrätherey, die ein in Berlin viele Jahre lang befindlicher Staabsofficier begangen haben sollte, und die sogar bis zu dem von Berlin so weit entfernten und des preußischen Militärs so unkundigen Hrn. v. Z. gedrungen wäre, hätte den Officieren in Berlin und Potsdam nicht unbekannt bleiben können. — Aber was noch mehr! — Man erstaune über die unbegreifliche Unbesonnenheit des Hrn. Ritters v. Zimmermann: —

Der Hr. v. la Vilette ist niemals aus preußischen Diensten weder leise noch öffentlich weggejagt worden; er hat vielmehr nachher in der preußischen Armee einen höhern Charakter erhalten, und hat ihn noch bis jetzt.

Sollte man sich vorstellen, es wäre möglich, wenn man es nicht vor Augen sähe, daß ein Schriftsteller sich so weit vergessen könnte, die allergröbsten und ehrenrührigsten Unwahrheiten als Dinge, welche er aus Akten beweisen könnte, in die Welt hinein zu schreiben? Es ist dieß die allerunverzeihlichste Erdichtung in den Fragmenten des Hrn. Ritters v. Z.; eine Erdichtung, welche die ernsthafteste Ahndung verdient. Wir wollen hier erzählen, was uns vom Hrn. v. la Vilette völlig zuverläßig bekannt ist.

Hr. Franz Jarry de la Vilette diente im siebenjährigen Kriege bey der französischen Armee, und war Adjutant des Herzogs von Crillon. Das Regiment, unter welchem er diente, ward wegen eines

Subs-

Subordinationsfehlers, woran er keinen Antheil hatte, untergesteckt. Er ward darüber mißvergnügt, nahm seinen Abschied, und ging als Hauptmann in preußische Dienste. Er machte die Feldzüge 1761 und 1762 mit, und kommandirte in der Schlacht bey Freyberg ein Korps Freywillige, wo er mit einem Bajonetstiche schwer verwundet ward. Nach dem Frieden setzte ihn der König als Major zum Ingenieurkorps, und gab ihm nachher den Auftrag, die jungen Officiere der berlinischen Garnison in der Ingenieurwissenschaft zu unterrichten, welches er auch mehrere Jahre that. Ganz schien ihm insofern seine Lage nicht angenehm, daß er bloß Lehrer, und nicht im thätigen Militärdienste war; und da er ein kleines Kapital besaß, so forderte er im Anfange des J. 1775 seinen Abschied, und derselbe wurde ihm, zufolge einer Kabinetsordre vom 23. Januar 1775, schriftlich und in Gnaden ertheilt. Im Abschiede wird, wie gewöhnlich, auch bezeuget, „daß er während der ganzen Zeit seiner „obgehabten Kriegsdienste sich als ein rechtschaffener Of„ficier betragen habe". Mehr braucht es wohl nicht, um die Ehre des Herrn v. la Vilette gegen die Verläumdungen des Hrn. v. Z. zu retten. Wer seinen Abschied schriftlich und in Gnaden erhält, wird nicht weggejagt, und einem Verräther wird man nicht einen schriftlichen Abschied und in Gnaden geben. Hr. v. la Vilette hielt sich, nachdem er seinen Abschied bekommen hatte, noch einige Monate in Berlin auf. Er ging nachher in sein Vaterland Languedok, wo er sich ankaufte, und verschiedene Landes oder wüste Gegenden urbar zu machen suchte; daher er sich von seinen Freunden in Berlin verschiedene Saamen zu Küchenkräutern, die in Frank-

reich

reich nicht gewöhnlich wachsen, verschrieb, um solche dort auszusäen. Im März 1790, eben als die Zimmermannschen Fragmente nach Berlin kamen, befand sich der Hr. v. la Vilette auch in Berlin. Er erschien bey Hofe und in den angesehensten Gesellschaften, und der König ertheilte ihm unterm 1. April 1790 den Charakter und das Patent eines Obersten von der Armee. Würde dieses alles einem Manne geschehen seyn, der sich so ehrvergessen aufgeführt hätte, wie es der Hr. v. Z. die Unverschämtheit hat von dem Hrn. v. la Vilette zu erzählen, mit der zwiefachen Unverschämtheit, vorzugeben: "daß er diese Sache aus allen nöthigen "Originalien und Aktenstücken kenne"?

Wir überlassen es der Empfindung eines jeden ehrliebenden Lesers, ob wohl jemals noch ein Schriftsteller sich auf eine so ganz unverzeihliche Art vergangen habe? Wir überlassen es der Empfindung eines jeden ehrliebenden Lesers, was man von der Gesinnung und von der Wahrheitsliebe des Hrn. Ritters v. Z. urtheilen müsse, welcher vorgiebt, er kenne eine Sache "aus allen nöthigen Aktenstücken", wovon es aus den unverwerflichsten Zeugnissen zu beweisen ist, daß sie unwahr ist? Wir überlassen es der Empfindung eines jeden ehrliebenden Lesers, wie es wohl diesem Hrn. Ritter v. Zimmermann, der so leichtsinnig mit der Wahrheit und mit der Ehre anderer Leute spielt, anstehe, bey Gelegenheit eines Pasquills, worinn zu seiner Vertheidigung, die Ehre so vieler rechtschaffener Leute angegriffen ward, öffentlich zu sagen: "Viele deutsche Gelehrte haben es "seit einiger Zeit für zuträglich gehalten, daß man mir "alle Ehre, mich aller Achtung und Zutrauens bey allen "Menschen beraube. Alle Kunstgriffe menschlicher

"Bosheit haben diese gelehrte Herren in unzählbaren "Schriften gegen mich verschwendet. — Ich vergab mei- "nen Feinden ihren Unedelmuth, ging stille dahin, wo "ich etwas Gutes thun konnte!" Wir überlassen es der Empfindung eines jeden ehrliebenden Lesers, ob wohl die sehr zählbaren Schriften der Gegner des Hrn. Ritters, oder vielmehr seine Fragmente selbst, den Erfolg haben mußten, daß das Zutrauen und die Achtung des Publikums gegen ihn gemindert ward; besonders, ob eine solche Erzählung, wie diese wider den Hrn. Obersten v. la Vilette, wohl etwas Gutes seyn könne, und ob derjenige, der sich nicht entblödet, solche unedelmüthige Unwahrheiten mit dem falschen Vorgeben, er kenne sie aus allen nöthigen Akten, öffentlich drucken zu lassen, noch Anderer Unedelmuth anklagen dürfe?

Wir wissen nicht sicher, ob der Hr. Oberst von la Vilette etwas von den Fragmenten und der Ihn darinn betreffenden unverschämten Erzählung gehört hat; aber jeder rechtschaffene Mann wird leicht erachten, wie dieser an seiner Ehre so muthwillig gekränkte preußische Staabsofficier berechtigt seyn würde, Hrn. v. Z. zu begegnen, und welche Genugthuung er fordern dürfe. Wenn nun einmal, — wie es doch leicht geschehen könnte, — der Hr. v. la Vilette persönlich vor unserm Herrn Ritter stände, um ihn wegen der höchsten Kränkung seiner Ehre zur Rede zu stellen, welche Mine würde dieser machen, welche Stellung würde er annehmen! Er, der schon fürchtete, "Tod und Vernichtung würden ihm "gedrohet werden" *), wenn er wider einige berlinische Schrift-

*) Fragmente, Ister Theil, S. 6, IIIter Theil, S. 326.

Schriftsteller schriebe, und welcher schon "in der "größten Gefahr und in dem schrecklichsten Gemüthszu- "stande" gewesen zu seyn versichert, als Friedrich II. konvulsivisch hustete!

Wir überlassen es der eigenen Ehrliebe des Hrn. v. Z., wie er so unverzeihlich ehrenrührige Unwahrheiten wieder gut machen will. Die demüthigste öffentliche Abbitte scheint bey solcher unerhörten Beleidigung durchaus nothwendig, obgleich kaum hinlänglich seyn zu können. Daß er wissentlich den Hrn. v. la Vilette habe beleidigen wollen, wird freylich niemand glauben; er dachte auch wohl nicht, indem er schrieb, daß dieser ihm so nahe wäre. Aber wer kann den unbegreiflichen Leichtsinn entschuldigen, mit dem er so ehrenrührige Sachen hinschrieb? Er mag irre geführt worden seyn, wodurch er will; so wird bey unbefangenen Leuten die unverzeihliche Unbesonnenheit, daß er Unwahrheiten aus Akten und Originalien zu kennen vorgab, kaum jemals verzeihlich gemacht werden können. Wie können Aktenstücke über eine Sache existiren, die von Anfang bis zu Ende erdichtet ist? Wir wenigstens können noch nicht begreifen, wie dieß möglich seyn könnte. Schämen sollte sich, und wird sich hoffentlich, Hr. v. Z. im Innersten seines Herzens, daß er sich auf so unerhörte Art verging.

Sein großer Dünkel, alles besser zu wissen, wovon er doch gar nicht recht unterrichtet ist, zeigt sich gleich

*) Fragmente, IIIter Theil, S. 60.

gleich darauf S. 280, wo er die Geschichte des im J. 1746 enthaupteten unglücklichen Ferbers (nicht Färbers, wie Hr. v. Z. schreibt) zuverläßiger erzählen will. Fast alles ist unrichtig. Er nennt Ferbern einen preußischen Hofrath und preußischen Agenten in Danzig, da er doch den Charakter als Geheimerath hatte und preußischer Resident in Danzig war. Von diesem unglücklichen Manne erzählt Hr. v. Z., der so gern wunderbare Mährchen erzählt, die Legende: "Er wollte Vergiftungen des "ganzen Königl. preußischen Hauses an Höfen vorschla"gen, die solche Schandthaten verworfen hätten, und ge"stand dieß auch in den Prozeßakten". — Ferner giebt er vor, "er sey durch einen völligen Kriminalprozeß ge"richtet, und zu einer noch härtern Todesstrafe verur"theilt, aber der König habe die Todesstrafe gemildert". Beides ist ganz falsch. In dem Auszuge aus dem Urtheile des unglücklichen Mannes, der in die berlinischen Zeitungen 1746 vom 25. Oktbr Nr. 178 auf Befehl eingerückt wurde, heißt es: "Er hat nicht al"lein gestanden, sondern ist auch durch seine eigene Hand "überführt worden, daß er allerhand gefährliche und un"verantwortliche Sachen und Nachrichten erdichtet, "solche aus höchststrafbaren und malicieusen Absichten, "um allerhand Mißtrauen und Feindschaft zu erregen, "in der Welt ohne Scheu debitirt, und wider Se. Königl. "Majestät und Dero Staat selbst zu konspiriren ge"sucht habe". Hier ist kein Wort, das auf die angebliche vorgehabte Vergiftung gezogen werden könnte. Warum sollte man ein so großes Verbrechen, wenn es der Verurtheilte in den Akten selbst gestanden hätte, im Urtheile nicht angeführt haben, da es ein so wichtiger Grund der Verurtheilung gewesen seyn würde. Eine solche Vergiftung würde aber

an

an sich so unmöglich gewesen seyn, als sie abscheulich ist. Es giebt indessen doch die Natur der Sache, daß wenn F. auch einem auswärtigen Hofe so etwas vorschlagen zu dürfen geglaubt hätte; so hätte er doch wenigstens, wenn er von seinen Korrespondenten nicht ganz für kindisch hätte wollen gehalten seyn, eine Möglichkeit angeben, jemand aus der Küche oder einen Hofbedienten u. d. gl. anzeigen müssen, von welchem er glaubte, daß er sich zu einer solchen abscheulichen That wolle gebrauchen lassen. Es ist aber gar kein Mann dieser Art eingezogen, oder in di ser Sache verhöret worden. Seine einzige Mitschuldige waren: ein Kommissionrath F*., der auf die Sternschanze bey Magdeburg gesetzt ward; und der Resident eines auswärtigen fürstlichen Hofes, der ein Unterthan war, und dessen Hof von dieser Sache nichts gewußt hatte noch haben konnte. Er hieß H. und ward auf die Festung Spandau gebracht. Sonst wurden noch einige Offiziere und andere Personen befragt, die mit Ferbern umgegangen waren, aber keinesweges schuldig befunden wurden. Die ausdrücklichen Anzeigen: Daß "F. wider den König und wider den Staat konspi"rirt habe", zeigt auch genugsam die eigentliche Natur seines Verbrechens. Es war damals ganz Europa gespannt. Der Wiener Hof und dessen Alliirte führten noch, ohne großen Vortheil, den Krieg mit dem Hause Bourbon in Italien und in den Niederlanden. Er hatte zwar erst 1745 den Dresdner Feinden mit dem Könige geschlossen, aber er arbeitete unmittelbar darauf unermüdet dem Könige wieder Feinde zu erwecken; es glückte ihm,

mit Rußland d. 22 May dieses 1746sten Jahres eine Allianz zu schließen, die dem Ansehen nach defensiv seyn sollte, aber die geheimen Artikel derselben waren von ganz anderer Natur, und besonders der vierte geheime Artikel *) war geradezu wider den König von Preußen und auf die Wiedereroberung Schlesiens gerichtet. Der Wiener Hof suchte die Garantie des Dresdner Friedens zu St. Petersburg und auf dem Reichstage zu Regenspurg zu verhindern, er suchte Rußland immer mehr Mißtrauen gegen den preußischen Hof beyzubringen, und wo möglich die Republik Polen zum Beytritte zu dem Petersburgischen Traktate zu bewegen. Der König, sehr aufmerksam auf das, was in diesem kritischen Zeitpunkte an allen Höfen vorging, merkte, welche widrige Plane man wider Ihn auszuführen suchte. Es ward entdeckt, daß der unglückliche Ferber eine Korrespondenz führte, die zu Begünstigung einer Konspiration wider den preußischen Staat diente, und vermuthlich wird diese Korrespondenz mehr Licht darüber gegeben haben. Die Wichtigkeit der Sache bewog den König zu den ernstlichsten Maaßregeln. F. ward in der Nacht zwischen dem 3ten und 4ten Oktober durch den Kommendanten in Berlin Grafen Hake arretirt, seine Papiere versiegelt, und er selbst sogleich nach Spandau gebracht Hr. v. Z. sagt, demselben sey ein völliger Kriminalprozeß gemacht worden. Wenn dieser Ausdruck anzeigen soll, dieß

sey

*) Recueil de Deductions etc. de Mr. le Comte de Herzberg T. I. p. 30.

sey nach der gewöhnlichen Rechtsform durch das Kriminalkollegium geschehen; so ist das Vorgeben abermals falsch. Da es eine Staatssache war, so wurden die Papiere und Korrespondenz im Kabinette examinirt. Darauf bekam der damalige Oberauditeur Hr. v. Pawlowsky vom Könige unmittelbar den Auftrag, daß er den Gefangenen in Spandau, so wie auch die übrigen beschuldigten Personen über diese Papiere, Korrespondenz, und alles dahin Gehörige vernehmen mußte; und er reisete fast alle zwey Tage nach Potsdam, um dem Könige selbst mündlich alle Protokolle und Aussagen vorzulegen. Nachdem alles völlig auseinandergesetzt, und die Schuldigen ihrer Verbrechen überwiesen waren, auch sie selbst gestanden hatten; so ward das Urtheil über sie gesprochen. Dasselbe ging in Ansehung des unglücklichen F. dahin: „Daß er nach Entsetzung von „allen seinen Ehren und Würden, und Konfiskation seines „Vermögens*) enthauptet, und sein Kopf auf einen Pfahl „gesteckt werden sollte;“ denn dem Könige war sehr daran gelegen, bey den damaligen im Finstern schleichenden Machinationen, denjenigen, welche sich gelüsten lassen möchten, daran Theil zu nehmen, ein in die Augen fallendes abschreckendes Beyspiel zu geben. Die Exekution ward den 22sten Oktober vor Spandau vollzogen, und die Akten in das Archivkabinett gebracht. Obige Umstände hat

*) Dieß ist bekanntlich bey Hochverrath sonst Rechtens; aber diese Konfiskation erließ der König, wie die öffentliche Bekanntmachung sagt: "Aus besonderm Mitleiden gegen "dessen Ehefrau, welche an ihres Ehemannes Verbrechen "unschuldig befunden worden." Also die Todesstrafe milderte der König nicht, wie Hr. v. Z. vorgiebt.

der sel. Hr. v. Pawlowski mehrmals seinen Freunden erzählt, und hinzugefügt, daß die Korrespondenz des F. wahrer Hochverrath gegen den Staat gewesen sey; aber von der vorgeblichen Vergiftung hat er nie ein Wort gesagt. Zu den Beweisen, wie groß müthig sich der König gegen die Familie des unglücklichen F. bezeigte, welche Hr. v. Z. S. 282 erzählt, und welche ganz richtig sind, kann noch hinzugesetzt werden, daß der König auf die Supplik des rechtschaffenen Vaters des Unglücklichen, den Kopf desselben nach einiger Zeit wieder vom Pfahle abnehmen ließ.

Allerhand Geschichtchen erzählt hier ferner Hr. v. Z. wahr und falsch, halb wahr und halb falsch, ganz ohne Zusammenhang oder Darstellung zu irgend einem Zwecke. S. 296 u. f. f. erzählt er eine Anekdote von dem sel. vortreflichen Minister v. Münchhausen, welche an sich selbst wahr ist, ob sie gleich Hr. v. Z. nicht ganz richtig erzählt. Er giebt dabey auf mancherley Weise ein Beyspiel seines schlechten Gedächtnisses. E versichert S. 296: „Er habe diesen Minister in „Berlin oft in seinem Hause gesehen.“ Da aber Hr. v. Z. in Berlin nur sehr wenige Tage war; und da der Herr von Münchhausen ohnedieß bekanntlich sich nicht sehr viel sprechen ließ, so wird dieses oft wohl nur ein kleiner Kunstgriff seyn, um sich ein Ansehen zu geben. Ferner erzählt er S. 298 die gedachte Anekdote von einer sehr dreisten Antwort, welche einmal der sel. Hr. Minister v. Münchhausen dem Könige gab *). Er

*) Hr. v. Z. setzt diese Antwort durch seine Erzählung in ein ganz falsches Licht, so wie er dieß mit mehrern Anekdoten thut. Der sel. Hr. v. M. war nicht, wie Hr. v. Z. vor-

Er giebt vor: "M. habe diese Antwort seinem Freunde "Sulzer, und dieser ihm (dem Hrn. v. Z.) erzählt." Es war wohl eben nicht im Charakter des sel. Hrn. v. Münchhausen, eine so dreiste Antwort selbst weiter zu erzählen, welches das Ansehen eines Eigenlobs würde gehabt haben. Wir haben schon im Isten Theile dieser Anmerkungen S. 239 bemerkt: "daß Hr. v. Z. Sulzern mancherley "zuschreibt, wenn ihm kein anderer Namen als Sulzer "einfällt, was dieser nicht gethan hat, oder nur daran "hat denken können." Wir zweifeln also auch, aus verschiedenen Ursachen, daß Hr. v. Z. diese Anekdote von Sulzern erfahren habe, unter andern deswegen, weil wir den Mann kennen, welcher (nebst den drey Seite 295. erzählten Anekdoten,) auch diese Antwort des Hrn. v. Münchhausen (aus dem Munde eines Herrn, der sie an des Königs Tafel gehört hatte) dem Hrn. v. Z. erst im J. 1787 erzählte. Hr. v. Z. wußte sie damals nicht, wußte überhaupt äußerst wenig von Friedrich II., von seiner Regierung u. s. w. und nahm diese und jede andre kleine Anekdote oder Erzählung mit bewundernder Theilnehmung an; daher es überhaupt wohl befremden muß, daß er ein paar Jahre darauf in den Fragmenten über alle Gegenstände der Regierung Fr. II. einen so entscheidenden Ton annimmt. Der Mann übrigens, der dem Hrn. v. Z. erst

vorgiebt, "äußerst beleidigt und aufgebracht", sondern er sagte die Worte ernsthaft und kalt, wodurch sie viel mehr Gewicht hatten; auch setzte er weder Nein noch Aber hinzu, wie ihn Hr. v. Z. hinzusetzen lässet, und wodurch die Antwort viel an Kraft verliert.

im J. 1787. erzählte, was er jetzt vorgiebt von Sulzern, den er im J. 1775 zuletzt sah, gehört zu haben, ist — der Redakteur dieser Anmerkungen selbst.

S. 300. erzählt Hr. v. Z. eine Anekdote von Bastiani, die Moore (Abriß des gesellschaftlichen Lebens in Deutschland ꝛc. aus dem Engl. Leipz. 1779. 8. S. 379) schon erzählt hat, und rühmt sich doch immer, daß er Dinge erzähle, die in keinen andern Büchern stehen, wie gleich darauf S. 301. mit Verwunderung zu lesen ist.

Ueber das sechs und zwanzigste Kapitel.

Von Fr. II. Gleichgültigkeit gegen üble Urtheile, boshafte Nachreden und Schmähschriften. Ueber seinen Hang, groß und gut zu handeln, und denn doch alle Menschen glauben zu lassen, Er handle schlecht.

Dieß Kapitel ist, so wie die andern alle, voll von halb wahren und ganz falschen Anekdoten. Gleich S. 308 ist eine Unwahrheit erzählt: Der König habe ein einzigesmal diejenigen, welche gegen ihn gesprochen hätten, bedeuten lassen: "Er "verbiete ihnen diesen Zeitvertreib nicht. Nur sollten sie "denselben in Kaffehäusern, Wirthshäusern, und andern "öffentlichen Orten unterlassen; sonst möchte er genöthigt "seyn, bloß wegen des Wohlstandes und der Polizey, dieß zu ahnden." Wann? Wo? Wie? wäre eine solche Verordnung ergangen. In Potsdam und Berlin wenigstens hat niemals jemand etwas davon gehört. S. 229 erzählt er wieder: Der Hr. v. d. H. habe dem Könige gesagt: "Er sey er"staunt gewesen, daß man die Vie privée du Roi in Ber"lin öffentlich verkaufe, welches doch wegen des gemeinen "Mannes unterbleiben solle; darauf habe der König geant"wortet: Non, il faut laisser courir cette sottise." Nun! warum dachte denn damals der König in dieser Gesinnung, die seinem Charakter so angemessen ist, nicht an den Wohlstand und die Polizey?

Daß die S. 314. und 315 erzählte Geschichte von einem Obersten, der eine Kritik über des Königs Feldzüge soll geschrieben haben, wahr sey, zweifeln wir aus guten Gründen. Offiziere, die sehr lange nahe um den König waren, haben nie davon gehört. Soll sie, wie es scheint, auf den sehr bekannten und verdienten Obersten v. Gaudi gehen, der hernach als Generallieutenant starb; so ist sie gewiß nichts als eine leere Legende.

S. 316. Was dort über die Opposition in der Armee während des siebenjährigen Krieges gesagt wird, war 1) bey weitem nicht so arg, wie Hr. v. Z. es vorstellt, und 2) ging es damit so ziemlich natürlich zu. Jeder General, und noch mehr jeder General welcher einmal besonders kommandirt hat, hat Anhänger, und jeder General macht wohl einmal Fehler. Der König rügte diese Fehler, oder beurtheilte doch die von seinen Feldherrn allein ausgeführten Dinge nicht immer so, wie diese sie beurtheilt wünschten, zuweilen auch nicht so, wie Eigenliebe und Schmeicheley sie ihnen vorstellte, und das gab denn, wie natürlich, zu Mißvergnügen Anlaß. Hr. v. Warneri, dessen Hr. v. Z. gleich dabey gedenkt, war, wie bereits erinnert worden ist, schon seit dem Anfange des J. 1758 aus der Armee, hat also nur die Feldzüge von 1756 u. 1757 mitgemacht, und war mit allen seinen wirklichen Fähigkeiten und seiner Tapferkeit ein etwas selbstgefälliger und ungeduldiger Mann. Das Kompliment, welches der K. ihm, zufolge S. 216 machen ließ, und Hr. v. Warneri selbst in seinem Werke erzählt, war — ein Kompliment, und ein gnädiges Kompliment; daß aber wie Hr. v. Z. vorgiebt: "v. W. "sey immer zu des Königs kleiner Tafel gezogen worden, "und

"und damals ein Favorit des Königs gewesen" ist völlig unwahr, wie alle bezeugen können, welche damals im Hauptquartiere waren, davon noch viele leben. Es ist ganz seltsam, wenn (ebend.) Hr. v. W. sich das Verdienst zuschreibt, die Vereinigung der östreichischen und sächsischen Armee gehindert zu haben. Das wurde durch die Natur des Terrains gehindert; und wenn auch alle die Fehler, welche nach Warneri (Campagnes de Frédéric II. S. 27) von den Generalen Forcade und Meyring gemacht worden seyn sollen, wahr wären; so würde doch der Posten des G. Retzow bey dem Lilienstein allein die Sachsen haben zurückhalten können. Alles obige ist das Urtheil eines erfahrnen Offiziers. Das ganze Werk des Hrn. v. Warneri ist übrigens wie wir schon im Isten Theile S. 302 angeführt haben, ein sehr mangelhafter selbst wider den Willen des V. gedruckter Entwurf.

Das Daseyn der pasquillantischen Gespräche (nicht Briefe, wie Hr. v. Z. falsch sagt,) über die Theilung von Polen, erfuhr Friedrich durch Voltaire *) und ließ sich darauf selbige kommen **). — Es ist unbegreiflich, wie Hr. v. Z. schreiben kann, daß der König sie mit der Post erhalten, da das Gegentheil aus des Königs Werken erhellt. Daß ein Kammerherr des Königs an der Tafel demselben sollte gesagt haben: "Diese Gespräche wären "schön, wahr und treffend geschrieben," wird von Leuten

*) S. Oeuvres posth. de Fred, T. IX, S. 262.

**) Ebend. S. 265. oder Oeuvr. de Voltaire Edit. de Beaumarchais, Tom. LXXXVII, S. 139. 148. 151 Ed. in 12.

ten, die auch um den König waren, sehr bezweifelt. Die Unhöflichkeit gegen eine Person gleichen Standes wäre schon sehr groß gewesen, und von einem Hofmann gegen einen König ließe sie sich kaum denken. Das weiß man wohl, daß der König bey Tafel den sel. G. R. v. Knyphausen über diese Gespräche gefragt, ob er sie gelesen? Als Knyphausen es verneinte, sagte Friedrich scherzend: "Lisez - les! ils Vous feront plaisir; car je sais que Vous aimés tout ce qu'on imprime contre moi."

S. 324. f. f. Die ganz erdichtete Geschichte von dem Hofbuchdrucker Bourdeaux, den Hr. v. Z. ein Manuscript der Pucelle mit Erlaubniß des Königs drucken lässet, ist schon im Iten Theil dieser Anmerkungen S. 150 f. f. in ihrer ganzen Absurdität gezeigt worden.

S. 326 sagt Hr. v. Z.: "Alle Menschen in "Potsdam wissen, daß wenige Jahre vor des Königs "Tode ein Pasquill gegen den König am Schlosse so hoch "angeklebt gewesen, und daß der König befohlen, es weiter "unten an die Ecke des Schlosses anzukleben, damit "die Leute im Heraufsehen sich nicht das Genicke verdrehen möchten." Mit Erlaubniß unsers Herrn Ritters: Kein Mensch in Potsdam weiß etwas von der wirklichen Existenz eines solchen angeklebten Pasquills. Kein Mensch von den Domestiken und Officianten, die um den König waren, weiß, daß jemals der König so etwas befohlen hätte. Es war ein Stadthistörchen, ein se non è vero, è ben trovato, wie dergleichen Histörchen bey Hunderten in Berlin und in allen andern grossen Städten herumzugehen pflegen. Diese leere

Sa-

Sage hat Hr. v. Z, der sich das Ansehen giebt, als erzähle er lauter Sachen, welche vor ihm noch nie in andern Büchern erzählt wären, aus der von ihm so oft verachteten berlinischen Sammlung von Anekdoten und Charakterzügen (VIte Sammlung S. 41) abgeschrieben hat.

S. 327 sagt Hr. v. Z. von den berüchtigten Memoires pour servir à la vie de Mr. de Voltaire, écrits par lui-meme: "Vermuthlich hatte "man unter den Papieren des Hrn. v. Voltaire etwas ge"funden, das er in der Zeit seiner nahen Abreise von Pots"dam, oder bald nachher mochte zusammengetragen haben, "um sich nach dem Streite mit Maupertius wegen seiner "Ausstoßung aus Potsdam zu rächen. Das ganze ist aber "doch eine Rhapsodie von verdrehten Geschichten, ver"stellten Wahrheiten, groben Erdichtungen, und wirklichen "Absurditäten. Es ist unmöglich, daß ein so großer "Kopf, wie Voltaire war und für alle Zeiten seyn wird, "dieß alles so geschrieben habe. Am wenigsten kann "dasjenige von ihm seyn, was die Zeiten des siebenjäh"rigen Krieges, und die Zeiten nach diesem Kriege "betrifft. Denn wer weiß nicht, daß damals Voltaire "auf das vollkommenste mit dem Könige ausgesöh"net war, daß er von demselben wirkliche Gnadenbezeu"gungen erhielt, und von Friedrich nie mehr anders "als mit Bewunderung sprach, und mit der größten "Ehrfurcht." Alles dieß ist aus der Luft gegriffen; nur ausgenommen, daß diese Memoires in Ansehung des Privatlebens Fr. II. eine Rhapsodie von verdrehten Geschichten und wirklichen Absurditäten sind, aus welcher aber sich Hr. v. Z. doch nicht geschämt hat, die verdrehte Geschichte und Absurdität von der Verstümmelung des Königs, zu nehmen *) und mit noch mehr ab-

*) S. diese Anmerkungen Ister Th. S. 137.

absurden Erdichtungen zu verdrehen. Sonst ist es ein abermaliger Beweis von seiner großen Unwissenheit, daß er für unmöglich halten will, daß Voltaire diese Memoires geschrieben habe. Vergebens sucht er sie Voltairen abzusprechen. Zur Ehre von Voltairen hätte man gern daran zweifeln mögen; aber dieß kann man nun gar nicht, da Condorcet diese elende Scharteke seiner eigenen Vie de Voltaire, als ein von Voltaire herrührendes Werk beyfügt *), und da sie dadurch selbst in die große Sammlung der Oeuvres de Voltaire aufgenommen ist. Nicht in der Zeit seiner nahen Abreise von Potsdam, wie v. Z. ganz ohne Kenntniß vorgiebt, schrieb sie Voltaire; denn er erzählt ja seine Geschichte in Frankfurt am Mayn darin; auch nicht gleich nach seiner Abreise, sondern entweder aux Deliçes oder in Ferney, wie jeder muthmaßen muß, wenn man in s. Oeuvres, Edit. de Beaumarchais T. XCII. die Seiten 303. u. f. f. liest. Beynahe möchte man glauben, daß er sie im J. 1757. abfaßte; denn er hat die spätern Zusätze immer selbst genau bezeichnet. — Daß Voltaire alles geschrieben habe, ist leider nicht, wie Hr. v. Z. S. 328. behauptet, unmöglich, sondern es ist wahr, wie es die Herausgabe dieser Memoires in seinen Werken erweiset. Auch braucht man ja nur Voltairens Briefwechsel mit seinen übrigen Freunden zu lesen, um, was er in den Memoires erzählt, sehr übereinstimmend mit seinen Gesinnungen zu finden. Er vergaß nie, daß der König

*) Man sehe auch den Isten Theil dieser Anmerkungen S. 153.

König Maupertuis Recht gegeben hatte, und daß er in Frankfurt in Verhaft genommen worden. Jenes mußte der König thun, wegen der unwürdigen Art, wie sich V. bey diesem Streite benahm; dieses hatte sich Voltaire dadurch selbst zugezogen, daß er heimtückischer Weise Sachen mitgenommen hatte, die ihm waren anvertraut gewesen. Die Begegnung, die ihm in Frankfurt widerfahren ist, hat V. beständig falsch vorgestellt, und theils mit komisch- theils hämisch-erdichteten Umständen den Gesichtspunkt ganz verrückt. Jeder König, dem ein Ausländer, der in seinem Dienste gewesen war, anvertraute Sachen mitgenommen hätte, würde ihn haben anhalten lassen, bis er sie ablieferte. Dieß darf sogar ein Privatmann von der Gerechtigkeit fordern. Als V. vom Könige v. Frankreich wegen eines Pasquills in die Bastille gesetzt ward, woran er unschuldig war, hat er nicht über Ungerechtigkeit geschrieen; aber als ihn Fr. II. anhalten ließ, und er wiedergab, was er wiederzugeben schuldig war, that er, als wäre das Völkerrecht in seiner Person beleidigt worden. Seine Aufführung gegen den König war so unwürdig, als die Aufführung des Königs gegen ihn edel war *). Die unedeln Benennungen, die er in sei-

*) Es ist, alle Umstände zusammengenommen, mehr als wahrscheinlich, daß Voltaire, so sehr er sich in Frankfurt zu sperren schien, dennoch heimlich eine Abschrift der Poësies diverses behalten hat, und daß diese zuerst im J. 1758. an einen Buchhändler in Lyon verkauft wurde. Dem Redakteur dieser Anmerkungen hat ein nun verstorbener glaubwürdiger Mann, der eine Zeitlang in Berlin und Potsdam Voltairs Sekretär war, gestanden, daß er auf Voltairens Befehl, eine Abschrift der Poë-

er in seinen Briefen dem Könige giebt, zeigen ihn von einer höchstschlechten Seite. Zu eben der Zeit, da er dem Könige schmeichelte (an welchen er sich zuerst wieder anzuschließen gesucht hatte), behandelte er ihn in seiner Korrespondenz nach Paris aufs schimpflichste. Man lese nur seine Oeuvres, Edit. de Beaumarchais Tom. LXXII. S. 367. 376., wo er die Pompadour aufhetzt, S. 381. 452. 462., wo er gar eine kriegerische Maschine gegen Friedrich gefunden haben will; T. LXXIII. S. 353., wo er der gewissen Hoffnung ist, und sich herzlich freut, daß Friedrich unterliegen wird, nachdem er schon S. 52. erklärt hat, daß er weit entfernt sey, sich für Fr. II. zu interessiren; ebend. S. 137. wo er den König zu einem bloßen Kurfürsten gemacht zu sehen wünscht, u. d. m. Selbst gegen d'Alembert äußert er dergleichen Gesinnungen über Fr. II., wie man sich (Oeuvr. T. LXXXIX. S. 137. u. f. S. 408) überzeugen kann. Und alles dieses ist aus Briefen, während des siebenjährigen Krieges; ist aus einem Zeitpunkte, in welchem er, wie Hr. v. Z. vorgiebt, mit dem Könige aufs vollkommenste ausgesöhnt gewesen, von ihm Gnadenbezeugungen erhalten, und nur mit der größten Ehrfurcht und Bewunderung von ihm gesprochen haben soll!

Hr.

Poëfies diverses hat machen müssen. Man sehe auch in Voltairens Correspondence générale den Brief v. 7. Jan. 1759, wie cavalièrement da Voltaire von der Erscheinung der Poëfies diverses gegen Darget spricht, welcher rechtschaffene Mann deshalb mit Recht in Verlegenheit war, da sie auch ihm waren anvertrauet gewesen.

Hr. v. Z. verräth seine Unwissenheit hiebey auf mehr als eine Art. Hier sagt er S. 327: "Es ist unmöglich, daß Voltaire die Memoires pour servir à la vie de Monsieur de Voltaire kann geschrieben haben." Im ersten Theile der Fragmente S. 194, wo er beschäftigt ist, mit seiner gewöhnlichen niederträchtigen Schadenfreude, hämischen Verdacht auf die Einwohner Berlins bringen zu wollen, sagt er: "Damals sprach man in Berlin völlig pünktlich und buchstäblich so, wie Voltaire seitdem in seiner lügenhaften *Vie privée de Frédéric.*" Also die Vie privée de Frédéric hat, nach Hrn. v. Z., Voltaire geschrieben; aber daß er die Memoires pour servir à sa vie geschrieben hat, ist, nach eben diesem Hrn. v. Z. unmöglich. Wie gut es doch ist, die Bücher zu kennen, von denen man spricht! Hr. v. Z., der hier so wie allenthalben in so stolzem Tone entscheidet, wußte nicht einmal, daß beides einerley Buch ist, und den Titel führt: La vie privée du Roi de Prusse, ou Memoires pour servir à la vie de Mr. de Voltaire, écrits par lui même. Amsterdam. 1785. 12.

Fast beständig findet man unsern Ritter mit sich selbst im lächerlichsten Widerspruche, weil er gar nicht recht überlegt was er schreibt, und bald vergißt, was er geschrieben hat. Hier giebt er S. 334 vor: "Der Hr. Minister v. Herzberg habe nicht "Nachricht von allen Summen geben können, die der König zum Besten seiner Länder verschenkte, weil er nur "öffentlich bekannte Materialien habe sammlen müssen, da er keine vom Könige erhielt *)." Und nun setzt

*) Was also ein Minister über solchen Gegenstand nicht vom Könige erhält, ist nach Hrn. v. Z. öffentlich bekannt,

setzt er pathetisch die vermeinte Ursache hinzu: "Fest und groß, hatte Friedrich in sich selbst beschlossen, "niemand von seinen Thaten Rechnung abzulegen." Da ihm dieser pathetische Ausspruch S. 334 aus der Feder floß; so hatte er vergessen, daß er S. 165 f. f. ein großes Kapitel gemacht hatte: Ueber die Rechnung, die Fr. II. jährlich seinen Ministern ablegte, daß er daselbst von dieser den Ministern jährlich abgelegten Rechnung S. 166 ausdrücklich sagte: "Nun ging er in sein Kabinet; und "holte seine Rechnung über die im letztem Jahre zum "Besten seiner Unterthanen verwendeten Summen", und daß er ganz im Detail erzählte, wie der König von jeder Summe und wie sie angewendet worden, seinen Ministern Nachricht gab. Hr. v. Z. unterscheidet fast nie recht, verwirrt vielmehr die Begriffe immer untereinander. Friedrich II. hat viele Geschenke an Privatpersonen in der Stille gemacht, wovon außer dem Beschenkten fast niemand etwas erfahren hat: man weiß Beyspiele davon von verschiedenen Generalen, denen er verbot jemand etwas von dem Geschenke zu sagen, und es existiren noch Schreiben von seiner eigenen Hand, welche ein solches Verbot enthalten; aber diejenigen Summen, welche er zum Besten seiner Länder verwendete, waren nicht zu verheimlichen. Städte und Dörfer lassen sich nicht bauen, Fabriken nicht anlegen, Moräste nicht aus-

kannt. Also alle wichtige Schriften, die im geheimen Archive und in den Registraturen des Generaldirektorium liegen, sind öffentlich bekannte Materialien! Könnte doch Hr. v. Z. nur ein wenig richtig und bestimmt schreiben! Wenn man diese Fragmente untersucht, möchte man beynahe glauben, er habe das Schreiben verlernt.

austrocknen, u. s. w. ganz insgeheim. Es wäre vollends schlimm für die Minister, wenn sie dieß nicht erfahren hätten.

Hr. v. Zimmermann sieht nicht, wie gar verkehrt er urtheilt! Jedem Minister ist ja ein Departement anvertrauet, das muß er genau kennen und für dessen Wohlstand sorgen. Soll etwas Gutes gestiftet werden; so muß es ja durch den Minister des Departements geschehen, und also mußten es die Minister wissen, es mußte aktenmäßig bekannt seyn. Ferner wurden ja die Zahlungen der zum Besten des Landes jährlich verwendeten Summen gewöhnlich auf die Generalkassen angewiesen, deren Beschaffenheit und Zustand den Finanzministern kein Geheimniß seyn konnte, und das Auszahlen und Uebermachen großer Summen konnte denjenigen, die näher mit den Geschäften zu thun hatten, auch nicht verborgen bleiben. Aber wie dieß und jenes eigentlich zugehet, davon hat Hr. v. Z. fast nie einen deutlichen Begriff. Auch in diesem Kapitel, so wie in den vorigen, macht er viel unnützes Geschwätz, und sucht zuweilen Gesinnungen beym Könige, die er nicht hatte. Zuweilen scheint es, Hr. v. Z. stelle sich ungefähr den König so vor, wie er selbst ist: Mit nicht wenig Prätension. Selbst in des Königs Schweigen und stillem Handeln findet er immer gleichsam etwas Wunderbares, etwas Absichtvolles, kurz einen gewissen *Apprêt*, welcher, wenn er wirklich da gewesen wäre, des Königs Charakter verringern würde. Es kam aber bey dem Edlen Manne alles aus dem großen Gedanken an Seine Pflicht, welcher Ihn durch

ganzes Leben leitete. Alles was Hr. v. Z. in diesem Kapitel mit leerer Wortfülle in die Kreuz und Quere schwatzt, ohne fähig zu seyn, seine Raisonnements und Beyspiele sämmtlich unter Einen hellen Gesichtspunkt zu bringen, sagt der König selbst viel besser in einem Briefe an Voltaire, in den wenigen Worten *): „Je pense „comme Epictète: *Si l'on dit du mal de toi et qu'il soit „veritable, corrige-toi; si ce sont des mensonges, ris-en.* „J'ai appris avec l'age à devenir bon cheval de poste; „et je ne m'embaraſſe pas des roquets qui aboïent en „chemin."

*) S. Oeuvres posth. de Fr. II. T. IX. p. 262.

Ueber den dritten Band der Zimmermannschen Fragmente über Friedrich den Großen.

Ueber das sieben und zwanzigste Kapitel.

Von Friedrichs Gesundheitsumständen, von seinen medicinischen Kenntnissen und Begriffen, von seiner letzten Krankheit und von seinem Verhalten gegen seine Aerzte.

Ueber das acht und zwanzigste Kapitel.

Vom Gange seiner Krankheit in der Neige seiner Tage. Von seiner guten und üblen Laune während dieser Zeit.

Ueber das neun und zwanzigste Kapitel.

Von seinem Tode und von seinem ganzen Verhalten in seinen letzten Tagen.

Wir nehmen diese drey Kapitel zusammen. Sie sind, sonderlich die beiden ersten, eigentlich eine Umarbeitung des Werks des Hrn. Ritters: Ueber Friedrich den Großen und meine Unterredungen mit Ihm kurz vor seinem Tode, welches so berühmt geworden ist, und so mannigfaltige Urtheile er-

fahren hat. Die meisten Stimmen waren bekanntlich wider dasselbe. Der Redakteur gesteht, daß er von jeher gelinder darüber geurtheilt hat, als der größte Theil des Publikums. Es ist doch sehr interessant, in das Krankenzimmer des großen Mannes hineinzusehen, und ihn in seinen letzten Tagen, wo die Natur schon sinkt, zu beobachten; es macht auch kein geringes Vergnügen, die Unterredungen eines Mannes, wie Friedrich II., mit einem Manne von so unstreitigen Verdiensten, wie Hr. v. Z. als Arzt und sonst ist, vor sich zu haben. Freylich ist nicht zu läugnen, daß Hr. v. Z. unvorsichtig genug gewesen ist, uns einen großen Theil dieses Vergnügens auf seine eigene Kosten zu verschaffen; und man möchte wohl, aus wahrer Hochachtung gegen ihn, wünschen, daß er sich hier besser benommen hätte. Die so sehr auffallende Art, sein liebes Ich allenthalben hervorzuziehen, nebst der in seinen Unterredungen auffallenden Begierde, nicht des Königs Gesundheit, sondern sein liebes Ich zum ersten Augenmerke zu haben; die Wichtigkeit, welche er auf sich und seine Sendung nach Potsdam setzte, wo er denn doch zum Besten der Gesundheit des Königs eigentlich nichts that; die komische Aengstlichkeit, mit welcher er bey seiner Sendung sich lauter Gefahren, lauter Schreckliches u. s. w. vorstellte, wozu er sich sogar durch Beten Kraft verschaffen wollte, und die komische Emphase, mit welcher er auf die vermeinte politische Geheimnisse deutet, die ihm der König soll vertrauet haben, u. d. gl. mehr, zeigen freylich, daß er innerlich dachte:

Oh 'tis the sweeteſt of all earthly things
To gaze on Princes and to talk with Kings *).

Man

*) Pope's Works, T. IV. S. 243.

Man merkte freylich, daß es der Hauptzweck der Bekanntmachung seines Buchs war, es ganz Deutschland wissen zu lassen, Ihm sey dieß süße Glück wiederfahren; aber Deutschland merkte auch, daß dies Glück in ihm eine Stimmung des Geistes zuwege brachte, die ihn eben nicht zum besten Gesellschafter macht. Indessen, auch das war Gewinn für Menschenkenntniß, daß man den Charakter eines Mannes, wie Hr. v. Z., in seinen kleinen Schwachheiten sah, die er selbst, ohne es zu merken, gutherzigerweise zur Schau trug. Der Redakteur hat immer geglaubt, man müsse etwas indulgent gegen solche kleine Schwachheiten verdienter Männer seyn *). Muß man doch die Thorheiten der Dummköpfe ertragen, und bey Männern von Talenten können bey solchen gesellschaftlichen Schwachheiten immer noch ihre übrigen Verdienste bestehen. Allenfalls etwas feine und lachende Satyre bringt die Sache gar bald in Ordnung; wie in gegenwärtigem Falle der ehrliche Hosenmacher. Man muß nur nicht alles allzu solenn ansehen, wie wir Deutschen oft thun; ein wenig Lächeln ist auch gut, und man kann einen Mann immer noch schätzen, wenn man auch siehet qu'il prête un peu au ridicule. Freylich waren einige andere Seiten in diesen Unterredungen, die in einem ernsthaften Gesichtspunkte stehen mußten. Z. B. die Indelikatesse, deren Hr. v. Z. sich selbst rühmte, Leute, die nichts Böses gethan hatten, ganz ohne Veranlassen dem Könige in einem schlechten, und noch dazu in einem falschen Lichte gezeigt zu haben; besonders die ganz falsche Schilde-

*) S. Anmerkungen, Ister Theil, S. 19.

rung der Stadt Berlin, der er, ohne sie zu kennen, auf den Glauben der elendesten Legenden, mit unartiger Leichtsinnigkeit eine allgemeine Sittenverderbniß Schuld gab, die nie daselbst geherrscht hat. Ferner, der Widersinn, der zu hämisch ist, als daß man ihn für ein bloßes Wortspiel halten könnte, daß er diese vermeinte Sittenlosigkeit von der Aufklärung herzuleiten suchte; wobey ihm noch dazu persönlich die verworfenste Undankbarkeit zu Schulden kam, gegen eine Stadt, in der ihm nichts als Freundschaft und Wohlwollen, und diese in einem hohen Grade waren erzeigt worden, und wo er selbst, da ihm sein berühmter Namen zu Menschen von allen Ständen und in so viele Familien Zutritt verschaffte, gewiß nie eine Spur der krapulösen Sittenlosigkeit erblickte, die er, unwürdig genug, dieser ganzen Stadt zuschrieb. Diese Seiten des Zimmermannischen Werks waren freylich allzu ernsthaft, als daß man nicht lieber die Augen davon abgewendet, und zur Ehre des Hrn. v. Z. und der deutschen Litteratur überhaupt, lieber gewünscht hätte, es wäre so etwas nie geschrieben worden.

Bey dieser neuen Ausgabe, da er das Werk über die Unterredungen in diesen Kapiteln der Fragmente verarbeitete, hätte ein Mann von so großen Kenntnissen, der die Stimme des einsichtsvollen Publikums so deutlich gehört hatte, sehr wohl mehr Gebrauch davon machen können, um vorherige so sehr in die Augen fallende Fehler zu vermeiden. Er hat auch wirklich manche Auswüchse der Eitelkeit beschnitten, aber nicht nur noch allzuviel stehen lassen; sondern manches wieder hereingebracht, das eben so arg und eben so lächerlich ist. Kurz, das Werk ist leider!

der! nichts besser als vorher *), und wen es vorher zum Widerwillen oder zum Lachen gebracht hat, der wird beides noch nicht zurückhalten können. Die genaue Vergleichung mit der vorigen Ausgabe könnte in gewisser Betrachtung interessant werden, und manche komisch-charakterische Veränderungen würden sich da zeigen. Aber dieß würde uns zu weit führen. Einige wenige Anmerkungen über diese drey Kapitel wollen wir doch hieher setzen.

S. 37 hebt die Erzählung an, wie Hr. v. Z. das erstemal zum Könige fuhr; und da findet sich denn auch die bekannte richtige Nachricht, daß Hr. v. Z., als er bey dem egyptischen Obelisk vorbeyfuhr, betete. Dabey ist in dieser zweyten Ausgabe der ganz seltsame Zusatz: "Ein Engländer hätte da nicht gebe-"tet; mancher Berliner hätte da auch nicht gebetet, aber in "meiner Lage gezittert". Welche komisch-windschiefe Behauptungen! Kennt Hr. v. Z. alle berlustige Engländer, daß er so gewiß weiß, keiner hätte gebetet! Wesley und Whitefield möchten wohl gebetet haben, und wer weiß, welcher Engländer noch sonst! Daß mancher Berliner da nicht würde gebetet haben, darinn hat Hr. v. Z. vollkommen

*) Auch bis auf die geringsten Kleinigkeiten findet man hier den Mangel an Genauigkeit in Thatsachen. Wir wollen nur Ein Beyspiel anführen. Hr. v. Z. sagt S. 2: „Eine „elende Hütte zu Schlettau war Friedrichs Aufenthalt „im Winter von 1759 — 1760". Nicht doch! Der König hatte den ganzen Winter über ein sehr gutes Quartier in Freyberg; — und Hr. v. Zimmermann selbst berichtet uns ja (Bd I. S. 245), daß Mitschell daselbst Wochenlang mit ihm allein aß; welches letztere auch nicht richtig ist. (S. übrigens, Oeuvr. posth. T. IV. S. 57 und T. X. S. 205 und f.) Erst nach der Mitte des Aprils (den 23 — 25) verließ er Freyberg, und nahm das Lager bey Schlettau.

Recht; aber daß er glaubt, irgend ein Berliner in seiner Lage, — daß heißt, der ein Arzt wäre — würde gezittert haben, ist ein sehr lächerlicher Irrthum. Niemand zitterte vor dem Könige, der bey ihm in Geschäften etwas zu thun hatte; es müßte denn jemand gewesen seyn, der vorher wußte, daß der König auf ihn höchst ungnädig wäre, oder der sonst kein gutes Gewissen gehabt hätte. Es ist Jedermann bekannt, daß der König dem sehr leutselig begegnete, den er rufen ließ, daß er es dem, den er zum erstenmale sprach, sehr leicht machte, und ihn durch ruhige und gnädige Anreden die Furcht zu benehmen suchte. Dieß wußte wohl jeder Berliner. Wer daher mit dem Könige in Geschäften zu sprechen hatte, sprach ganz unverzagt, und ging ganz ruhig wieder fort. Gesetzt, der König hätte auch einmal ein ungnädig Wort gesagt, so zitterte derjenige nicht gleich, welcher glaubte, es nicht verdient zu haben; am wenigsten zitterten die Aerzte, wenn sie der König rufen ließ. Es gehört die pathetische Aengstlichkeit und die selbstgefällige Wichtigkeit des Herrn v. Z. dazu, welche Mücken für Elephanten ansieht, um es für eine schreckliche und gefährliche Sache anzusehen, daß er zum Könige gerufen ward. Fand Hr. v. Z. indessen seinen Geist so gesunken, daß er ihn durchs Gebet aufrichten wollte; so haben wir gar nichts gegen einen so guten Gebrauch. Nur wünschten wir, daß er auch das Gebet nicht vergessen hätte, wo es vielleicht noch nöthiger gewesen seyn möchte, und noch heilsamere Wirkungen könnte gehabt haben. Hätte er doch mit Inbrunst gebetet, als der Fürst der Finsterniß, der Vater aller spiritose invenzioni, ihn auf die Zinne seiner Einbildung auf die Zinne des Tempels führte, in welchem er so gern

opfert,

opfert, als er ihm den Beyfall aller Reiche der Welt in der Ferne zeigte, wenn er Fragmente über Friedrich *II.* schreiben, und dessen Geschichte mit solchen neuen Legenden ausschmücken würde, wie die im dritten und fünften und zwanzigsten und fünf und zwanzigsten und so vielen andern Kapiteln! Da wäre Betens mehr Noth gewesen, als da er zu Fr. II. auf seinen Ruf ging; ein Arzt zu einem Kranken!

Religiöse Gesinnungen sind so ehrwürdig, daß der Mann, der sie hat, sich hüten sollte, sie so zur Schau zu tragen, daß sie durch Entgegensetzung weniger geschätzt werden könnten. Hr. v. Z. glaubte, vor Fr. II. zu treten, sey eine so gefährliche Sache, daß er sich durch Gebet stärken müsse, um in dieser Gefahr standhaft zu bleiben. Er sagt dieß selbst mit den pomphaftesten Worten, stellt aber dabey auf eine unbegreiflich unbedachtsame Weise sich und K. Fr. II. in Kontrast. S. 212 sagt er: "Friedrich der "Große hielt sein Leben für einen Hauch, den das Ohngefähr gebahr. — Ihm mangelte der erhabene Trost, der "von unserer Abhängigkeit von Gott fließet". — Er fährt fort, S. 213 den großen Werth des Glaubens an Gott, und folglich des Gebets zu preisen, und sagt: "Religiöse Gesinnungen geben also den edelsten, "den größten Heldenmuth, den Friedrich an sich selbst "hatte, und die aufrichtigste Todesverachtung. Keine "Furcht von irgend einer Art kommt in den bedenklichsten "Umständen unsers Lebens, gegen die Kraft religiöser "Gesinnungen in uns auf. Mit dieser Kraft, die allein "von Gott kommt, und allein aus unserm Vertrauen "zu Gott fließet, trat ich, am Morgen des 24sten Junius "1786, vor diesen schrecklichen König, mit unerschrocknem Sinn, und innerer Ruhe". Man sieht also,

Hr. v.

Hr. v. Z. scheint seine Gefahr (wie er denn immer von Gefährlichkeit, Schrecklichkeit, Bedenklichkeit seines Aufenthalts in Potsdam schreibt), als Arzt vor dem kranken Könige zu stehen, den er den schrecklichen König nennet, für größer gehalten zu haben, als alle die Gefahren, die der König ausgestanden hatte. Denn, um unerschrocken vor den König zu treten, berichtet er, nicht nur überhaupt durch religiöse Gesinnung, nicht nur, durch Gebet gestärkt worden zu seyn; sondern auch, wie er versichert, mit einer Kraft, die allein aus Gott kam. Eine solche Kraft, wenn man in einer so ernsthaften Sache nicht mit Worten spielen will, sollte doch wohl kräftiger seyn, als die Gesinnungen eines Friedrichs, von dem Hr. v. Z. S. 212 versichert: "Er habe das Leben für den Hauch eines Un-"gefährs gehalten, und habe des erhabenen Trosts erman-"gelt, der aus unserer Abhängigkeit von Gott fließt". Gleichwohl überstand ja Friedrich die größten Gefahren, bey Ermangelung eines in der That so wichtigen Trostes; daraus müßte man nach Hrn. v. Z. Darstellung schließen, die Gefahren des Königs wären geringer gewesen, als die Gefahr des Ritters. Ja, was noch mehr ist, von Friedrich dem Großen, von dem Hr. v. Z. kurz vorher gesagt hatte: "daß er den Trost der Abhängigkeit "von Gott nicht kannte", von dem sagt er S. 213 mit unbegreiflicher Unbedachtsamkeit: "Er habe den edel-"sten, den größten Heldenmuth, den religiöse Ge-"sinnungen geben, aus sich selbst gehabt". Soll man seinen Augen trauen? Was will Hr. v. Z. damit sagen? Doch wohl nicht: ein großer Mann, wie Friedrich, habe religiöse Gesinnungen nicht nöthig, sondern nur gewöhnliche Leute, wie etwa der

Hr. Rit-

Hr. Ritter von Zimmermann? Das kann er doch wohl unmöglich haben sagen wollen; und doch folgt dieß unmittelbar aus seiner so schiefen Darstellung; denn er sagt, den Muth, wozu ihm Kraft nöthig gewesen wäre, die allein von Gott gekommen, habe Friedrich aus sich selbst gehabt. Es ist unbegreiflich, wie Hr. v. Z. diese Begriffe in einen so gar widrigen Kontrast stellen konnte. Und was das ärgste ist, ernstlich wird doch Hr. v. Z. selbst nicht behaupten, daß Friedrichs Gefahren im Kriege u. s. w. kleiner gewesen wären, als die seinige, da er als Arzt vor Friedrich trat; und diese Gefahren konnte der König, durch eigene Kraft, doch wirklich unerschrokken bis zu Ende aushalten. Hingegen der Hr. v. Z., welcher versichert, mit einer Kraft, die allein von Gott kommt, vor den schrecklichen König unerschrocken getreten zu seyn, wirkt gar nichts durch diese Kraft, und sie wirkt nichts auf ihn; sondern er schildert sich selbst als einen Mann, der bey den geringfügigsten Gelegenheiten feig, unentschlossen und außer aller Fassung war. Kann man auf eine ungeschicktere und unüberlegtere Art den Werth religiöser Gesinnungen zweydeutig machen, als durch diesen Kontrast, auf den Hr. v. Z. seine Leser führet? Er erzählt selbst, "daß er den folgenden Tag in dem schrecklichsten Ge-
"müthszustande war, daß er Blut hätte geschwitzt, wenn
"man Blut schwitzen könnte" *), — als — der König konvulsivisch hustete. Er kann nicht ängstlich und pathetisch genug sagen: "welche Angst, welcher
"Unmuth, welche Gefahren, welche Schrecken ihn um-
"gaben" **), — als er "ganz allein stand bey diesem
"schreck-

*) Fragmente, IIIter Theil, S. 60. **) S. 62.

"schrecklichen großen Manne in der allgemeinsten feyerlichen "Stille, und weit umher herrschender Ruhe" *), abzuwarten, daß der König, nach dem heftigen konvulsivischen Husten "abwechselnd schlummerte und hustete" **), bis endlich, "nachdem er vier ganze Stunden auf diesem "gefährlichen Posten ausgehalten hatte; — der Leser, dessen Erwartung diese pathetische Erzählung angespannt hat, merke hoch auf! — "bis endlich einige "Stuhlgänge kamen, — und der Hr. Ritter v. Z. mit "ziemlich verdrießlicher Mine des Königs von seinem "gefährlichen Posten entlassen wurde" ***).

Es ist fast unmöglich, nicht zu lachen, wenn man sieht, welche Wichtigkeit die angestrengte Einbildung des Herrn Ritters ganz gewöhnlichen Dingen giebt; in welchem pathetischen Tone er sie erzählt; wie er kleine Unannehmlichkeiten zu Gefährlichkeiten, ganz gewöhnliche Entschlossenheit zu Heldenmuth macht; aber es ist auch unmöglich, nicht darüber unwillig zu werden, daß er, um seine Wichtigkeit wichtiger zu machen, auf eine unanständige Weise Gott und die Religion ins Spiel bringt, und Gesinnungen, die vernünftigen Menschen ehrwürdig sind, auf eine so sehr verkehrte Art darstellt; damit er nur sich selbst auf eine ausserordentliche Art darstellen mögte.

Daß Hr. v. Z. nur auf sich selbst, sehr wenig aber auf den König Rücksicht nahm, zeigt sich auf allen Blättern; und gar seltsam ist es, wie er sich in seine Grillen über sein liebes Ich verwickelt, und in Widersprüche geräth. Er hatte den kranken König

*) Fragmente, 1ter Theil, S. 60. **) S. 65. ***) S. 66.

König zuerst gesehen. In der ersten Ausgabe hatte er berichtet: „Er habe über dessen Krankheit seine Mei„nung nicht gesagt“. Hier setzt er nun S. 47 den Grund hinzu: "denn meinen Abschied hätte ich auf "der Stelle erhalten, wenn dem Könige bekannt geworden "wäre, was ich von seinem Zustande dachte". Man kann zugeben, daß Hr. v. Z. gute Gründe gehabt haben kann, dem Könige nicht gleich seine Meinung zu sagen; aber daß er Ihm nachher dieselbe auch nie offenherzig sagte, scheint sich mit der Pflicht eines Arztes und eines freymüthigen Mannes nicht ganz vereinigen zu lassen. Daß er auf der Stelle würde seinen Abschied erhalten haben, wenn er seine Meinung gesagt hätte, ist gar nicht ausgemacht, und nicht einmal wahrscheinlich. Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß Hr. v. Z. durch seine Gründe und Vorstellungen mehr bey dem Könige würde ausgerichtet haben, als die Aerzte, die des Königs Unterthanen waren, weil es nur von ihm abhing, noch freymüthiger zu reden. Gesetzt, daß der König ihn auch auf eine kurze Zeit ungnädig angeblickt hätte; so würde er ihm deshalb nicht gleich den Abschied gegeben haben; und wäre es auch geschehen, so hätte Hr. v. Z. das Bewußtseyn mit sich genommen, seine Pflicht gethan zu haben. Nun hat er aber aus Furcht vor dem Abschiede dem Könige gar nichts gesagt, und das Seltsame ist, daß er S. 74 uns wieder einbilden will: "Er habe sich von Gottes Gnade" (denn er muß immer Gott in seine Geschäfte mischen) "nichts gewünscht, als nur einen baldigen guten "Abschied, von Friedrich dem Großen". Wie nun! wenn er den wünschte, warum fürchtete er ihn denn kurz vorher, so sehr, daß er stumm ward? Wenn er ihn wünschte, wenn er ihn nur wenigstens

nicht

nicht fürchtete; so konnte er ja seine Meinung, als ein großer Arzt, und als ein freyer Schweizer, aufs freymüthigste sagen. Aber man merkt leider! beide Eigenschaften nicht in seinen Unterredungen mit dem Könige. Er zeigt sich bloß als einen sich biegenden und schmiegenden Hofmann, der nichts Unangenehmes sagen will, weil er einen ungnädigen Blick fürchtet, und der sich unendlich glücklich fühlt, wenn er einen gnädigen Blick erhält. Ein einziges Beyspiel wollen wir nur anführen, wie weit diese Gesinnung bey Hrn. v. Z. gehe.

Am dreyßigsten Junius hatte Hr. v. Z. mit dem Könige von Diät gesprochen, und der König hatte den Mittag sehr viel gegessen, wovon die Folgen sich schon selbst an der Tafel zeigten: Hr. v. Z. sagt nun S. 104: "Um drey Uhr, wie mir befohlen war, "erschien ich mit langsamen Schritten, muthlos, mit zu"rückgepreßtem Grame und mit wahrem Widerwillen "vor Sr. Majestät". Man sollte wohl denken, dieser Gram wäre daher gekommen, weil der König sich so schlecht befand, und der Widerwillen, daher, daß der König gegen die Ermahnungen seines Arztes, und gegen seine eigne Kenntnisse (S. 99) bey der Tafel nicht mehr Diät beobachtet hätte. Wäre aber dieses der Fall gewesen; so hätte man wohl erwarten sollen, daß Hr. v. Z., als ein großer Arzt und als ein freyer Mann, etwas darüber würde geäussert haben. Selbst die harten Worte, welche der König (S. 105) sagte, wären einem andern Arzte die beste Gelegenheit gewesen, dem Könige vorzustellen, daß er Ihm zu nichts nütze werden könne, wenn Er seinen Appetit nicht mäßigen wolle. Gerade zu der Zeit, da der König so sehr litt, wäre er wahrscheinlich

am

am aufmerksamsten gegen die Warnungen seines Arztes gewesen. Aber man findet nicht, daß dieser auch nur das geringste hier gesagt habe, was zum Besten des Königs hätte dienen können. Er macht ihm S. 105 bloß Komplimente, leitet ihn von seinem Zustande ab, sagt ihm, „Er habe „noch gute Zwischenräume“ u. dgl. ohne Ihm mit einem Worte zu sagen, daß Mangel an Diät die Ursache Seines Uebels sey. Der Arzt siehet hier bloß auf sich, aber gar nicht auf den König. Man merkt aus der eigenen Erzählung, daß des Hrn. v. Z. Gram und Widerwillen und die langsamen Schritte nur daher kamen, weil er befürchtete, die üble Verdauung werde Ursache seyn, daß der König ihm finstere Blicke machen werde: denn sobald der König ihn freundlich ansiehet; so ist er vor Freuden außer sich. Er sagt S. 107. in seiner gewohnten übertreibenden Schreibeart: "Fernweg von Königen verwünschte "ich mich in irgend einen armen Winkel der Freyheit, "am Anfang dieser Viertelstunde; und an ihrem Ende zählte ich sie unter die glücklichsten meines Lebens." Da er nachher (S. 108) dem Könige etwa mit einem Worte sagt, „daß er nicht gut verdaue“, und der König nicht einmal ungnädig wird, sondern nur eben nicht darauf achtet, und von etwas anderm spricht; "so verwünscht" unser Hr. v. Z. gleich "seine Unbesonnenheit," und S. 109 heißt es vom Nachmittage desselben Tages: "Der König "sagte, zu meinem großen Vergnügen — kein Wort von Sachen seiner Gesundheit". Das laß mir einen Arzt seyn, den es der Mühe werth ist vierzig Meilen weit holen zu lassen!

Nichts kann demüthigender für Hrn. v. Z. seyn, als wenn man des Hrn. Prof. Selle Krankheitsgeschichte des Königs mit den Fragmenten des Hrn v. Z. vergleicht. Jene ist Aerzten und Nicht-Aerzten interessant; und was ist diese? Jene scheint wenig zu wollen, leistet aber was sie sollte. Diese verspricht viel; und was leistet sie? Selle erzählt alles so ruhig, so treffend, so einleuchtend; Zimmermann aber scheint immer in den Lüften zu schweben und gehet auf Stelzen. Zimmermann träumt immer lächerlicherweise von Gefahr, (z. B. S. 37, 52, 60, 65, 71 u. s. w.) wo doch gar keine Gefahr vorhanden war. Selle thut ruhig und sorgfältig seine Pflicht, unbekümmert, ob der König gnädig aussieht oder schilt. Gleichwohl hätte Selle, als ein Unterthan des Königs, etwas von dessen Ungnade fürchten können, Zimmermann aber gar nichts, da er ein Ausländer war. Endlich, Selle dachte nicht wie Hr. v. Z. (S. 62.) „Nun ist es wohl allgemein bekannt, daß „dieser große König da — mich zu sich hat rufen lassen *) — Mit den Zähnen knirschet gewiß schon jetzt der „Neid." — Selle, ohne Eitelkeit, und ohne an Neid zu denken, that zur Herstellung der Gesundheit des Königs, so viel den Umständen nach möglich war, Zimmermann that so gut als gar nichts, sondern machte bloß den beau parleur!

Wer wird es Hrn. v. Z. verübeln, daß er mit Wohlgefallen und Rührung an die Unterredungen zurückdenkt, die er mit dem großen Kö-

*) In der ersten Ausgabe (kl. Ausg. S. 40) setzte die Eitelkeit des Hrn. v. Z. noch hinzu: „Zu größerer Ehre „kann kein Arzt in der Welt gelangen." Dieß ist denn doch in den Fragmenten weggeblieben.

Könige hielt. Aber daß er alles so gar wichtig macht, daß er so sehr alles auf sein liebes Ich bezieht, ist ihm von den unbefangensten und billigsten Leuten vom Anfange an verdacht worden. Es gehört keine geringe Klugheit dazu, vor dem Publikum von sich selbst zu reden! Diese alte Wahrheit bestätigt Hr. v. Z. aufs neue. Man hätte ihm wohl zutrauen sollen, daß er dieses endlich fühlen würde, und daß seine curae secundae aus diesen Fragmenten mehr von dem selbstgefälligen Geschwätz würden weggenommen haben, welches allen Lesern so allgemein auffiel, und worüber so allgemein ist gelächelt worden. Aber auch nach manchen Aenderungen dieser Art, ist nur gar zu viel davon noch geblieben!

Sonderbar ists übrigens genug, daß Hr. v. Z. bey seiner Selbstgefälligkeit nicht ein mal den Werth der Worte kennet. Er sagt S. 107: "Häufig nannte mich der König sogar mon "ami!" Dieß sogar ist nun gewiß sehr am unrechten Orte. Wenn ein notorisch vornehmerer Mann einen notorisch geringern Mann *mon ami* nennt; so sagt der erstere nichts, wobey der letztere "die größte Mühe haben sollte, Thränen seiner "Erkenntlichkeit zurückzuhalten," welches wie Hr. v. Z. versichert, bey ihm der Fall wegen der Benennungen des Königs gewesen seyn soll. Hat Hr. v. Z. niemals zu einem Handwerksmanne, z. B. zu einem Hosenmacher, beyläufig mein Freund gesagt? Und wenn nun dieser sagen wollte: "Der Hr. Leibarzt hat mich sogar seinen Freund genannt!"

Die Stelle, wo Hr. v. Z. sich so sehr viel darauf zu gute thut, daß der König, seiner Mei-

nung nach, ihm ein wichtiges Staatsgeheimniß anvertrauet, und dabey sogar gesagt habe: "ceci soit dit entre nous," hat allgemein ein mitleidiges Lächeln erregt, und vielleicht am meisten bey denjenigen, die den König an genauesten kannten. In der ersten Ausgabe der Unterredungen (kl. Ausg. S. 81.) sagt Hr. v. Z. von diesem vermeinten Staatsgeheimnisse, es wären "einige "wichtige Dinge gewesen". Hier in den Fragmenten S. 112 ist er schon offenherziger, indem er sagt, es wären "einige sehr wichtige Dinge über den da"maligen Gang der Sachen in Holland gewesen." Und hätte er noch eine neue Auflage machen können; so würde er vielleicht zuletzt das ganze Geheimniß öffentlich haben drucken lassen. Wenigstens scheint er im Reden nicht so verschwiegen zu seyn; denn man hat recht gut erfahren, was es gewesen ist, und man weiß dadurch, daß es etwas ist, was der König mehrern Personen gesagt hat; welches also schon zeigt, daß hier kein außerordentliches Vertrauen des Königs gegen Hrn. v. Z. vorhanden war.

Wenn Fr. II. jemand sprechen wollte, so pflegte er sich vorher genau nach allem, was ihn anging, nach seinem Charakter, nach seinem häuslichen Leben, nach seinen Lieblingsbeschäftigungen, nach seinen Schwachheiten u. s. w. zu erkundigen, und sich alles erzählen zu lassen, was man von ihm wußte. Er gab dabey auf die kleinsten Umstände Achtung, weil er recht gut wußte, daß man daraus zuweilen am ersten auf den Charakter des Menschen schließen kann. Nach diesen Nachrichten pflegte er denn sein Gespräch einzu-

richten

richten. Es war ihm auch sehr gewöhnlich, demjenigen, mit dem er sprach, verschiedene Fragen vorzulegen, und aus dessen Antworten auf seinen Charakter noch näher zu schließen. Es sagte daher jemand, welcher den König sehr genau kannte: Man könne eher aus den Fragen, die der König an jemand ergehen ließe, als aus dem was Er ihm gesagt, urtheilen, was er von jemand gehalten habe. Einige Anreden des Königs an Hrn. v. Z. scheinen wohl nur die Absicht gehabt zu haben, zu hören was er darauf antworten würde.

Daß sich der König nach dem Hrn. v. Z. und nach dessen ganzem Leben erkundigt habe, ehe er ihn kommen ließ, weiß man zuverlässig; und es ließ sich auch wohl nicht anders erwarten. Nun war ihm gewiß auch nicht verborgen geblieben, daß Hr. v. Z., als er im J. 1771 jedes Wort, was er mit ihm sprach, aufschrieb, und in andre Hände kommen ließ, so daß das ganze Gespräch bald darauf gedruckt ward *). Daß der König einem fremden Arzte Staatsgeheimnisse anvertrauen, daß er glauben sollte, derselbe werde sie auf ein bloßes ceci soit dit entre nous verschweigen, dazu war er ein viel zu alter und geübter Politiker, und es ist offenbar, daß ihn der

*) Ob dieß mit Hrn. v. Z. Vorwissen oder nicht geschehen sey, thut nichts zur Sache, sonderlich in Rücksicht auf den König. Wer vorsichtig ist, wird eine solche Unterredung nicht schriftlich andern mittheilen, am wenigsten solchen, welche die Abschrift in die Druckerey schicken. So haben viele andere Leute, auch berühmte Gelehrte gehandelt, die so gut mit dem Könige sprachen als Hr. v. Z.

Umstand des ehemals gedruckten Gesprächs noch weniger zu vorzüglichem Vertrauen in die Verschwiegenheit des Hrn. v. Z. habe disponiren können. Leute, die den König und dessen Politik genauer kennen, sind der Meinung, daß gerade die Idee des Königs von der Eitelkeit des Hrn. v. Z., sich gewisser Unterredungen zu rühmen, und sie weiter zu bringen, diesem die politischen Erzählungen und das gnädige *ceci soit dit entre nous* möge zugezogen haben. Sie glauben, der König, der sich nach allem was Hrn. v. Z. anging, wie gewöhnlich, erkundigt hatte, habe auch sehr wohl gewußt, daß er mit einer hohen Person in Korrespondenz stehe. Er habe also Seine Meinung über diesen und jenen politischen Gegenstand unvermerkt in die Unterredung mit einfließen lassen, weil Er auf Hrn. v. Z. Schwatzhaftigkeit rechnete, und weil es Ihm sehr lieb war, wenn durch dieselbe auf eine so ganz unbefangene Art, Seine Gesinnungen in einem gewissen Zirkel unter der Hand bekannt würden. Hr. v. Z. freylich, der den König und sich nicht kannte, glaubte, es geschehe dieß alles aus bloßem ganz besonderm Vertrauen auf seine Verschwiegenheit, oder vielleicht gar — auf seine politische Einsicht! — Man irrt sich ja wohl manchmal in der Welt! —

Hr. v. Z. hat, wie wir mehrmals gesehen haben, das Unglück, bald zu vergessen, was er selbst geschrieben hat. Hätte er doch hier im IIIten Theile seiner Fragmente, wo er meint, der König habe ihm, einem unbekannten Fremden, Staatsgeheimnisse anvertrauen wollen, sich an ein paar Stellen aus dem Isten Theile erinnert; so hätte

er

er vielleicht die Sache aus einem ganz andern Gesichtspunkte angesehen, und sich weniger lächerlich gemacht. Er sagt im Isten Theile dieser Fragmente S. 164: "Der König, so unterhaltend er auch "immer war, sagte nicht nur nichts, als wovon er wünschte, daß alle Menschen es wissen, sondern zumahl "auch das, was er ausgebracht haben wollte." und S. 166 fügt er hinzu: "Der König sagte über Hauptsachen, nichts als was er durchaus sagen wollte, je"doch sehr oft etwas, wie mir versichert ist, als wenn es "ihm entfallen wäre, und denn stellte er sich, als wenn "er sich zurückzöge." Sollte es wohl mit unserm guten Hrn. v. Z. anders gewesen seyn? Der König mag doch wohl ein wenig über ihn weggesehen haben — ceci soit dit entre nous!

Hätte Hr. v. Z. sich doch seiner obigen richtigen Bemerkungen erinnert; so wäre ihm vielleicht eingefallen:

Mutato nomine de tc
Fabula narratur

und er hätte von dem ceci soit dit entre nous, mit welchem sich der König zurückzog, ganz geschwiegen! Er hätte manches was der König sagte anders beurtheilt, gerade weil es der König ihm sagte, von dem schon einmahl ein Gespräch mit dem Könige war gedruckt worden. So etwas vergaß der König nicht. Es sind in den Gesprächen des Königs mehrere Dinge, von denen man nach Seinem bekannten Charakter gewiß glauben kann, daß sie ihm aus dem Herzen gingen; dahin gehört der letzte rühren-

rende Abschied (S. 168.) "Mon cher Mr. Z. souve-"nes-vous du hon vieillard, que vous avés vu ici." Andern aber kann man, selbst in Hrn. v. Z. Erzählung, deutlich die Absicht ansehen, warum sie der König aufs Tapet brachte.

Das neun und zwanzigste Kapitel ist voll von einer Menge kleiner falschen Nachrichten. Besonders ist S. 182 — 184 in der Nachricht von dem Tode des Königs und von dem, was unmittelbar nach dem Tode vorgieng, fast kein einziger Umstand, fast auch nicht der geringste Nebenumstand *) richtig. Was der K. wie Hr. v. Z. S. 184 vorgiebt vor seinem Tode soll geredet und befohlen haben, ist von Anfange bis zu Ende erdichtet. Weder mit dem Hrn. Grafen von Herzberg, noch mit sonst jemand hat der König von Seinem Tode gesprochen, oder irgend etwas verordnet, was nach Seinem Tode solle vorgenommen werden **), wie wir dieses schon im Isten Thei-

*) Z. B. S. 185. "Es wären augenblicklich die Papiere und "Cassetten versiegelt, und nachher der jetzige König vom "Tode benachrichtigt worden". Wie hat sich Hr. v. Z. vorstellen können, man würde ohne Befehl des neuregierenden Königs irgend etwas gethan haben. Das augenblickliche Versiegeln ist um so viel mehr schief gesagt, da er gleich darauf auch sagt: "Der König war augenblicklich in Sanssouci." Die Natur der Entfernung giebt selbst, daß es über eine halbe Stunde dauerte. Er sagt: "Der König stieg aus seinem "Wagen." Dergleichen kleine Umstände mag Hr. v. Z. gar zu gern anführen, um sich das Ansehen zu geben, als wisse er alles ganz genau; aber fast immer sind sie falsch. Der König kam zu Pferde.

**) Lächerlich ist es, daß Hr. v. Z. S. 178 den Befehl, den der König über das gegeben haben soll, was nach seinem Tode vorgenommen werden sollte, auch französisch anführt, um sich das Ansehen zu geben, als wüßte er des Königs eige-

Theile dieser Anmerkungen S. 139. bey Gelegenheit einer andern Unwahrheit des Hrn. v. Z. angezeigt haben. Es ist ganz unverständig, daß er hier S. 184. auf den Glauben einer Legende, die ihm jemand aufgeheftet hat, Hrn. O. K. R. Büsching darinn widerspricht, "daß der König Ihm "selbst ganz unvermuthet gestorben wäre". Hr. v. Z. will, seinem Dünkel gemäß, alles besser wissen, ohne je die Zeugnisse abgewogen zu haben, oder die zum Theil von ihm selbst angeführten Umstände überlegt zu haben. Hr. O. K. R. Büsching hatte seine Nachricht vom Tode des Königs vom Hrn. G. R. Schöning *), der bey der ganzen Krankheit des Königs ein Augenzeuge war; also war es das vollgültigste Zeugniß; und Hr. Prof. Selle, der auch beym Tode gegenwärtig war, bezeugt eben dieses **). Wie wenig kommt es also Hrn. v. Z. zu, auf ein bloßes ungegründetes Hörensagen, wider die Nachrichten zweyer Augenzeugen, mit solcher Präsumtion zu sprechen, zumal da er noch dazu selbst kurz vorher S. 174. umständlich angezeigt hat, "Der König habe geglaubt noch "länger zu leben." — Nirgend findet man doch bey ihm nur die geringste Ueberlegung!

eigene Worte, da doch der König niemals diese Worte, auch nicht ähnliche gesprochen hat. Eben so wenig ist es wahr, was Hr. v. Z. S. 178 vorgiebt, daß der König den 15ten Morgens, als ihm die Rapporte (soll bedeuten die gewöhnlich einlaufenden Briefe und Bittschriften) gebracht worden, gesagt habe: "Es wird mir schwer: "Aber noch habe ich Kräfte zu arbeiten, und auch die "letzten Augenblicke gehören dem Staate!" So handelte der große Mann, aber er sprach nicht davon.

*) S. Büschings Charakter Fr. II. S. 287. f. f.

**) S. Dessen Krankheitsgeschichte des Königs S. 60.

Wir wollen hier aus dem Munde von Augenzeugen erzählen, was in den letzten Stunden nach dem Tode des Königs vorging.

Der König starb sanft, nach und nach, und Ihm selbst unvermuthet. Sobald kein Zweifel war, daß Er tod sey, ritt der Hr. General Graf v. Görz, welcher die Nacht über in Sanssouci geblieben war, zum neuen Könige nach dessen Weinberg. Darauf ward der Leichnam des verstorbenen Königs von dem großen Stuhle, auf welchem er mehrere Wochen krank zugebracht hatte und gestorben war, abgehoben, und mitten in demselben Zimmer auf eine Feldbettstelle gelegt. Er war in ein Kasakin gekleidet, und hatte auf dem Haupte eine Mütze v. Filz von dem Schnitte der gewöhnlichen korduanenen Reisemützen. Die Anwesenden, nehmlich der Hr. Graf v. Herzberg, Herr Prof. Selle, ein Sekretär aus der geheimen Staatskanzley, der kurz vorher aus seinem Quartiere in der Vorstadt war gerufen worden, und die beiden Kammerhusaren des Königs, gingen nun in das Vorzimmer, oder in das sogenannte Koncertzimmer, um die Ankunft des jetztregierenden Königs zu erwarten. Derselbe gieng in das Zimmer, wo der Leichnam lag, betrachtete denselben einige Augenblicke, fragte nach der Zeit des Todes, ob der König viel gelitten habe u. s. w., welche Fragen Hr. Selle und Hr. Schöning beantworteten. Verschiedene mit Edelsteinen besetzte Dosen und andere Prätiosen wurden von dem letzten in einem Tischkasten verwahrt, und dem Könige auf einen Augenblick der an das Sterbezimmer stoßende Alkoven gezeigt, wo die Kommoden und Kasten mit den

Pa-

Papieren, Dosen, Bankonoten, u. s. w. befindlich waren. Hr. Schöning übergab dem Könige nebst dem Pettschafte des hochsel. Königs, dessen Portefeuille, welches Finanzetate und andere Rechnungssachen enthielt. Beym Herausgehen aus dem Zimmer ward dem Könige die Versiegelung in Erinnerung gebracht. Diese verrichtete der Sekretär und überreichte dem Könige den Schlüssel. Vorher war der Leichnam während der Versiegelung der hintern Thüre, so zur Bibliothek führt, ins Concertzimmer getragen werden. Der König ging darauf durch den runden Saal, und durch noch zwey andre Zimmer, bis ins dritte, welches damals der Hr. Graf v. Herzberg bewohnte. Hier übergab Er, wie auch Hr. v. Z. S. 185 anführt, dem Hrn. Grafen den schwarzen Adlerorden. Er schrieb darauf eigenhändig verschiedene Briefe an die verwittwete Königinn und an verschiedene Personen des königlichen Hauses. Darauf ward nach den Geheimenkabinetsräthen geschickt. Ehe dieselben kamen, fing der Sekretär auf Befehl des Königs gleich an, einige Notifikationsschreiben zu machen. Sobald die Kabinetsräthe ankamen, beschäftigten sie sich ebenfalls damit, außer einem von demselben, welcher nach dem alten Schlosse in Potsdam fuhr, um in demselben die Zimmer des Königs zu versiegeln. Der König unterschrieb sogleich die Notifikationsschreiben, machte bey einigen eigene Postskripte, fertigte darauf verschiedene Offiziere nach Berlin, Schlesien, u. s. w. ab, und verlangte darauf die für das Kabinett eingelaufenen Briefe, welche theils der König aus dem Koncertzimmer mitgenommen hatte, theils die Geheimenkabi-

netsräthe mitbrachten. Er erbrach sie alle und sagte bey den meisten seine Resolution, was darauf geantwortet werden sollte; worauf Er sich nach den neuen Zimmern begab, nachdem diese Expedition etwa zwey Stunden gedauert hatte. Kurz darauf ward nöthig gefunden, das Sterbezimmer wieder zu entsiegeln, weil ein Kleidungsstück darinn war vergessen worden, welches dem Leichnam angezogen werden sollte. Es ward darauf zum zweyten male versiegelt, und der Schlüssel wieder dem Könige überreicht. Nach Erinnerung Hrn. Schönings ward zu mehrerer Sicherheit der dort verwahrten Kostbarkeiten und Papiere, auf Befehl des Königs, eine Wache von 1 Officier und 30 Mann kommandirt, und auch vor den Fenstern des Sterbezimmers eine Schildwache gestellt. Denn, wie bekannt, war sonst in Sanssouci bey Tage niemals ein Soldat zur Wache *). Gegen Mittag wurden die Geheimen Kabinetsräthe und die Geheimenkabinetssekretarien nach Sanssouci gefordert, und nach einem entworfenen Eidesformulare, in den neuen Zimmern, vor dem Könige, durch den Hrn. Grafen v. Herzberg beeydigt. Die Behandlung des K. Leichnams ist schon im Isten Theile dieser Anmerkuugen S. 139 angezeigt.

Dieß ist die wahre Erzählung desjenigen, was unmittelbar nach dem Tode Fr. II. vorging, nach dem Berichte von Augenzeugen. Dadurch wird

*) So lange der König in Sanssouci wohnte, kam alle Abend ein Unterofficier mit 6 Mann Grenadieren zur Wache aus der Stadt, welche des Morgens wieder abgingen. Sie hatte aber nur zwey Posten, einen beym Eingange an der Kolonade, und den andern vors Gewehr; vom Königl. Schlafzimmer waren sie also weit entfernt.

wird Hrn. v. Z. theils sehr unrichtige, theils ganz erdichtete Erzählung völlig widerlegt.

Sehr lächerlich ist es, daß Hr. v. Z. aus dem Büchelchen de l' Amerique, des sogenannten Philosophe la Douçeur, von welchem er sich ganz ohne die geringste Ursache und ohne es im geringsten zu untersuchen, einbildet, Friedrich der Große habe es geschrieben, hier S. 4 beweisen will, "daß sich Friedrich in seiner Jugend eins, zwey, drey" — (so drückt sich Hr. v. Z. nach seiner Art witzig aus) — "mit Freudenmädchen beholfen habe;" weil der Verfasser in seiner Schrift eine fille reden läßt. Eben so lächerlich ist es, daß er S. 10. die unmaßgeblichen und sehr seichten Gedanken dieses Verfassers über den Ursprung der Lustseuche als Gedanken des Königs anführt. Wir haben schon im Isten Theile dieser Anmerkungen S. 181 angeführt, daß ein Franzose, Namens Bonneville, der Verfasser dieser Schrift war, wie in Berlin genugsam bekannt ist. Wir ergreifen diese Gelegenheit, dasjenige, was wir ebendaselbst von dem gedachten Bonneville gesagt haben, zu berichtigen. Die eigentliche Ursache seiner Gefangennehmung weiß man nicht genau, aber eine angesehene Militärperson hat den Redakteur folgendes versichert. Bonneville war Adjutant des berühmten Marschalls von Sachsen gewesen. Er besaß aus der Verlassenschaft desselben verschiedene wichtige Manuscripte und Plane, die er dem Könige verkaufte. Er hielt sich in Potsdam als Offizier à la Suite auf, hatte aber kein Patent. Man glaubte, die Ursache seines Gefängnisses in Spandau sey gewesen, daß er die militärischen

Manu-

Manuscripte und Plane, die ihm der König abgekauft hatte, um alleiniger Besitzer davon zu seyn, anderweit verkauft habe. Daß ihm wegen der Matinées und wegen der Poësies diverses etwas Schuld gegeben worden, wird von einigen bezweifelt. Sehr vermuthlich ist dieß eben der Bonneville, welcher verschiedene theatralische Stücke aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt hat, welcher Verfasser der bekannten Schrift: les Jesuites chassés de la Maçonnerie, und einer der Deputirten der jetzigen Nationalversammlung in Paris ist.

Ueber das dreyßigste Kapitel.

Von der Wendung, die der Charakter der Brandenburger bisher durch ihre Regenten nahm. Von der Art, wie man zuweilen den großen Friedrich mißverstand. Von der jetzigen Reinheit der Sitten in Berlin. Von den sublimen Nationaltugenden der Brandenburger insbesondre der Berliner.

Ueber den Charakter, den ein Volk durch seinen Regenten annimmt, zu urtheilen, ist wohl eine der schwersten Unternehmungen. Welche Kenntniß des Landes und der Einwohner, und welcher Ueberblick gehörte dazu, um zu unterscheiden, in wie fern sich die Einwohner aus sich selbst bildeten, und was sie von ihren Regenten an Bildung empfingen. Denn freylich wirkt in jedem Lande der Charakter des Regenten auf die Unterthanen, aber auch sie wirken auch aus innerer Kraft. War Hr. v. Z. der Mann, der in dieser Absicht von den Brandenburgern urtheilen konnte? Er hat nicht die geringste gründliche Kenntniß vom Lande, von den Einwohnern und den Regenten, wovon selbst in diesen Anmerkungen Proben genug sind. Auch ist, was er hier darüber sagt, so schal, so kahl, so schief, daß es wirklich der Mühe nicht werth ist, sich dabey aufzuhalten; dazu kommt denn seine Sucht, sich über

die

die Brandenburger spöttisch aufzuhalten, und an ihnen zu reiben, wodurch alles was er sagt, noch viel schiefer wird.

Wie verkehrt er auch einzelne Personen beurtheile, wenn er sich an ihnen reiben will, und wie er alles sichtlich verdrehet, um sein Müthchen kühlen zu können, davon zeigt hier ein unwürdiger Ausfall auf Hrn. Nicolai. Derselbe schrieb im J. 1788 (in der Vorrede des ersten Hefts seiner Anekdoten): "Wenn ich über viele wichtige Ge"genstände etwas weiß — so habe ich es meiner mehr "als zwanzigjährigen Aufmerksamkeit auf die Verfügun"gen des Königs, und auf die Folgen derselben, die uns "vor Augen lagen, zu danken. Meine Ueberzeugung von der "Weisheit seiner Regierung ward zuerst in den Jahren der "allgemeinen Theurung 1771 bis 1772 sehr lebhaft." Jeder aufmerksame Leser wird wohl deutlich sehen, daß dieser Schriftsteller hier von der Lebhaftigkeit seiner eigenen Ueberzeugung, von dem redet, was er im J. 1788 etwa wußte, und daß er seine zwanzigjährige Aufmerksamkeit auf diesen großen Mann von dem J. 1788 an zurückrechnete, in welchem er über Friedrich II. schrieb. Der Jüngling ist auf Regierungsangelegenheiten noch nicht so lebhaft aufmerksam als der Mann, und ist auch nicht so fähig, darüber reif zu urtheilen. Hr. v. Z. thut aber, als hätte Hr. N. erst zwanzig Jahre beobachten müssen, ehe er die Regierungsweisheit Friedrichs erblickt habe, und als ob Hr. N. der bloß von der Zeit der Lebhaftigkeit seiner eigenen Ueberzeugung redet, hätte glauben können, ohne ihn wäre sonst niemand davon überzeugt gewesen, oder gar, K. Fr. II. habe vor 1772 wenig Weisheit

heit gehabt, weil er sie nicht beobachtet hätte. Daß Hr. v. Z. ähnliche Präsumtion von sich merken lasse, ist leider! sehr bekannt; so viel uns aber bewußt ist, hat sich Hr. N. solcher Unbescheidenheit nie schuldig gemacht. Gleichwohl sagt Hr. v. Z. S. 225, 226, ganz spöttisch: „Also hat der Hr. Buchhändler Friedrich „Nicolai die Regierungsweisheit Friedrichs des Großen „nach einer so beständigen Beobachtung, nach einer mehr „als zwanzigjährigen Aufmerksamkeit, doch erst lebhaft „in den Jahren 1771 und 1772 erblicket? — Also hielt „man vor dieser großen Entdeckung des Herrn Nico„lai, Friedrich den Großen für einen bloßen Soldaten? „So wenig Weisheit in der Verwaltung seiner Staaten „hatte jedoch Friedrich seit dem Augenblicke seiner Thronbe„steigung nicht gezeiget, als sein aufmerksamer Beobach„ter, Herr Nicolai, vermuthen läßt“. Wir führen hier diese spöttisch seynsollende Stellen nicht an, um Hrn. N. zu vertheidigen, sondern nur um abermal an einem deutlichen Beyspiele zu zeigen, wie Hr. v. Z. Schriften lieset, und wie er deren Sinn verdrehet, wenn er, in seiner Leidenschaft sich vorsetzt jemand schnöde zu begegnen. Es wäre wohl zu wünschen, daß er selbst, möchte es nun als Jüngling oder als Mann gewesen seyn, den König Fr. II. erst zwanzig Jahre beobachtet hätte, ehe er unternahm, etwas über denselben zu schreiben.

S. 227 und f. f. giebt Hr. v. Z. einen sehr deutlichen Beweis, wie sehr gern er mit hämischem Wohlgefallen von den Brandenburgern Uebels reden mag. Er entblödet sich nicht, den Rechtsgelehrten dieses Landes, welche unter Friedrich II. immer durch Gerechtigkeit, Weisheit und Menschlichkeit verehrungswerth gewesen sind, die schimpflichsten

Vorwürfe zu machen, welche noch dazu auf groben Unwahrheiten beruhen. Er sagt: Fr. II. verbot "gleich (im Anfange der Regierung) alle Tortur. Die "Rechtsgelehrten erschraken über diese Neuerung, und "glaubten, nach Abschaffung der Daumschraube seyen "alle Wege zur Wahrheit verschlossen. Man un"terließ keine Art von Vorstellung gegen diese den "preußischen Juristen an Herz und Eingeweiden "wühlende Neuerung. — So viel verwilligte der "König doch hierauf, daß die Tortur nicht durch ein "ordentliches Edikt und Proklama abgeschaffet werden "solle. — Aber fürchterlich groß blieb dennoch bey einigen "preußischen Richtern der Hang für die alte Gewohnheit "und die liebe Tortur". Es ist doch unverzeihlich unartig, wider alle Wahrheit die Gesinnungen brandenburgischer Rechtsgelehrten so vorzustellen, als hätten sie besondern Gefallen an der lieben, ihnen an Herz und Eingeweide festsitzenden Tortur gehabt, und sie hätten keine Art der Vorstellung wider die Abschaffung derselben unterlassen. Gerade entgegengesetzt war von jeher die Meinung dieser verehrungswürdigen Männer, deren billige Gesinnungen wir hier gegen die Verläumdungen und Unwahrheiten des Hrn. v. Z. retten müssen. Man sieht allenthalben in diesen Fragmenten, mit welcher hämischen Freude er, so oft er kann, die preußischen Unterthanen so vorzustellen sucht, als hätten sie die wohlthätigen Regierungsanstalten Fr. II. verkannt oder sich ihnen widersetzt; und, um dieß vorzuspiegeln, verschmähet er auch nicht die niedrigsten Erdichtungen. Zeigt diese unwürdige Art zu verfahren, wohl den Charakter des Hrn. v. Z. in einem vortheilhaften Lichte? Pfui! Er sollte sich ins Herz schämen, daß er so hämisch afterredet, und sich dadurch selbst in den Augen aller Vernünftigen so sehr herun-

tersetzt. Fast nicht eine Zeile in den obigen Stellen ist richtig. Es ist nicht wahr, daß Fr. II. bey Antritt seiner Regierung alle Tortur aufhob. Es ist nicht wahr, daß jemals preußische Rechtsgelehrten, weder das Justizministerium, noch Landeskollegien, noch Untergerichte, noch einzelne Rechtsgelehrten, auch nur Eine Einzige Vorstellung bey dem Könige wider die Abschaffung der Tortur eingegeben hätten. Also, da dieß nicht wahr ist, so ists auch nicht wahr, daß der König auf solche Vorstellungen verwilligt hätte, die Abschaffung der Tortur sollte nicht öffentlich bekannt gemacht werden.

Diese grobe Verunglimpfungen der preußischen Justiz, die sich Hr. v. Z. erlaubt, nöthigen uns, zu völliger Widerlegung derselben, aus der sichersten Quelle, hier eine kurze Nachricht von allem zu geben, was jemals durch den König und durch das Justizministerium wegen Abschaffung der Tortur ist verhandelt worden.

Unterm 3ten Junius 1740 gab der König eine Kabinetsorder an den ersten Justizminister Hrn. von Cocceji *). Dieselbe enthielt: „daß bey den Inquisi„tionen die Tortur gänzlich abzuschaffen, außer bey „dem *crimine laesae Majestatis* und Landesverrätherey, „auch denen großen Mordthaten, wo viele Menschen „ums Leben gebracht, oder viele Delinquenten, deren „Konnexion herauszubringen nöthig ist, implicirt „sind. Hingegen sollen in allen übrigen Fällen, wenn die „Delinquenten die stärkste und sonnenklare Indicia wider „sich haben, und doch aus hartnäckigter Bosheit nicht gesteshen wollen, dieselbe nach den Gesetzen bestraft werden".

*) Sie ist abgedruckt in Behmeri novum Jus controv. S. 478.

Dieser verehrungswürdige Minister war weit entfernt, eine Einwendung oder Vorstellung dem Könige wider die Abschaffung der Tortur zu machen. Er theilte aber dem Hrn. Minister v. Broich, der damals das Kriminaldepartement hatte, unterm 19. Junius verschiedene Zweifel mit, welche sich theils darauf bezogen, da der König nicht (wie Hr. v. Z. vorgiebt) alle Tortur aufgehoben, sondern dieselbe noch bey gar mancherley Fällen zugelassen hatte; ob nicht noch einige Fälle wären, wo sie auch noch zugelassen werden möchte; theils bezogen sie sich darauf, wie nach aufgehobner Tortur dieß und jenes anders eingerichtet werden müßte. Diese Zweifel wurden dem Kriminalkollegium zu Berlin [an welches ohnedieß alle wichtige Kriminalfälle aus allen Provinzen zum Gutachten kommen *)] vorgelegt. Dasselbe erstattete sein Gutachten darüber unterm 29. Julius desselben Jahres. Wir bedauern, daß der Raum nicht gestattet, hier aus diesem merkwürdigen Gutachten einen Auszug zu geben. Er würde die vollständigste Widerlegung der Zimmermannischen Verläumdungen der preußischen Justiz seyn.

Man weiß, wie wenig damals noch in allen Ländern die Begriffe über die Kriminaljustiz geläutert waren, und es wäre also gar kein Wunder gewesen, wenn damals ein solches Kollegium wider die Abschaffung der Tortur protestirt hätte. Aber wir trauen uns zu versichern, daß damals kaum in einem andern deutschen Lande über die Abschaffung der Tortur so gemäßigt würde geurtheilt worden seyn. Diese alten Rechtsgelehrten erschraken nicht, wie Hr.

*) S. Beyträge zur preußischen Rechtsgelehrsamkeit, IVter Band, S. 221 - 227.

Hr. v. Z. träumt, über die Neuerung der Abschaffung der Tortur; sie schlugen nicht vor: irgend eine Art von Vorstellung dawider zu machen, noch weniger sah man, daß nach der Zimmermannischen niedrigen Verunglimpfung "ihnen diese Neuerung an "Herz und Eingeweiden wühlte". Sie sagten vielmehr ausdrücklich in diesem Gutachten: "Es ist nicht "ohne, daß die Tortur ein trügliches Mittel sey, die "Wahrheit herauszubringen, wie dieses in vielen von "uns eine Zeither allerunterthänigst abgestatteten Gutachten "selbst angeführt worden". Die Gründe, in wiefern (nach dem eigenen Principium des Königs, der die Tortur nicht in allen Fällen abgeschafft hatte) noch in einigen wenigen Fällen die Tortur und wie sie beyzubehalten, sind ruhig und pflichtmäßig vorgetragen. Ihr Gutachten geht auch dahin, "daß die Ab"schaffung der Tortur nicht öffentlich bekannt zu machen"; damit die Inquisiten nicht hartnäckiger im Läugnen würden.

Dieß letztere scheint auch immer die Meinung des Justizministeriums gewesen zu seyn. Es ließ wegen der Tortur nichts öffentlich bekannt machen, aber es ist auch nie von demselben oder von irgend jemand eine Vorstellung an den König geschehen, wozu sonst das Gutachten des Kriminalkollegium die nächste Veranlassung könnte gegeben haben, wenn den preußischen Rechtsgelehrten die Tortur lieb gewesen wäre, wie Hr. v. Z. zu behaupten sich nicht entblödet. Es liefen bey dem Justizministerium zuweilen Anfragen ein, über einzelne Fälle, ob in denselben die Tortur zu gebrauchen sey; welches geschehen mußte, da der König in verschiedenen Fällen die Tortur zugelassen hatte, und die An-

wendung bey einem einzelnen Falle wohl zweifelhaft seyn konnte. Das Justizministerium stimmte aber immer für die mildere Seite, und selbst in den wenigen vorkommenden Fällen, wo nach dem Inhalte der Kabinetsorder die Tortur wirklich zulässig war, verordnete es dieselbe nicht aus eigner Macht, sondern fragte allemal erst beym Könige an. Kann man deutlicher sehen, wie unverschämt die Verläumdung ist, daß den preußischen Rechtsgelehrten die Tortur lieb gewesen sey? Daß der König die gelindere Seite wählen würde, war zu präsumiren; also daß das Justizministerium in allen Fällen anfragte wo es hätte entscheiden können, zeigt, wie weit dessen Gesinnungen jederzeit von den unwürdigen Gesinnungen entfernt waren, die Hr. v. Z. den preußischen Rechtsgelehrten beylegt.

Ein solcher Fall war im J. 1752, da bey einem Schäfer im Amte Oschersleben ein gewaltsamer Einbruch, und dabey große Grausamkeiten von den Räubern verübt worden waren, unter welchen zwey Bürger des Orts waren. Auf die Anfrage des sel. Großkanzlers von Cocceji, gab ihm der König unterm 13. März 1752 zur Resolution: „Daß, da „gegen nurgedachte beide Bürger verschiedene schwere „Indicia vorhanden, selbige aber alles läugnen, und sich „dadurch loshalftern wollen, Ich erlauben will, daß solche „mit dem ersten Grade der Tortur *), jedennoch aber „weiter

*) Hr. v. Z., der immer mit größter Präsumtion sich das Ansehen giebt, als wäre er aufs genaueste unterrichtet, da er doch so schlecht unterrichtet ist, sagt S. 229: „Niemand wird Einen Fall angeben können, in welchem, „nach dem Jahre 1743, auch schon vorher, ein einziger Mensch in den preußischen Staaten die ordentliche Tortur erlitten habe". Hier ist nun Ein Fall, obgleich freylich ein einzelner, wo die Tortur auf ausdrück,

"weiter nicht, beleget, und dadurch wo möglich, zum Be-
"kenntnisse der Wahrheit gebracht werden". Der Kö-
nig setzte hinzu: "daß die Ursachen, warum Ich
"in gewissermaßen *) die Tortur abgeschafft, bekannt
"sind, und allemal dieselben bleiben. Wobey aber Ich den-
"noch der Meinung bin, daß, wenn in sehr schweren und
"die öffentliche Sicherheit und Ruhe stöhrenden Ver-
"brechen, ein Delinquent seines Verbrechens durch Zeugen,
"oder durch andere gegen ihn klar herausgebrachte Um-
"stände dergestalt völlig überführt wird, daß zu dessen
"rechtlicher Bestrafung nichts weiter, als nur sein eigenes
"Geständniß fehlt, — alsdann, Meinem Sentiment nach,
"dennoch über einen solchen boshaften Malefikanten nach der
"Rigueur der Gesetze verfahren werden, und derselbe, seines
"Läugnens ungeachtet, mit der ordinairen Strafe bil-
"lig belegt werden kann". Man sieht hier deutlich, wie sich beym Könige die Begriffe von der Tortur durch die Erfahrung nach und nach aufklärten. Die menschenfreundliche Theorie ist bald gemacht, aber die Praxis in einzelnen bedenklichen Fällen, führt auf Schwierigkeiten; daher ists den Rechtsgelehrten, welche die verwickeltesten Fälle so oft vor sich haben, wohl zu vergeben, wenn sie in einzelnen

 Fällen

drücklichen Befehl des Königs gebraucht ward. Was übrigens Hr. v. Z. mit dem Jahre 1743 sagen will, ist gar nicht abzusehen; denn in diesem Jahre ist nichts wegen der Tortur ergangen. Aber er hat es sehr an sich, dergleichen kleine Umstände aufs Gerathewohl einfließen zu lassen, damit man glauben soll, er wisse alles viel genauer als andere.

*) Da ist ein eigenes Zeugniß des Königs, daß Er nicht beym Antritte Seiner Regierung alle Tortur abgeschafft hatte, und noch im J. 1752 der Meinung war, sie sollten nur gewissermaßen abgeschafft seyn. Konnten nun die preußischen Rechtsgelehrten weiter gehen wie der König? Sie dachten aber, wir wiederholen es, schon damals von der Tortur milder, als damals die Rechtsgelehrten vieler andern deutschen Länder dachten.

Fällen zweifeln, was eigentlich zu thun am besten sey. In der Kabinetsorder vom J. 1740 verordnete der König noch die Tortur zu Erforschung der Wahrheit, in sehr schweren Verbrechen, in allen übrigen aber nicht; hier will Er auch in den schweren Verbrechen des Läugnens ohnerachtet, und ohne durch die Tortur das Bekenntniß herausbringen zu wollen, sobald die Delinquenten überführt sind, bestraft wissen. Sehr merkwürdig ist es aber, daß er dieses nicht befehlsweise, sondern nur als Sein Sentiment angiebt, und dadurch gleichsam das Sentiment seines Justizministerium nicht ausschließt. Es scheint übrigens damals dennoch seine Meinung gewesen zu seyn, die Tortur möchte zu Herausbringung von Komplicen, bey sehr schweren Verbrechen, in einzelnen Fällen erlaubt werden können. Er hat überhaupt den schweren Fall, wie man sich benehmen müsse, wenn der Delinquent noch nicht völlig überführt ist, und doch nicht bekennen will, immer unentschieden gelassen.

Im J. 1754 ward bey dem Könige wegen zwey Fälle von Mord und einer großen Räuberbande angefragt. Darauf gab der König zwey Kabinetsordern, welche in den Beyträgen zur preußisch-juristischen Litteratur (IVter Bd. S. 202) abgedruckt sind. In der ersten vom 27. Junius 1754 sagt er: "daß Er die Tortur allemal, theils als ein grau-"sames, theils als ein ungewisses Mittel ansehe". Und in der zweyten vom 4. August: "daß Er die Tortur "gänzlich abgeschafft habe". Hier also, erst im J. 1754, ward eigentlich vom Könige alle Tortur abgeschafft, nicht, wie Hr. v. Z. ohne Kenntniß der wahren Umstände vorgiebt, beym Antritte Seiner Regierung.

Im

Im J. 1772 wurden doch bey einer groſsen Diebesbande in Stargard, die hartnäckig läugnete, die sogenannten Tröge *) gebraucht, welche zwar keine Tortur, doch ein Zwangsmittel zur Erforschung der Wahrheit sind. Das Pommersche und das Berlinsche Kriminalkollegium mißbilligten aber den Gebrauch derselben. Im J. 1778 wurden diese Tröge auch bey den Mordbrennern in Müncheberg gebraucht.

Gegen das Ende der Regierung dieses groſsen Königs fand sich ein Vorfall, bey dem es scheint, Er sey, so sehr sonst sein edles Herz zur Milde geneigt war, dennoch der Meinung gewesen, es könnten wohl zuweilen Fälle eintreten, wo man durch Zwangsmittel das Bekenntniß der Delinquenten bewirken muß. Es war in der Stadt Wittstock das rathhäusliche Depositum mit Gewalt erbrochen und bestohlen worden, wobey die ganze Stadt, und besonders Wittwen und Waisen sehr litten. Ein Bürger, der schon vorher Diebstahls wegen zur Festungsarbeit in Spandau war verurtheilt gewesen, war, nebst seiner Frau höchst gravirt. Nachdem er nach einer langen Untersuchung nicht hatte zum Bekenntnisse können gebracht werden, schickte die Bürgerschaft Deputirte nach Potsdam, um die Erlaubniß zu erbitten, daß die Inquisiten mit Schärfe möchten zum Bekenntnisse gebracht werden; weil sie durch das Bekenntniß das Gestohlne wieder zu erhalten hofften. Der König erließ an den Hrn. Groſskanzler v. Carmer unterm 29. Jan. 1786 eine Kabinetsorder, worinn es heißt: „Nun ist zwar

*) Sie sind abgebildet in den Beyträgen zur preußisch-juristischen Litteratur, IVter Bd. S. 201.

„die Anwendung aller peinlichen Questions in den Ge„setzen verboten, und dergleichen müssen auch nicht geschehen, aber da sind ja wohl andere Mittel, um solche böse „Menschen zum Geständniß zu zwingen; man darf sie „nur scharf einsperren, und ihnen nichts als Brod und „Wasser nothdürftig zukommen lassen, und andere mäßige Schärfe gebrauchen; so werden sie das nicht aus„halten, sondern bald zum Bekenntniß zu bringen seyn". Da der Magistrat zu Wittstock hiernach beschieden ward, so glaubte derselbe, der unbestimmte Ausdruck, mäßige Schärfe zu gebrauchen, könne ihn (wie man es auch beynahe nicht anders auslegen kann), zu einer mäßigen und bestimmten Anzahl von Streichen mit haselnen Stöcken autorisiren *), wodurch auch wirklich das Bekenntniß des Mannes und der Frau sogleich bewirkt ward. Als das Kammergericht in Berlin den Gebrauch dieses Zwangsmittels aus den Akten ersah, billigte es den Gebrauch desselben dennoch nicht.

Diese Gesinnung eines verehrungswürdigen Landeskollegiums, kann allein die hämische Beschuldigung widerlegen, welche Hr. v. Z. den preußischen Richtern wegen des Gebrauchs der Schläge macht. Er sagt: „Sie liehen aus der Militarprocedur „die alte russische Methode, etwas hart beschuldigte De„linquenten mit kleinen Stöcken bis aufs Blut zu prü„geln. Friedrich ertheilte aber das schärfste Verbot auch „gegen diese Barbarey eingeschränkter Juristenköpfe". Eigentlich ist nicht einmal an den König selbst etwas von diesem Mißbrauche gelanget. Er selbst hat unmittelbar kein Verbot dagegen ertheilt, sondern die Ver-

*) S. Schlözers Staatsanzeigen, XXXVIIItes Heft, S. 234. wo diese Geschichte, obgleich in einigen Nebenumständen unrichtig, erzählt wird.

Verbote desselben kamen von dem Justizministerium und von den Landeskollegien *). Hr. v. Z., ob er gleich nur von einigen preußischen Richtern redet, will doch nach seiner ganzen Darstellung der Sache zu verstehen geben, als wäre dieser Mißbrauch in preußischen Landen gemein, und allein nur in denselben. Aber findet man solchen Mißbrauch nicht auch in andern Ländern? Bey Landeskollegien und großen Magistraten hat sich in preußischen Landen ein solcher Mißbrauch nie gefunden; er fand sich nur zuweilen bey Untergerichten oder Patrimonialgerichten, ist auch von den Landeskollegien beständig gemißbilligt, und nach Befinden bestraft worden; und es gereicht der preußischen Justiz zur Ehre, daß wider diesen, in allen Ländern gewöhnlichen Mißbrauch, in den preußischen Staaten früher sind Gesetze gegeben worden als in andern Ländern.

Was Hr. v. Z. darüber sagt: Wie man Friedrich den Großen mißverstand, ist meist schales und verkehrtes Gewäsch. Es könnten andere ein viel wichtigeres Kapitel machen: Wie Hr. v. Z. Friedrich den Großen mißverstand. Eben so ein unseliges Gemisch von widersinnigen Dingen, von Lobe und von Spotte, vom Lobe das dem Spotte widerspricht, und vom Spotte der dem Lobe widerspricht, ist, was er über den Nationalcharakter der Brandenburger, und über die Reinheit der Sitten in Berlin sagt. Er hatte die Sitten dieser großen Stadt auf die unwürdigste und unedelste Art verunglim-

*) Alle deshalb ins Land ergangene Verordnungen sind angezeigt in den Beyträgen zur preußischen Rechtsgelehrsamkeit, IVter Band, S. 199.

glimpft. Er muß diese Verunglimpfungen widerrufen, weil ihm (S. 242) der Herr Graf von Herzberg ausdrücklich sagte: „seine Schilderungen wären „Unwahrheit". Gleichwohl läßt er kurz vorher (S. 239) die abgeschmacktesten Unwahrheiten über Berlin wieder abdrucken, und im ganzen Buche gründet er elende Spöttereyen darauf, als wären sie Wahrheiten. Er spricht Gutes von Berlin, gezwungen, gefällt sich aber sichtlich, wenn er Unwahrheiten zum Nachtheil der Sitten dieser Stadt verbreitet. Er zeigt sich hier von der verächtlichsten Seite. Ein Mann, der sich selbst so wenig respektirt, verdient keine Widerlegung; man kann nur bedauern, daß er sich so sehr vergessen hat. Er läßt die Dinge eine Gestalt annehmen, nachdem er gerade bey Laune ist; wobey er sich so wenig um Wahrheit als um unzuvereinigende Widersprüche bekümmert. Man kann von ihm mit mehrerm Rechte sagen, was von einem berühmten Engländer gesagt ward:

The genius of Z. for the honour of trade
Has a great linguafactory recently made. —
'Tis a kind of a *Mint*, made for *Characterſtriking*;
And *coining anew*, to the orator's liking;
Z's Mint, when you put a *fair character* in,
Impreſſes upon it the *picture of ſin*:
But if it be *black* or *deform'd to the view*;
It can *beautify* it alſo, by *coining anew*,
And what is ſtill more, it can *alter* with eaſe
Appearances, juſt as the Orators pleaſe!

Ueber das ein und dreyßigste Kapitel.

Von einigen Folgen von Friedrichs Tode. Vom Grafen Mirabeau. Von der berlinischen Aufklärungssynagoge, und ihrer Jesuitenriecherey.

Dieß ist das berüchtigte Kapitel, das niemand, weder der Anhänger noch der Gegner des Hrn. v. Z., gebilligt hat. Die verwirrtesten Begriffe, die sinnlosesten Behauptungen, die offenbarsten Widersprüche wechseln bis zu Ende ab mit Verläumdungen und pöbelhaftesten Schmähungen wider einige berlinische Schriftsteller. Dieß Kapitel ist ein vorgehaltener Spiegel; man wird aber darinn sehen, nicht wie es in Berlin, sondern nur wie es in unsers Herrn Ritters Kopfe aussieht. Er spricht in diesem Kapitel allenthalben höchstverächtlich von den berlinischen Schriftstellern; und um dies noch mehr thun zu können, giebt er vor, die Grundlage von Mirabeau's Büchern die preußische Monarchie betreffend, sey von berlinischen Gelehrten; ein kindisches Vorgeben, welches der Augenschein widerlegt. Hrn. v. Z. kam es übrigens am wenigsten zu, von diesen Büchern des Gr. M. verächtlich zu reden. Durch diese Fragmente hat er sich gewiß nicht einmal bis zu dem Werthe des Verfassers des Werks sur la Monarchie prussienne erhoben, wie aus diesen Anmerkungen genugsam erhellet. Und fühlte er nicht, daß er sich bis unter den Verfasser der Histoire secrette de Berlin ernie-

drigt durch seine geheime Nachrichten von Berlin, durch seine unwürdigen Unwahrheiten von einer ausschweifenden Sittenlosigkeit in Berlin, die nie daselbst existirte, und durch seine bittern und unverdienten Verunglimpfungen berlinischer Gelehrten, welche bey dem ganzen vernünftigen Deutschlande, die Hochachtung die sie sonst verdienten, seitdem nicht verwirkt haben, seitdem unser Hr. Ritter einen unversöhnlichen Groll auf sie warf. Er zeigt allenthalben eine sehr große Meinung von der Wichtigkeit seiner Thaten; daher vermeint er auch, durch dieses Kapitel einen so heftigen Zorn bey diesen berlinischen Gelehrten erregt zu haben, daß er sogar S. 360 lächerlicherweise glaubt: Sie würden „ihm gleich bey Erblickung der Aufschrift dieses Kapitels „Mord und Vernichtung drohen". Aber diejenigen, die er am heftigsten anfeindete, fühlten nichts bey diesem Kapitel, als Verachtung eines solchen unverdienten Angriffs, und herzliches Bedauern, daß ein Mann von Hrn. v. Z. anderweitigen Verdiensten so tief sinken konnte. Der Redakteur selbst sagt hier mit Voltairen: „Les gens faibles, „quelque esprit qu'ils aient, sont capables de croire que „deux & deux font cinq. J'ai une autre maladie, c'est „d'être sensiblement affligé de voir tant de faiblesse dans „les hommes de merite *)".

Dieses Kapitel ist das einzige, in welchem Hr. v. Z. vom Zustande der Gelehrsamkeit in den preußischen Landen unter K. Fr. II. redet. Und welches Kapitel! Sollte von den Gelehrten in Berlin und in den preußischen Ländern überhaupt, sonst nichts

*) *Voltaire Oeuvres Ed. de Bâle, T. LXVI. p. 163.*

nichts bemerkenswerth seyn, als die so widrigen, in diesem Kapitel abgehandelten Gegenstände; selbst, wenn die Thatsachen so durchaus wahr wären, als sie durchaus falsch sind? Fühlte Hr. v. Z. nicht, daß er, selbst ein berühmter Gelehrter, in einem Werke über Friedrich den Großen, nothwendig den Zustand der Gelehrsamkeit unter diesem Regenten nicht übergehen konnte? Fühlte er nicht, wie unanständig es einem Manne wie er seyn müßte, sonst nichts als nur dieß davon zu sagen? Er selbst hatte doch auch einen gelehrten Ruhm zu verlieren. Oder glaubte er, er könne ihn nicht verlieren, er möchte auch machen was er wollte?

Während der langen Regierung Friedrichs des Großen, ward sehr viel für die Wissenschaften gethan, in Seiner Hauptstadt und in Seinem ganzen Lande. Hätte Hr. v. Z. weniger blinde Leidenschaft gehabt, und mehr litterarische Kenntnisse, woran es ihm, wie an allen historischen Kenntnissen, freylich sehr zu mangeln scheint; so hätte er doch billig einen wenn auch nur kurzen Umriß dieser merkwürdigen Periode der deutschen Gelehrtengeschichte entwerfen sollen. Es geschahen in allen Wissenschaften wichtige Fortschritte, und in vielen Wissenschaften früher, als in dem übrigen Deutschlande; welches hierdurch auch viele wohlthätige Früchte desjenigen Geistes genoß, der sich unter Friedrichs des Großen Regierung in Seiner Hauptstadt und in Seinem Lande ausbreitete. Es sey dem Redakteur erlaubt, anstatt sich auf den gehässigen Inhalt des ein- und dreyßigsten Kapitels, der keine Auseinandersetzung und Widerlegung verdient, weiter einzulassen, hier in einem kurzen und schwachen Entwurfe anzu-

anzuzeigen, was seiner Meinung nach ein würdigerer Inhalt eines solchen Kapitels gewesen seyn würde: nehmlich die vornehmsten Fortschritte in verschiedenen Wissenschaften, welche in Berlin und in den preußischen Landen früher gethan wurden, als in den meisten andern deutschen Ländern, anzugeben, und die hauptsächlichsten großen Gelehrten zu nennen, welche diese Regierung verherrlichten.

Philosophischer Geist und edle Freyheit zu denken, verbreiteten sich von Berlin aus in die preußischen Länder, unter Friedrich dem Großen viel früher, als in dem ganzen übrigen Deutschlande. Tolerante Gesinnungen, die edle Wirkung von beiden, waren daselbst schon allgemein, wurden empfohlen und mit männlichem Muthe vertheidigt, als noch in den meisten deutschen Ländern ganz entgegengesetzte Gesinnung nur allzusehr regierte.

Die Verbesserung in den theologischen Kenntnissen, — ganz Deutschland weiß es, und erkennt es mit Danke — gingen von Berlin und Halle aus. Reinbeck that durch seine Betrachtungen über die Augspurgische Konfession einen Schritt, dessen große Wichtigkeit wir nicht mehr ganz deutlich erkennen, weil wir seitdem in Kenntnissen so weit fortgeschritten sind, und den Zustand der Theologie vor Reinbeck und die Beschaffenheit der Zeit vergessen haben, wo die zu Wertheim herausgekommene Uebersetzung der Bibel, welche die aufgeklärtesten Theologen, selbst ein Mosheim billigte, als gotteslästerlich im ganzen Reiche verboten ward. Was S. J. Baumgarten und Semler thaten, wird auch zwar, aber vielleicht nicht genug geschätzt, weil wir ganz

vergessen

vergessen haben, welchen Schutt sie wegräumten. Die Verdienste der verehrungswürdigen Männer: Sack, Spalding, Dietrich, Teller, Büsching, Nösselt, Eberhard, Steinbart u. a. sowohl um Theologie als um Religion, wagen selbst die nicht zu läugnen, welche jetzt die Mine annehmen, Aufklärung überhaupt, und besonders in der Theologie, verdächtig oder verächtlich zu machen; worunter auch unser Hr. v. Z. gehört.

Welche wesentliche Verbesserungen hat nicht die Rechtsgelehrsamkeit den preußischen Landen unter Friedrich dem Großen zu danken! Wir erhielten eine wichtige Reform in Absicht des Prozesses durch den Coccejischen Codex Fridericianus, den andere noch nachahmten, als bey uns schon die größere Verbesserung durch die Carmersche Prozeßordnung geschehen war. Das Gesetzbuch, das unter K. Fr. II. angefangen, und unter König Fr. Wilh. II. vollendet ward, ist einzig in seiner Art. Nie ist ein so wichtiges als wohlthätiges Unternehmen zu irgend einer Zeit und in irgend einem Lande in solchem Umfange und solcher Vollkommenheit ausgeführt worden. Kaum wird ein anderes Land zu finden seyn, wo so viele Staatsminister ächten philosophischen Geist mit bewährter praktischer Rechtsgelehrsamkeit in so großem Maaße verbanden. Cocceji, Münchhausen, Zedlitz, Carmer, welche Namen! Und, wer Berlin und die preußischen Provinzen kennet, wird auch die große Anzahl philosophischer und zugleich praktischer Rechtsgelehrten kennen, durch welche unsere höchste Landeskollegien und unsere Gerichtshöfe doppelt verehrungswürdig werden.

Große praktische Aerzte waren in Berlin und in allen preußischen Landen. Die Chirurgie stieg bey uns früher zur Vollkommenheit, als in allen andern deutschen Ländern. Schmucker und Theden waren groß ehe sie berühmt wurden, hatten vierzig Jahre praktische Erfahrungen gemacht, ehe sie ein Buch schrieben. Daß ein Arzt, wie Hr. v. Z., Berlin wählte, um durch eine wichtige Operation Hülfe für sich selbst zu suchen, ist allein genug zum Lobe der berlinischen Chirurgie.

Die Anatomie hat Männern wie Lieberkühn, Meckel und Walter, die wichtigsten Entdeckungen zu danken. Außerdem bildeten sich auf dem anatomischen Theater zu Berlin eine Menge junger Aerzte, die in ganz Deutschland in ihrer Wissenschaft Nutzen stifteten.

In der Chemie hatten wir schon seit Anfange der Regierung Fr. II. Neumann und Pott. Und wir besaßen sehr lange Markgrafen, den Mann, der in seiner Wissenschaft weit über sein Zeitalter wegsah. Unter ihm bildeten sich der für seine Verdienste nicht genugsam bekannte Rose; und Gerhard, Achard und Klaproth, welche jetzt noch Berlin Ehre machen. Zu ihm wallfahrteten viele wißbegierige Ausländer; der auch für Berlin allzufrüh verstorbene Ferber dankte ihm, daß er seine erste Kenntnisse in der Chemie auf den rechten Weg geleitet hatte.

In der Botanik wirkte Gleditsch, einer der Ersten in seiner Wissenschaft, lange Jahre im Stillen viel für dieselbe.

In der Mathematik besaß Berlin Euler, Lambert und la Grange, Männer der ersten Größe.

In der Kriegskunst haben die preußischen Schriftsteller allen andern Deutschen zum Muster gedient, und vielleicht den Schriftstellern mancher andern Nationen, weil alle Theile dieser wichtigen Kunst in der preußischen Armee vorzüglich ausgebildet wurden, manche eine ganz andere verbesserte Gestalt gewannen, einige mit Riesenschritten zur Vollkommenheit gingen. Der König selbst, Stille, Saldern, Gaudi, Pfau, Tempelhoff, Hennert, und manche Ungenannte gehören zu den Schriftstellern des ersten Ranges in diesem Fache. Der vortrefliche östreichische Veteran wohnte und schrieb im preußischen Schlesien. Das Werk des Hrn. v. Struensee über die Befestigungskunst, ist das vollständigste und beste, das in Deutschland vorhanden ist. Es besitzt überdieß die preußische Armee nicht wenig Generale und Staabsofficiere, die nichts militarisches haben drucken lassen, die aber durch weitläuftige wissenschaftliche Kenntnisse aller Art, verbunden mit ihrer Erfahrung und großen Kenntnissen in der Kriegskunst, sich zu sehr vorzüglichen militarischen Schriftstellern qualificiren würden. Wer kennt nicht Möllendorf, Kalkstein, die Anhalte, Henkel, Kalkreuth, Raumer, Schliesen, Scholten, Geusau, Golze und so viele andre verdiente Männer dieser Art!

Statistische Nachrichten über innere Landesangelegenheiten wurden in den preußischen Staaten früher begünstigt, als in manchen andern Ländern. Welches Land hat von seinen meisten Provinzen so genaue Topographien, als das preußi-

sche? Und dieselben sind sämmtlich von den Staatsministern des Departements theils veranlaßt, theils ganz besonders unterstützt worden. Preußische Geschäftsleute aus den höhern Finanzkollegien haben eben nicht viel über Finanz- Handlungs- und statistische Gegenstände geschrieben. Wie sehr aber gelehrte Kenntnisse und philosophischer Geist mit den eigentlichen Departementskenntnissen bey vielen dieser Männer vereinigt sind, kann derjenige beurtheilen, der zuweilen das Glück gehabt hat, Aufsätze von manchem dieser Männer zu lesen, welche nicht zum öffentlichen Gebrauche, sondern für die Geschäfte bestimmt waren, aber den besten Schriftstellern Ehre gemacht haben würden. Es ist zu vermuthen, daß die preußischen Staaten auch hierin wohl einen Vorzug vor manchen andern Ländern haben möchten.

Jacobson schrieb in Berlin zuerst in Deutschland praktisch über Zeugmanufakturen, lieferte ein technologisches Wörterbuch, so wie Krünitz ein großes ökonomisches Wörterbuch, schätzbare Sammlungen, und einzig in ihrer Art.

Die preußischen Lande besaßen in diesem Zeitraume die beiden großen Männer, welche in der spekulativen Philosophie allein Epoche machten, Wolf und Kant. Sie besaßen auch A. G. Baumgarten, Moses Mendelssohn, und Lambert, nebst so vielen andern, die in den philosophischen Wissenschaften so viel leisteten.

In Berlin fing man zuerst an, die Philosophie, welche sich bis dahin bloß mit Abstraktion und Demonstration beschäftigt hatte, mehr in die Welt zu bringen, und auf andere Wissenschaften und Künste anzuwenden. Die gro-

ßen

ßen Verdienste, welche hierin Lessing, Moses Mendelssohn, Sulzer, Eberhard, Garve, Engel, und andere sich erwarben, sind weltbekannt. Lessings Laokoon und Engels Mimik sind Werke, dergleichen keine andere Nation in Europa aufzuweisen hat. Sulzers Wörterbuch der schönen Wissenschaften und Künste ist bey weitem das beste was in irgend einer Sprache zu finden ist.

Der Vortrag wissenschaftlicher Kennntnisse in unwissenschaftlicher Form und mit Anwendung auf Gegenstände, welche auch diejenigen interessiren, die nicht Gelehrte von Profession sind, hatten den wohlthätigen Erfolg, daß litterarische Kenntnisse sich in mehrere Stände ausbreiteten, woran es bis dahin in Deutschland sehr gefehlt hatte, und an manchen Orten noch fehlet. Dieß brachte den Wissenschaften mehr Achtung zuwege, und durch diese Achtung konnten sie mehr wirken. Man muß sich Deutschland nur recht lebhaft vorstellen, wie es in Absicht auf Kenntnisse und auf gesellschaftliches Leben vor funfzig Jahren war, und wie es zum Theile an einigen Orten noch ist; man muß an den Unterschied denken, den Geburt, Ahnen, Stand, Titel, immer in unsern Gesellschaften machten und noch machen. Ein Gelehrter oder ein Künstler zu seyn, gab in Berlin gewiß viel früher ein Recht zum Zutritte zu den besten Gesellschaften und zum Umgange mit den vornehmern Ständen, als in vielen andern deutschen Residenzstädten. Vielleicht sind sogar noch jetzt einige vorhanden, wo jenes noch kein Recht giebt.

Für die Schulen, diese Säugammen einer gesunden Nachkommenschaft, ist allenthalben noch bey weitem nicht genug geschehen; aber auch hierin

zeichneten sich die preußischen Lande unter Friedrich dem Großen vortheilhaft aus. Die nachher so berühmt und berüchtigt gewordene östreichische Normalmethode ward in Berlin von Hähne unter dem Namen der Litteralmethode erfunden, und auch bald wieder abgeschafft, da man ihre Unzweckmäßigkeit einsah. Aber zu gleicher Zeit führte Hecker zuerst den Gedanken aus, durch eine sogenannte Realschule, diejenige junge Leute, die sich nicht dem Studiren widmen, das zu lehren, was sie im gemeinen Leben wirklich brauchen können; da bisher in allen Ländern in den Schulen nur für die gelehrte Jugend gesorgt worden war, die man mehr durch Worte als durch Begriffe zum gelehrten Stande zuzubereiten meinte. Diese nützliche Anstalt besteht noch, ist mannichfaltig nachgeahmt worden, und hat Gelegenheit gegeben, daß auch in den eigentlichen gelehrten Schulen mehr Realkenntnisse gelehrt werden. Noch viel wohlthätiger für die sonst allenthalben im Unterrichte so sehr vernachlässigten niedern Stände ist die vortreffliche Methode des Hrn. von Rochow geworden. Er gab durch seine musterhaften Schulen, so wie durch seine Schriften, ganz Deutschland ein Beyspiel, wie Unterricht auch den Bauerstand dem Staate nützlicher machen kann und muß. Der Hr. Minister von Zedlitz gab ein Beyspiel durch die Normalarmenschule in Berlin, wie die Rochowsche Methode für Bürgerkinder anzuwenden ist. Durch den Eifer des Hrn. Generals und Gouverneurs v. Möllendorf ward die Garnisonschule in Berlin auf einen bessern Fuß gesetzt. Durch den Eifer des Hrn. Generals v. Pfuhl entstand eine Schule für sein

Re-

Regiment in Berlin, welche ein Muster für andere Garnisonschulen seyn kann, und schon wirklich geworden ist. Der Hr. General v. Rohdich hat das große Waisenhaus in Potsdam mit unermüdetem Eifer in bessern Stand gesetzt. Ihm ist zu danken, daß die armen Kinder nicht mehr in den Mauern des Hauses eingeschlossen sind, sondern bey Bürgern und Bauern in die Kost gethan werden, und dadurch gesunder und im gemeinen Leben brauchbarer werden. Auf seine Veranlassung ward durch den Herrn Feldpropst Kletschke die Potsdamsche Garnisonschule angelegt, deren vortreffliche Einrichtung aufs deutlichste zeigt, mit welchem Nutzen die Rochowsche Schulmethode auf Soldatenkinder angewendet werden kann. Eine Menge Gymnasien und niedere Schulen sind in den preußischen Landen verbessert worden. Die Namen der edlen Männer, Büsching, Resewitz, Funke, Meierotto, Körtger, Gedike, Lieberkühn, Stuve, Fischer, und vieler andern mehr, wird noch die durch ihren Eifer besser unterrichtete Nachkommenschaft mit Danke nennen. Basedows pädagogische Ideen wurden in den preußischen Staaten zuerst mit Eifer unterstützt, und durch praktische Anwendung näher modificirt. Basedow hätte durch sein Elementarwerk bey weitem nicht das geleistet, was er leistete, wäre er nicht nach Berlin gekommen, und hätte daselbst endlich den Mann gefunden, den er an vielen Orten vergebens gesucht hatte, einen Chodowiecki, der diese Methode auf so vorzügliche Weise sinnlich darstellte. Die jüdischen Freyschulen in Berlin, waren die ersten moralischen Schulen dieser Nation.

Im Jahre 1750 schrieben Ramler und Sulzer in Berlin das erste gute kritische Blatt,

zu einer Zeit, wo es in Deutschland noch gänzlich daran fehlte, zu einer Zeit, wo der wahre gute Geschmack noch ganz in der Kindheit war. Ganz Deutschland erkennt, welcher großer Schritt zu reiferer und freyerer Beurtheilung der Werke des Geistes, die sonst in Deutschland so selten war, durch die Litteraturbriefe geschah. Die todte Einförmigkeit und die feyerliche Aengstlichkeit fingen von der Zeit an, in den deutschen prosaischen Schriften immer seltner zu werden. Es entstanden außerdem noch in Berlin zwey der vorzüglichsten deutschen Journale, die Bibliothek der schönen Wissenschaften, und die allgemeine deutsche Bibliothek. Jedermann erkennt, daß durch dieselben die edle Freymüthigkeit im Urtheilen allgemeiner geworden ist, daß durch dieselben in ganz Deutschland viele litterarische Kenntnisse mehr in Umlauf kamen, mehrere Geisteskräfte sich entwickelten, und daß Deutschland manche wohlthätige Revolution in der allgemeinen Art zu denken diesen Journalen verdankt.

Gleim, Ramler, Kleist, welche Namen als Dichter! Außer ihnen entstand und lebte in den preußischen Staaten noch die Dichterinn Karschinn, als Kind der Natur einzig in ihrer Art.

Auf dem Theater zu Berlin sahen wir oft sehr vorzügliche Schauspieler. Wir besaßen lange Lessing und Engel, die vornehmsten Zierden des deutschen Theaters überhaupt. Miß Sara Sampson und Emilia Galotti, Minna von Barnhelm und der Schlaftrunk, Stücke, die für klassisch werden gehalten werden so lange ein deutsches Theater existirt, entstanden in Berlin.

Die

Die beiden Graune, Quanz, Bach und Benda stifteten in Berlin eine musikalische Schule, die Originalität hatte, und auf viele deutsche Komponisten wirkte. In der letzten Hälfte der Regierung des Königs besaßen wir Reichard und Schulze. Die musikalische Kritik ging von Berlin aus, zu einer Zeit, wo man in ganzem übrigen Deutschlande noch nichts davon wußte, und wirkte zwar unvermerkt, aber gewiß daurend auf den Charakter der deutschen Musik überhaupt. Quanzens Anweisung zum Flötenspielen, und Bachs Anweisung zum Klavierspielen werden noch sehr lange für klassisch geachtet werden. Kirnberger ist den einsichtsvollen Musikern der vorzüglichste Lehrer der Harmonie. Die beste Anweisung zum Singen, die wir haben, gab Agrikola heraus. Die beste Anweisung zu Fugen ist von Marpurg; von Krause die erste gute Schrift, die über musikalische Poesie in deutscher Sprache geschrieben ward.

Rode, Meil, Chodowiecki, entstanden in Berlin ohne Protektion, ohne Unterstützung, bildeten sich selbst, und sind jeder einzig in seiner Art.

Kein Land hat so viele Staatsmänner vom ersten Range gehabt, die zugleich vorzügliche Schriftsteller waren, als das preußische während der Regierung Friedrichs des Großen. Auch nach der Regierung desselben pflanzte sich dieser Vorzug fort; aber wir reden hier nur von der Regierungszeit Friedrichs II. Borke übersetzte den Julius Cäsar des Shakespear (im J. 1744)

zu einer Zeit, da das übrige Deutschland diesen großen Mann kaum kannte, und da ihn noch die Gottschedsche Schule unausgelacht auslachen durfte. Cocceji nimmt schon durch sein Jus civile controversum und durch seinen Commentarius in Grotium einen ehrenvollen Rang unter den juristischen Schriftstellern ein. Zedlitz durch kleine Schriften voll philosophisches und patriotisches Geistes, Heinitz durch Schriften voll tiefer Kenntnisse in der Mineralogie und in der Finanzwissenschaft, werden zu den vorzüglichen jetztlebenden Schriftstellern Deutschlands gezählt. Herzberg, gleich berühmt als Schriftsteller und als Minister, ward der Vertheidiger der Rechte, und der Geschichtschreiber des Staats, dem er so rühmlich diente. Auch besaß diese Regierungszeit mehrere Minister, die nicht schrieben, aber die alle gelehrte Einsichten dazu besaßen, welche die Wissenschaften vorzüglich kannten und vorzüglich beschützten, und oft unbemerkt das stille gelehrte Verdienst hervorzogen und belohnten. Wir nennen hier nur Waitz von Eschen, Schulenburg, Hoym, Münchhausen und Carmer; und wie viel mehrere könnten wir nicht nennen!

Diese merklichen Fortschritte in den Wissenschaften entstanden nicht durch Belohnungen des Regenten, nicht durch kostbare Anstalten, die in so manchen andern Ländern bey aller guten Absicht so wenig wirken; sie entstanden durch eigene Entwickelung der Geisteskräfte, durch innern Trieb für die Wissenschaften, und waren um so viel verdienstlicher.

Hat der Redakteur Unrecht, wenn er glaubt: eine ähnliche, wenn auch nur leichte Ausführung des angenehmen Bildes, wie der menschliche Geist sich unter Friedrich dem Großen entfaltete, würde dem Leser angenehmer und nützlicher gewesen seyn, Hrn. v. Z. aber mehr Ehre gemacht haben, als unvernünftige Beschuldigungen und pöbelhafte Invektiven gegen Berlinische Gelehrte denen Hr. v. Z. nicht wohl will; selbst wenn auch diese Gelehrten solche Beschuldigungen und Schimpfwörter verdient hätten, da sie doch dergleichen gewiß nicht verdienen. Hat der Redakteur Unrecht, wenn er glaubt, durch seinen leichten und noch unvollkommenen Entwurf dieses Bildes, die Leser angenehmer unterhalten und lehrreicher beschäftigt zu haben, als wenn er des Hrn. v. Z. grobe Invektiven auseinandergesetzt, und widerlegt hätte? Es war wenigstens eine kleine Erholung von dem Mißmuthe, den die Art, wie sich Hr. v. Z. allenthalben in diesen Fragmenten zeigt, jedem vernünftigen Menschen erregen muß.

Ueber das zwey und dreyßigste Kapitel.

Von einigen noch nicht genug betrachteten Seiten von Friedrichs Größe, auch noch einige Züge aus seinem Geiste und Charakter und von mancherley irrigen niedrigen und kleinlichen Begriffen von ihm.

Ende gut alles gut! Hr. v. Z. bleibt sich in diesem letzten Kapitel ganz gleich, an Ordnung und an Wahrheit, an Schicklichkeit und an Zweckmäßigkeit.

Wenn er z. B. nur ein klein wenig an ordentliche Eintheilung und Zusammenstellung der Materien gedacht hätte, die doch auch ein Fragmentenschreiber billig nicht ganz entbehren sollte; so würde ein großer Theil dieses Kapitels offenbar ins dreyßigste gehören, wo er abhandeln wollte, wie man den großen Friedrich zuweilen mißverstand. Denn, irrige niedrige kleinliche Begriffe von Friedrich dem Großen, sind doch wohl nichts als Mißverständnisse? Einige noch nicht genug betrachtete Seiten und die sogenannten einige Züge aus seinem Charakter, sind unmaßgebliche Räsonnemente und unbedeutende und zum Theile ganz falsche Anekdötchen, die unser Fragmentenschreiber auch mit eben dem Rechte in zehn andere seiner Kapitel hätte setzen können.

Gleich S. 331. erzählt Hr. v. Z. ein gar läppisches Anekdötchen von dem sel. General und Oberstallmeister v. Schwerin: "Der König pfiff, "ließ von Sanssouci zwey Heiducken mit einer Trag- "schäse kommen, zwang den guten Schwerin, sich in "die Tragschäse zu setzen, und ging immer nebenher." Dieses elende Anekdötchen soll die noch nicht genug betrachtete Seite von Friedrichs Größe erläutern, daß Er die Schmeicheley nicht geliebt habe. Fast möchte man glauben, Hr. v. Z. hätte diese Seite von Friedrichs Größe selbst noch nicht genug betrachtet gehabt, als er den König sprach; denn man findet in allen drey und dreyßig Unterredungen, daß er allenthalben dem Könige schmeichelte, und ihm, selbst über seine Gesundheit, wo es als Arzt seine Pflicht gewesen wäre, fast nie die reine Wahrheit sagte. Daß übrigens der Hr. Oberstallmeister v. Schwerin dem Könige eben nicht schweichelte, ist denen die um den König waren, bekannt genug; und daß der König direkte und grobe Schmeicheley nicht ausstehen konnte, daß er das Lob solcher Leute, die er selbst nicht für lobenswürdig hielt, verachtete, und nur für den Beyfall der Leute die er schätzte empfindlich war, ist in manchen glaubwürdigen Büchern genugsam angezeigt, und mit wahren Beyspielen bestätigt worden. Aber die Anekdote vom Oberstallmeister v. Schwerin, womit Hr. v. Z. hier eine genugsam bekannte Wahrheit nochmals bestätigen will, hat nur zwey Fehler: 1) Ist sie nicht wahr; denn diejenigen Personen, welche viele Jahre lang um den König waren, müßten von solcher auffallenden Begeben-

heit

heit etwas wissen; und nie hat einer derselben etwas davon gehöret. 2) Kann sie nicht wahr seyn; denn der König hatte keine Tragschäse in Sanssouci, wo auch niemals einer von seinen Heyducken war, die sobald er pfiff, mit einer Tragschäse hätten kommen können; indem sie immer in Berlin blieben. Als der König den Grafen Hodiz, dessen Ankunft Er aber NB. vorherwußte, da er wegen Gicht nicht gehen konnte, aufs Schloß zu Sanssouci tragen ließ *), ward die Porteschäse aus dem neuen Schlosse geholt, und die Träger waren ein Paar Stallleute.

Nachdem Hr. v. Z. also S. 331 vom Oberstallmeister v. Schwerin eine einfältige Legende erzählt hat, so säumt er nicht, sogleich darauf S. 335 vom Feldmarschall v. Schwerin eine eben so unwahre und noch viel abgeschmacktere Legende zu erzählen; wodurch er noch dazu das Andenken dieses verehrungswürdigen Generals auf eine unverantwortliche Weise beschmitzt. Er erzählt, es habe eine Kälte zwischen Friedrich dem Großen und dem großen Schwerin geherrscht, und weil er nun, wie bekannt, von den meisten Dingen solche eigentliche Ursachen weiß, welche sonst in keines Menschen Sinn kommen können; so fährt er fort: "Aber die eigentliche Ursache, wo"durch der Feldmarschall Schwerin den König ganz am "Anfange seiner Regierung beleidiget hat, ist bemerkens"werth. Schwerin hatte unstreitig die Schlacht bey Mol"witz gewonnen. Damit nun dieß die ganze, doch eigent"lich von dem Könige angeführte Armee verstehe und "wisse,

*) S. Büschings Beyträge, Anhang. S. 9.

"wisse, gab Schwerin am Abend dieser Schlacht, noch "bevor der König von seiner Entfernung vom Schlacht- "felde zurückkam, die Worte: Jesus Christus, zur Pa- "role, und andre eben so andächtig lautende Worte zum "Feldgeschrey. Jeder Offizier in der ganzen Armee "konnte aus diesen Worten auf die Abwesenheit des "Königs schließen." Wenn dieß letztere die Absicht gewesen wäre, so hätte der ewigverehrungswürdige Schwerin, dieser große Feldherr, hier gehandelt, wie er in seinem Leben sonst nie handelte, nicht nur nicht als ein kluger General, sondern auch warlich nicht als ein Patriot. Der Erfolg, wenn die ganze Armee unmittelbar nach der gewonnenen Schlacht, besonders durch ein so außerordentliches Verfahren des Feldherrn, die Abwesenheit des Königs erfahren hätte, würde nothwendig gewesen seyn, daß bey vielen der Muth gesunken und Verlegenheit entstanden wäre. Dieß kann unmöglich des Feldmarschalls Absicht gewesen seyn; denn er war ja dafür, daß der Feind noch an eben dem Abende sollte verfolgt werden; wie könnte er durch Bekanntmachung der Abwesenheit des Königs den Muth der Armee haben vermindern wollen? Man überlege auch nur, daß, nach der sichersten Nachricht eines der größten Feldherrn dieser Zeit, der selbst ein Augenzeuge war *), Schwerin dem Könige den Rath gegeben hatte, sich vom Schlachtfelde zu entfernen. Wäre es von ihm nun nicht hämisch gewesen, wenn er dieß, was er selbst veranlaßt hatte, auch gleich zum Nachtheile des Königs, ohne alle Rücksicht auf die Folgen, hätte

der

*) S. Nicolai Anekdoten Th. II. S. 190.

der ganzen Armee bekannt machen wollen? Dieser große Feldherr war nicht fähig so zu handeln. Die ganze Anekdote ist eins von den vielen Ammenmährchen, welche Hr. v. Z. auf leeres Hörensagen nachschreibt und für Fragmente über Friedrich den Großen ausgiebt. Niemand von den Personen, welche den Feldmarschall Schwerin und auch seine Verhältnisse gegen den König kannten, hat jemals von dieser Anekdote gehört *). Der Redakteur hat die Mühe nicht gescheuet, bey mehrern noch lebenden Officieren und Soldaten, welche bey der Schlacht von Molwitz gegenwärtig waren, sich zu erkundigen. Kein einziger kann sich erinnern, was am Abende der Schlacht bey Molwitz die Parole und das Feldgeschrey gewesen. Es würde sich aber gewiß irgend jemand derselben erinnern, wenn sie so gar auffallend gewesen wären. Hr. v. Z. scheint nicht einmal zu wissen, daß das Wort oder die Parole allemal der Namen einer Stadt, hingegen das Feldgeschrey der Namen einer Person ist. Es müßte also der Armee doppelt aufgefallen seyn, wenn der Feldmarschall, wider die allgemeine Gewohnheit, den Namen einer Person und einen so sehr auffallenden Namen zur Parole gegeben hätte. Die Armee würde sich über den sonderbaren Einfall des Feldmarschalls freylich gewundert haben; aber sie hätte daraus nicht, wie Hr. v. Z. träumt, auf die Abwesenheit des Königs

*) Der Recensent der Zimmermannschen Fragmente in den Greifswaldischen kritischen Nachrichten vom J. 1790 Nr. 18. S. 149. sagt: "Er wisse, daß der Feldmarschall Schwerin die Sache ganz anders erzählte."

nigs schließen können. Des Königs religiöse Gesinnungen waren im Jahre 1741 keinesweges so allgemein bekannt, und wären sie auch bekannt gewesen; so hätte einer oder der andre eben so gut schließen können, der König habe mit dem Namen irgend einen Spaß treiben wollen, als daß er abwesend wäre, und ein anderer die Parole ausgegeben hätte.

Gesetzt aber, die Worte Jesus Christus wären auch, es sey als Parole oder als Feldgeschrey, am Abende der Schlacht von Molwitz ausgegeben worden; so konnte dennoch dieses unmöglich die eigentliche Ursache einer Kälte zwischen dem Könige und dem Feldmarschalle von Schwerin seyn, wie Hr. v. Z. träumt. Er ist so unwissend, nicht einmal zu wissen, daß der Feldmarschall Schwerin, nachdem er in der Schlacht zweimal verwundet war, darauf gegen Abend das Kommando der Armee dem Erbprinzen von Dessau übergab. Dieser also hat die Parole ausgegeben; und man hat nicht gehöret, daß jemals zwischen demselben und dem Könige eine Kälte wegen der Molwitzer Schlacht entstanden wäre. So elend und widersprechend sind fast alle Mährchen ausgedacht, welche Hr. v. Z. vorbringt.

Sehr komisch sind die mancherley militarischen Untersuchungen, in die sich hier Hr. v. Z. einläßt, mit vieler angenommener Wichtigkeit und mit so weniger Kenntniß, daß er dem Militar lächerlich wird, und daß auch derjenige, der nicht vom Metier ist, meist die Ungereimtheit einsieht.

Anm. üb. v. Z. Fragm. 2te Abth.

Er wirft S. 333 die Frage auf: "durch "welchen General der König sich gebildet habe?" Nachdem er etwas über den Julius Cäsar geschwatzt hat, damit er nur mit angenommener Wichtigkeit sagen kann: "Er wisse zuverlässig *), was Friedrich II. über den Julius Cäsar gesprochen habe"; hat er

*) Mit eben der Wichtigkeit setzt er hinzu: "Im Schreib- "kabinette im neuen Schlosse zu Sanssouci sah ich" (gerade als ob Er es allein, und nicht alle Reisenden gesehen hätten, denen das neue Schloß vom Kastellan gezeigt wird) "ein einziges Brustbild, ein altes für achtzehntausend "Scudi in Rom gekauftes Original, und dieß war das "Bild von Friedrichs geliebtem Cäsar." Es ist dem Hrn. v. Z. wie wir es mehrmals schon gefunden haben, sehr gewöhnlich, Nebenumstände dreist anzuführen, damit es das Ansehen habe, er wäre ganz genau unterrichtet; aber eben dadurch verräth er bey denen, welche besser unterrichtet sind, oft so sehr seine Präsumtion als seine Unwissenheit, indem er entweder dergleichen Umstände erdichtet, oder sie ganz ununterrichteten Leuten nachschwatzt. Dieses Brustbild ist nicht in Rom gekauft und kostet nicht achtzehntausend Scudi. Herr v. Z. hätte in der Beschreibung von Berlin und Potsdam III. Band S. 1237 finden können, daß es aus der Sammlung des Kardinals Polignac ist. Diese aus 311 Stücken bestehende Sammlung ward nicht in Rom sondern im J. 1754 in Paris gekauft. Der König bezahlte dafür 36,000 Rthlr, folglich ists lächerlich zu sagen, ein einziges Stück davon habe 18,000 Scudi gekostet. Im gedruckten Katalogus dieser Sammlung ist dieses Brustbild No. 311, oder das letzte Stück, und darinn bezeichnet, "ouvrage *unique*, fait *d'après nature*, wie denn der Anpreisungen in diesem Katalogus nicht wenig sind, die der Kenner nicht unterschreiben wird. Wer aber andere schöne Stücke dieser Sammlung kennet, wird gestehen, daß es gar nicht einzig obgleich ein schönes Brustbild zu nennen ist. Winkelmann sagt von diesem Brustbilde: "Es finden sich in verschiedenen "Museen Köpfe, welche den Namen des Cäsar führen, "und kein einziger gleicht völlig den Köpfen auf dessen "Münzen. — Eine große Thorheit aber ist es in allen "Fällen, vorzugeben, daß ein Busto im Museum des "Kardinals Polignac als Ein einziges Stück anzusehen "sey, und nach dem Leben gearbeitet worden." S. Winkelmanns Geschichte der Kunst, Dresdner Ausgabe II. Th. S. 383.

er zur Beantwortung dieser Frage weiter nichts anzuführen, als daß der König den alten östreichischen Feldmarschall Traun, der im J. 1744 in Böhmen wider Ihn kommandirte, und Ihn lehrte durch Schaden klug zu werden, seinen Lehrer nannte. Dieß steht wenigstens in zehn Büchern, durfte also hier am wenigsten wiederholt werden, wo lauter inaudita gegeben werden sollen, und löset gar nichts von der Frage auf, "durch wessen Beyspiel Friedrichs große militarische Talente sich am meisten entwickelt "haben". Hr. v. Z. sagt: "Weder Schwerin noch der "Fürst Leopold von Anhalt-Dessau scheinen diese Generale "gewesen zu seyn". Warum scheint dieß unserm Hrn. v. Z. so? Glaubt er davon urtheilen zu können?

S. 336 will er nun untersuchen, "wie sich "Friedrich bemühet habe, gute Generale zu ziehen"? — Antwort: "durch das Herbstmanöver in Potsdam, "welches man die Exercierzeit seiner Generale hieß, wo "er ihnen besondere Korps gab, die sie nach ihrem eigenen Gutbefinden und nach der Lage des Bodens anführen "mußten". Darauf sagt er (S. 338): "Er hoffe, "daß er keinen von den preußischen Feldherren beleidige, "wenn er sage, sie haben ihre Bildung in irgend einer "Schule erhalten", und tröstet sie — sollte man es glauben? — mit Anführung einer Stelle aus seinem eigenen Buche von der Erfahrung in der Arzneykunst; bey welchem Titel er sich füglich hätte erinnern können, daß er keine Erfahrung in der Kriegskunst habe, und daß er sich leicht lächerlich machen dürfte, wenn er über Bildung der Feldherren zu urtheilen sich unternimmt.

Kriegserfahrne Offiziere versichern: Wenn jemand die Potsdamschen Herbstmanöver die Exercierzeit

der Generale genennt hat, so war es so zu verstehen, daß Generale daselbst die Truppen exercierten, nicht daß sie exerciert wurden. Auch bey den Revüen in den Provinzen manövrirte der König gegen irgend einen General, und irgend ein General gegen ihn, gewöhnlich nicht, wie Hr. v. Z. meint, nach Gutdünken, sondern die Stellung war größtentheils vorgeschrieben. Diejenigen, welche auf diese Art wider den König manövrirten, sollten nicht, wie Hr. v. Z. träumt, sich erst zu Generalen bilden, sondern waren es schon; das heißt, sie verstanden das ihnen anvertraute Korps zu führen, und es mit Verstande so manövriren zu lassen, wie es die Umstände erforderten, und wie sie ein solches auch am Tage der ernstlichen Aktion würden anzuführen gewußt haben. Dieß lernten die Generale nicht in Potsdam und auf den Revüen, sondern sie wußten es vorher. Wie wenig wußte Hr. v. Z., was er redete, wenn er von Bildung der Generale sprach! So wichtig die Anführung der Truppen und das Manövriren ist, so gehört doch zu einem Generale noch viel mehr, z. B. vorzügliche Lager zu nehmen, die Subsistenz einer Armee zu berechnen und das dahin Gehörige zu besorgen, die Art des Feindes im Kriege kennen zu lernen u. s. w. Dieß und vieles andere mehr konnte doch niemand bey den Herbstmanövern in Potsdam lernen. Hat denn Friedrich sonst aber nichts gethan, um seine Generale zu bilden? Herr v. Z. sucht doch die Sachen immer da, wo sie nicht liegen! Er vergißt ganz des Königs bekannte Instruction aux Généraux; denn diese schrieb er ausdrücklich zur Bildung der Generale. Die hätte er also hier nennen müssen; und hätte er ja eine hieher gehörige Anekdote anzuführen gewußt,

gewußt, so hätte es die seyn müssen, daß der König den auserlesenen Officieren, die er als Quartiermeisterlieutenante in sein Gefolge nahm, eine Zeitlang sehr lehrreiche Discurse über verschiedene Theile der Kriegskunst hielt, die er mit praktischen Beyspielen größtentheils aus seinen eigenen Feldzügen erläuterte. —

Was er S. 340 und f. f. von den Belagerungen des Königs erzählt, ist alles ganz schief. Hier ist das Urtheil eines erfahrnen Officiers darüber:

„Daß dem Könige die Belagerungen mißlangen, entstand daraus, daß er sie übereilte, daß er zu schnell zum „Ziele eilte, daß er so wenig Zeit als möglich dabey verlieren „wollte. Daher wurden die Vorarbeiten nicht solide genug gemacht, oder man ließ solche weg, deren Nothwendigkeit nach einiger Zeit eingesehen wurde, und die „denn doch gemacht werden mußten. Alles dieses lag in „dem thätigen immer vorwärts dringendem Geiste des „Königes, und auch in den Umständen des siebenjährigen „Krieges. Bey so vielen Feinden von allen Seiten mußte „dieser ganz anders geführt werden, als andre Kriege. „Der König mußte immer alles wagen, alles versuchen, „alles schnell abzuthun suchen, um einem neuen Feinde „sich entgegen setzen zu können. — Lächerlich ist es, „wenn Z. (S. 343) seinem so oft ohne genugsamen Grund „tadelnden Landsmanne, dem Gen. Warneri, es als Tadel nachschreibt, daß bey der Belagerung von Prag der „König auf dreyßig Meilen weit keine schwere Kanone hatte, daß die Mörser erst nach einem Monate nachkamen „u. s. w. Die Sache ist zum Theile wahr; aber die natürliche Ursache davon war, daß man diese Dinge nicht durch „die Luft herbeyführen kann, daß der König, bey dem „Entwurfe zu dem Feldzuge unmöglich voraussehen

„konnte, daß er eine Belagerung der Art, das heißt, „gegen eine Besatzung von 40,000 Mann zu führen ha„ben werde, daß, bey der unglaublichen Geschwindigkeit, „mit welcher er bis Prag vordrang, diese Dinge nicht „mit der Armee zugleich da, nicht einmal, aus der vorher „angeführten Ursache, in den Hauptdepots vorbereitet seyn, „und fertig da liegen konnten. Also zeigt es Mangel an „Kenntniß an, dieß dem Könige vorzuwerfen. S. 344 „sagt Z.: „„6000 bis 8000 Preußen belagerten fast „„20,000 Oestreicher in Breslau"". Nicht sechs, bis „achttausend, sondern 14,000 Preußen belagerten 17,000 „Oestreicher. Warum die Sachen übertreiben? Die „Wahrheit ist rühmlich genug. Auch vor Prag blie„ben mehr, als 25,000 Mann zurück. Wenn sich doch „der gute Ritter nicht immer auf Warneri bezöge; nicht „diesen immer Augenzeuge nennte! Wir wissen ja alle, „daß er von 1758 an nicht mehr bey der Armee war. „Auch beruft W. selbst in der Vorrede sich nur auf Nach„richten".

S. 350 f. f. und S. 385 f. f. schreibt Hr. v. Z., dieser Mann, der lauter neue Schätze versprach, aus den Schriften dieses Augenzeugen ganze Seiten voll Anekdoten und Räsonnemente ab, davon mehrere noch dazu nicht einmal richtig sind *). Vermuthlich glaubte er, des Gen. Warneri Schriften wären noch nicht genug betrachtet!

Herr

*) Kann etwas unrichtiger seyn, als daß der General Warneri vorgiebt, die preußische Armee sey im J. 1757 von 150,000 auf 40,000 Mann geschmolzen, und daß Friedrich im J. 1759 abermals zwey Drittheile seiner Armee verloren habe. Wo wären denn alle die Rekruten und ihre Ausrüstung so geschwind wieder hergekommen? Gleichwohl schreibt Hr. v. Z. S. 346 diese unüberlegte Uebertreibungen als Wahrheit nach. Tempelhof, der doch

wohl

Herr Nicolai hatte einer falschen, und die preußische Armee entehrenden Nachricht dieses Generals, der Wahrheit gemäß, widersprochen. Er hatte gesagt *): "Der General W. giebt vor, die Infanterie des "Königs habe in den letzten Jahren des Krieges, fast bloß "aus zusammengelaufenem Gesindel und Deserteuren "bestanden, welche der König bloß durch unzuläßige Frey"heiten, die er ihnen verstattet habe, zusammengehalten "hätte. Unglaublich ist es, daß ein gewesener preußischer "General so etwas schreiben konnte". Er konnte dieses wohl um so viel sicherer sagen, da es eine unstreitige Wahrheit ist, und da es Hr. v. Tempelhof, den doch wohl jedermann für einen kompetenten Richter halten wird, eben dasselbe **) schon vor ihm gesagt hatte. Aber Hr. N. hatte das Unglück in des Hrn. v. Z. Ungnade gefallen zu seyn, dieser wollte also Hrn. N. widersprechen, um ihn die Schwere seiner Ungnade fühlen zu lassen. Er sagt daher S. 347 ganz spöttisch: "Es sey unglaublich, daß Hr. N. aus "seiner Berichtigungsboutike", — so nennt Hr. v. Z. eben so artig als witzig des Hrn. N. Anekdoten von Fr. II. — "den General W. und den König, der eben "so spricht wie Warneri, zu berichtigen hoffe". Wie? der König sollte von seiner eigenen Armee

wohl glaubwürdiger ist, schlägt, nach einer speciellen Liste, (Geschichte des siebenjährigen Krieges, Ister Theil S. 83) die ganze preußische Armee, die im J. 1756 ins Feld rückte, nicht zu 150,000, sondern zu 122,913 Mann an. S. 322 schlägt er die Armee des Königs in Schlesien in der Schlacht bey Leuthen zu 28,600 Mann an. Also glaubte Hr. v. Z., die übrigen preußischen Armeen und Korps in Sachsen, Pommern, Preußen, Westphalen, desgleichen alle Garnisonen, hätten am Ende des Jahres 1757 nur 11,400 Mann betragen?

*) Anekdoten von Fr. II. IIItes Heft S. 331.

**) Geschichte des siebenjährigen Krieges, IVter Theil S. 12.

so sehr verächtlich gesprochen haben? Der König sollte gesagt haben: die Armee habe fast bloß aus zusammengelaufenem Gesindel bestanden, welche er bloß durch unzulässige Freyheiten zusammengehalten hätte? Das ist in der That unglaublich! Um etwas so ganz unglaubliches nun vermeintlich zu beweisen, führt Hr. v. Z. zwey Stellen aus den Werken des Königs an: 1) T. IV. S. 81, wo Er bey Gelegenheit der widrigen Lage im Anfange des Feldzugs 1760 sagt: "Die Regimenter, die bey Ma"ren gefangen wurden, wären zwar im Winter 1759 bis "1760 wiederhergestellt worden, aber", setzt Er hinzu: "ce n' étaient ni de vieux soldats ni de troupes pour „*l'usage*; *on ne pouvait s'en servir que pour la montre.* „Car que faire d'un ramas d'hommes, moitié paysans „saxons, moitié deserteurs de l'ennemi"? Und 2) eine Stelle T. V. S. 161, 162, wo der König von dem Zustande der Truppen nach ebengeschlossenem Frieden sagt: „dans les régimens d'infanterie, on ne „trouvoit gueres *au dela de cent hommes*, qui *eussent servi* „*au commencement de cette* guerre". Hr. v. Z. versichert: "Mit diesen Worten berichtige der König den "Berichtiger Herrn Nicolai". Das würde Hr. N. gern angenommen haben, der so oft gezeigt hat, daß er sich willig berichtigen läßt, wenn sich findet, daß er geirret hat. Aber hier scheint es gar nicht der Fall zu seyn; denn Hr. N. könnte noch ganz Unrecht haben, aber diese angeführten Stellen würden ihn nicht widerlegen. Das hätte Hr. v. Z., wenn er die geringste Ueberlegung gebraucht hätte, selbst fühlen müssen. So wie die, nach dem Vorfalle bey Maxen, aus Noth und in Eile zusammengerafften neuen Regimenter, war ja nicht die ganze Armee beschaffen! Hr. v. Z. hätte selbst aus den Worten des Königs

sehen

sehen können, daß dieß dessen Meinung auch gar nicht war. Er sagt ja von diesen neuen Regimentern, sie wären nicht *pour l'usage*, sondern nur *pour la montre* gewesen, wodurch er sie offenbar gegen seine Armee kontradistinguirt, von welcher er im Feldzuge 1760 so guten Gebrauch machte. Hr. v. Z. hätte auch noch bedenken sollen, daß selbst diese in Eil zusammengebrachte Regimenter gegen Ende des Kriegs besser waren, als wenige Wochen nachdem sie waren angeworben worden. Und wenn gleich am Ende des Krieges 1763 in jedem Infanterieregimente nicht „über hundert Mann wa„ren, die im Anfange des Krieges gedient hatten"; so hindert dieß gar nicht, daß deswegen auch alle Neuangeworbene hätten Einländer seyn können. Hr. N. hatte ja selbst gesagt: "Allerdings waren die "meisten davon entweder Veteranen, deren Kräfte erschöpft "zu werden anfingen, oder junges geworbenes Volk; daher "war freylich diese Infanterie nicht was sie zu An"fange des Krieges war". Die angeführten Stellen aus den Werken des Königs gehören also hier gar nicht zur Sache, und es scheinet, Hr. v. Z. schickt sich gar nicht zum berichtigen, weil er nicht die Gabe hat, recht zu lesen und recht zu verstehen. Aber wie? Wenn etwa Hr. v. Z. auch nicht hätte lesen wollen, nicht hätte verstehen wollen, damit er nur gegen denjenigen, gegen den ihm Groll im Herzen saß, vornehm thun, und über ihn wegwerfend spotten könnte! Fast sollte man glauben, dieß wäre hier der Fall; denn zehn Zeilen nach der vom Hrn. v. Z. angeführten Stelle des T. V. Oeuvres de Fr. II. S. 162 sagt der König: „Voilà quel „était l'état de l'armée, lorsqu' après la paix d'Hubertsbourg elle rentra dans ses quartiers; les regimens se

„*trouvaient alors plus composés de naturels que d'étrangers*“. Siehe da! Da spricht ja der König nicht wie Warneri, sondern wie Nicolai! Auf der folgenden Seite sagt der König, es wären gleich nach dem Frieden, aus der Armee 30,780 Soldaten verabschiedet *) worden, um das Land zu bauen. Das waren doch also Einländer, und diese Einländer waren übrig; denn der König setzt hinzu: es wäre „bey jedem Regimente die Anzahl der bleibenden Einländer auf 720 Mann festgesetzt worden“. Wie kam es denn wohl, daß der Herr Ritter diese Stellen, wodurch sein ganzes nachgeschriebenes Gewäsche widerlegt wird, gar nicht anführte? Und diese Stellen stehen zehn Zeilen nach der von ihm angeführten Stelle, auf die er so groß thut. Beynahe möchte man glauben, er habe die Werke des Königs gelesen wie Blifil die Bibel!

Wir wollen noch über die damalige Beschaffenheit der Armee aus einem schriftlichen Aufsatze eines verdienten Offiziers, eine Stelle hieher setzen: „Allerdings bestand die Armee beym Ende des siebenjährigen „Krieges aus drey Viertheilen Landeskindern. Was der König von den bey Maxen gefangenen Regimentern sagt, gilt „nicht von der ganzen Armee. Der König selbst sagt (Oeuvr. „posth. T. V. S 162): Es wurden mehr als 30,000 Einländer

*) Außer diesen wurden ja bekanntlich in den letztern Jahren des Krieges von den Landständen von Pommern, der Kur- und Neumark, Magdeburg und Halberstadt 24 Bataillone Landmiliz und einige Schwadronen Provinzialhusaren geworben und unterhalten, welche größtentheils Einländer waren, und sich sehr brav hielten. Wenn nun zu diesen Einländer zu finden waren, wie wäre es zugegangen, daß die Armee selbst, wie W. und mit ihm Hr. v. Z. vorgiebt, meist aus Vagabonden und Deserteuren bestanden hätte? Alle diese Landmiliz und Provinzialhusaren wurden auch beym Frieden verabschiedet.

„länder entlassen. Und doch behielt jedes Regiment Infan-
„terie noch 720, so wie jede Schwadron Kavallerie 84 Ein-
„länder übrig; wohl aber fehlte es uns beym Frieden an der
„festgesetzten Anzahl von Ausländern, die der König
„für ein jedes Regiment Infanterie auf 500, oder für jede
„Kompagnie auf 50, und für jede Schwadron auf 60
„bestimmt hatte, und es fehlte uns daran, ob wir gleich
„von den verschiedenen gänzlich reducirten Freyregimen-
„tern dergleichen erhielten, wenigstens bey der Reiterey
„durchaus. Wir behielten an der Stelle der Fehlenden so
„viel Einländer zurück, und ließen diese, nach Maß-
„gabe der ankommenden Ausländer, gehen. Nicolai hat
„also ganz Recht, und der Ritter verwirret nur die Dinge.
„Aber das ist kein Wunder; denn er hat vom ganzen Solda-
„tenwesen nicht einen einzigen richtigen Begriff. — Freylich
„waren die Soldaten nicht mehr ganz die alten Preußen,
„aber das sagt Nicolai selbst. —

„Wahrscheinlicherweise hat der Ritter daraus, daß der K.
„sagt: Dans les regimens d'Infanterie on ne trouvoit guè-
„res au delà de cent hommes qui eussent servi au commen-
„cement de la guerre, die Folge gezogen, das Uebrige sey
„Deserteure und Landstreicher gewesen; und nicht daran ge-
„dacht, daß der König immerfort aus dem Lande Rekruten
„zog. Bey der Reiterey war die Anzahl der mit in das Feld
„Ausgerückten viel größer. Das Regiment, bey welchem
„ich stand, hatte bey dem Frieden noch beynahe 300 Mann,
„welche mit ausmarschirt waren, ob es gleich über 1600 Mann
„überhaupt, und in der einzigen Schlacht bey Kunersdorf
„allein beynahe 300 Mann an Todten verloren hatte. Um
„dieses desto begreiflicher zu finden, muß man aber nicht ver-
„gessen, daß unter jenen 1600 viel Ueberläufer, und daß
„diese, als Ueberläufer, von dem Feinde zu uns gekom-
„men und angenommen waren. Von der Reichsarmee haben
„wir uns nie sehr stark durch Gefangene rekrutiren können;
„denn nach der Schlacht bey Roßbach bis zum Treffen bey Frey-
„berg, von 1757 — 1762, hat sie nie einen großen Angriff
„ausge-

„ausgehalten. Auch giebt es nur nach dergleichen großen „Echecs viel Ueberläufer. Ich bin fest überzeugt, daß in „unserer ganzen Armee nicht 6000 Mann von diesen Truppen „im Dienste gewesen sind; höchstens vielleicht 8000. — Bey „der Auseinandersetzung dieser Punkte muß man nur sorg„fältig die bey dem Frieden vorhandene Anzahl der Aus„länder von der Zahl der Einländer überhaupt, und die „im J. 1756 Ausmarschirten überhaupt von den im J. „1763 bey der Armee befindlichen Einländern unterscheiden. „Der Einländer waren bey den alten Regimentern (ich „rechne die bey Maxen gefangene ab, ob sich gleich auch „viele von diesen — wie man im Kriege zu sagen pflegt — „selbst ranzionirt, d. h. auf irgend eine Art selbst aus „der Gefangenschaft befreyet hatten) viel mehrere als der „Ausländer. Dieses sagt, wie gedacht, der König selbst, „und wir wissen es auch alle. Aber unter jenen Einlän„dern waren freylich, bey der Infanterie besonders, der „größte Theil erst während des Krieges aus den Kantons ge„zogen, und wirklich zum Theil sehr junge Leute. Und „dann befanden auch unter den Ausländern bey dem Frie„den wieder sich noch viele, welche schon mit ausmarschirt „waren. Das ging, bey dem Werbe-Etat vor dem sieben„jährigen Kriege, auch sehr natürlich zu. — Das obenge„dachte Regiment hatte zum Theil bis zur Zeit der Schlacht „bey Kollin keinen einzigen Ueberläufer".

S. 340 versichert Hr. v. Z. von sich selbst, daß er ehemals vom Oberstlieutenant le Febvre eine falsche Erzählung gemacht habe, und verbessert seinen Fehler dadurch, daß er dessen Geschichte abermals nicht richtig erzählt. „Der König soll selbst die Be„lagerung von Schweidnitz als Ingenieur besorgt haben". Das ist eine ganz neue Nachricht unsers Ritters, und seiner Einsichten in die Geschichte des Königs und in die Ingenieurkunst würdig.

Eben so ist S. 351 lustig zu lesen, wie er Hrn. Denina, mit dem er sich gewaltig viel zu thun macht, über wahre Kleinigkeiten widerlegen will, und selbst diese Kleinigkeiten nicht recht weiß, sondern S. 353 alles schief und falsch erzählt. Auch S. 355 und 356 ist komisch, wie er con compiacenza erzählt, daß ihm Herr Professor Wegelin soll gesagt haben: "Die Kriegsschule in Berlin" (welche mit Wohlnehmen des Herrn Ritters keine Kriegsschule, sondern eine Ritterakademie ist) "sey ein Meisterstück des Königs, und die Instruktion dazu "sein bestes Werk"; (folglich also besser als die Memoires de Brandebourg, und die Histoire de la Guerre de sept ans, und die Instruction pour les Généraux,); und daß Friedrich II. dem Herrn Minister v. d. Horst etwas soll gesagt haben, was doch dießmal wirklich nur loci communes sind.

S. 362 und f. f. strömt ein Fluß von schiefen politischen Kannengießereyen, der unserm Herrn Ritter in irgend einer neuen Welt vor Hannover schon etwas Ansehen geben könnte. Mit eben solcher Wichtigkeit erzählt er S. 376 und f. f. eine Geschichte vom sel. General Gr. v. Borke, die wirklich jedermann in Berlin bekannt ist, und sagt sehr komisch-wichtig: "Kein Mensch wußte, warum der Gr. "v. Borke die Stelle als Oberhofmeister verlor. Dieß weiß "ich aber ganz genau". Um dieß nun zu beweisen, erzählt er die Geschichte nicht genau; denn nicht an der Tafel des Königs sprach der Graf Borke die Worte die dem Könige mißfielen; auch waren es nicht genau die Worte, die Hr. v. Z. dem Grafen in den Mund legt, noch genau die Worte des Königs, die er als wörtlich genau anzugeben

sich

sich das Ansehn giebt. Hr. v. Z. läßt den Grafen v. Borke auch sagen: "Der König muß fodern, weil seine "Vasallen größtentheils kein Gefühl für die allgemeine "Wohlfahrt haben, nichts für das Beste des Königs "und des ganzen Landes empfinden". Dieß ist eine große Verunglimpfung. Der edle Graf von Borke kann dieß unmöglich von seinen Mitvasallen gesagt haben. Er kannte sie besser, und auch die bekannte Geschichte streitet dawider, wie schon ein einsichtsvoller Mann anderwärts *) gezeigt hat.

S. 367 und 369 läßt der Hr. v. Z. zwey schöne Stellen aus Briefen Katharina der Großen abdrucken. Ob er dazu Erlaubniß gehabt habe, lassen wir dahin gestellt seyn. Genug, da diese interessante Briefe einmal gedruckt sind, so wird sie jeder mit Vergnügen lesen, nur allenfalls wünschen, lieber die französische Urschrift, als Hrn. v. Z. Uebersetzung hier abgedruckt zu sehen. Indessen, da der Hr. v. Z. durch den Abdruck derselben alle seine Leser hat wollen wissen lassen, daß er mit Katharina der Großen im Briefwechsel stände; so hätte er wenigstens nicht unüberlegterweise in eben diesem Kapitel Gesinnungen verrathen sollen, die mit den Gesinnungen dieser großen Frau gerade im Widerspruche stehen. S. 367 steht im ersten Briefe der Kaiserinn: "Choiseul hatte nichts im Munde als das Gleichgewicht "von Europa: dieses metaphysische Gleichgewicht, das immer alle Mächte aus dem Gleichgewichte brachte u. s. w.". S. 375 will Hr. v. Z. aber den König Fr. II. vertheigen, und sagt: "Friedrich mußte damals, nach dem "unver-

*) S. Neues deutsches Museum, 6tes Stück, S. 667.

"unvermeidlichen Zusammenhange seines Systems, "sich und seinem Staate größere Kräfte verschaffen, um "sich gegen seine Nachbarn im Gleichgewichte zu erhalten. "— Oesterreich, Bayern und Sachsen konnten durch die "Theilung der österreichischen Monarchie drey Mächte wer- "den, von denen jede insbesondere ihm gleich gewesen wä- "re, oder gar überlegen. Unumgänglich mußte er also "auf Schlesien greifen". Wie unüberlegt! Da er den Brief der Kaiserinn hatte drucken lassen, so hätte er diese unmaßgebliche Reflexion immer bey sich behalten mögen. Doch dieß ist nicht das erstemal, daß Hr. v. Z. vergißt, was er acht Seiten vorher hat drucken lassen.

Alles macht doch Hr. v. Z. schief! S. 383 will er die Größe der preußischen Dörfer wider Hrn. Denina vertheidigen, der sie für kleiner wie die in der Lombardey und Savoyen hält. Er sagt: "Hr. De- "nina kenne das preußische Land nicht genug", und fügt hinzu: "In Schlesien giebt es meilenlange Dörfer; und "dieß auch zum Theile in einigen Gegenden von Westphalen, "auch im Halberstädtschen und Magdeburgischen". Daß Hr. Denina das preußische Land nicht kennet, hat seine vollkommene Richtigkeit; nur ists auch richtig, daß der Vertheidiger dieses Landes, Hr. v. Z., es eben so wenig kennt. In Schlesien sind einige so lange Dörfer; aber in Westphalen ist, was man einigermaßen dahin rechnen könnte, hauptsächlich die Enneper Straße, im Schwelmer Grunde, die wohl über eine Meile lang, aber kein Dorf, sondern nur eine lange Reihe ganz einzeln stehende Häuser ist, zwischen welchen Gärten und einiges Ackerland sind. Im Magdeburgischen und Halberstädtischen ist kein einziges Dorf, daß $\frac{1}{4}$ Meile, viel weniger eine Meile lang wäre; man müßte denn einige Kolonisteneta- blissemente dafür annehmen, z. B. bey denjenigen,

welche

welche drey Städte, Salze, Schönebeck und Fröhse verbinden; da ist die mit Häusern besetzte Landstraße wohl $\frac{1}{2}$ Meile lang. Aber sah denn Hr. v. Z. nicht, daß Hr. Denina den Ackerbau und den durch denselben bewirkten Wohlstand des Landmanns beider Länder zu vergleichen vermeinte? Da hätte er ihm allenfalls den Wohlstand der magdeburgischen, halberstädtischen, ukermärkischen, litthauischen und anderer Bauern entgegensetzen, und überlegen sollen, daß eine noch so lange mit Häusern besetzte Straße voll Tagelöhner, Spinner oder Eisenarbeiter, kein Dorf ist.

Unser Herr Ritter hat überhaupt eine ganz eigene Art zu vertheidigen, so wie anzugreifen, die oft sehr ins Komische fällt. Wir führen nur noch ein Beyspiel davon an, als das letzte Beyspiel seiner thörichten und falschen Behauptungen. Er berichtet S. 395: "Eine vornehme Dame habe gesagt: Ich weiß "nicht, warum man so viel Aufhebens von dem verstorbenen Könige von Preußen macht, und ein hochadlicher "Dummkopf habe ihr Beyfall zugewinkt". Nun setzt er hinzu: "Barbaren haben wirklich Friedrich den Großen "besser verstanden". Bravo! Und wer sind denn diese Barbaren, wodurch die vornehmen Damen und hochadlichen Dummköpfe in Deutschland sollen widerlegt werden? —

Fürs erste: Der Generalkapitän der Mainotten, der an den König soll geschrieben haben, um ihn zu bitten: „Er möchte doch so gut seyn, zu ihm „zu kommen, und ihm helfen Morea erobern". Hr v. Z. versichert: dieser Brief sey wirklich merkwürdig; er wird also vermuthlich denselben besitzen. Es ist nur Schade, daß diejenigen, welche unter Friedrich II.

in

in den auswärtigen Geschäften gearbeitet haben, von diesem merkwürdigen Briefe gar nichts wissen.

Der andere Barbar, welcher des Hrn. v. Z. vornehme Freundinn widerlegen soll, ist der berühmte Hyder Aly. Hr. v. Z. wendet einige Seiten an, um mit großen Lobeserhebungen von einem Gesandten zu reden, der in den siebziger Jahren versicherte, vom Hyder Aly zu kommen. Hr. v. Z. sagt S. 399 unter andern: "Ein ausnehmend vernünftiger Mann "war dieser Gesandte des Hyder Aly. Sehr gut kannte "er Indien und Europa. Einige hielten ihn für einen "Engländer, weil er sehr gut englisch sprach; wahrschein- "lich war er ein englischer Jude". Mit der Vernunft ließ es sich wohl halten. Wie genau er Indien kannte, konnte in Berlin eben niemand so genau beurtheilen; daß er aber Europa nicht kannte, war aus seinen sehr luftigen Handlungsprojekten abzunehmen. Daß ihn jemand für einen Engländer sollte gehalten haben, müßte sonderbar zugegangen seyn; denn verschiedene Juden in Berlin hatten ihn vormals in Hamburg gekannt, und wußten, daß er ein deutscher Jude war, und mit einem offenbar deutschen Namen Moses Goldschmid hieß, welches er auch, so viel man sich erinnert, gar nicht läugnete. Niemand, als vielleicht einige Leute, denen damals der Kopf von unabsehbaren Handlungsprojekten schwindelte, hielt diesen Menschen für im geringsten merkwürdig. Ob er wirklich ein Gesandter des Hyder Aly gewesen, oder ob er nur zu den zahllosen Abenteurern gehörte, welche etwas anspinnen, um zu versuchen, ob etwa für sie ein Vortheil daraus erwachsen möchte, ist wohl noch sehr unausgemacht. Die abenteuerliche Geschichte

von seinem angeblichen Unglücke, welche Hr. v. Z. romantisch genug wiedererzählt, ward von den Meisten für eine bloße Legende gehalten. Der Sprachen, worinn seine angeblichen Briefschaften geschrieben waren, war niemand recht kundig, und noch weniger konnte irgend jemand beurtheilen, ob sie diejenigen geschrieben hätten, welche sie geschrieben haben sollten.

Der König selbst hielt die Sendung dieses Menschen für so äußerst unwichtig, daß er nicht einmal seinem Departemente der auswärtigen Geschäfte davon Nachricht gab. Wir können aus der sichersten Quelle unsere Leser benachrichtigen, daß von dieser angeblichen Gesandtschaft des Hyder Aly im Königl. geheimen Archive auch nicht ein Blatt lieget, nicht einmal das angebliche Kreditiv; obgleich Hr. v. Z. S. 400, — der doch auch noch auf der letzten Seite seines Buchs eine Unwahrheit sagen mußte, — versichert: die Briefe der beiden Barbaren "wären in dem Königlichen Archive in Berlin "sehr wohl aufgehoben".

* * *

Der Redakteur dankt Gott, daß er endlich eine Arbeit geendigt hat, die gleich mühsam und unangenehm ist. Es ist freylich wohl kein Beyspiel in der Litteratur, daß ein Buch mit so vieler Prätension angekündigt ward, das doch so ganz unbrauchbar ist, als die Zimmermannschen Fragmente. Dem Redakteur thut es leid, daß ihm das Loos werden mußte, dieß umständlich

zu

zu zeigen, und er würde die Zeit bedauern, welche er auf seine so sorgfältigen und höchstmühsamen Untersuchungen hat wenden müssen; wenn der Zweck und Erfolg derselben weiter nichts wäre, als zu zeigen, daß der Verfasser der Fragmente einer der schlechtesten und unwissendsten historischen Schriftsteller ist. Wenn aber der Redakteur durch Wegräumung falscher Nachrichten, die Wahrheit der Geschichte des großen Königs, und die Beschaffenheit der preußischen Lande unter seiner Regierung, in einigen Stücken in ein besseres Licht hat setzen können; so hält er seine Bemühung nicht für ganz übel angewendet. Er wünscht und hofft, Hr. v. Z. werde durch bessere und nützlichere Schriften den Fleck, den er sich durch die Fragmente über Fr. II. in seiner litterarischen Reputation machte, auszuwischen bemühet seyn. Solchen künftigen wohlgerathenen Werken des Hrn. v. Z. Beyfall zu geben, wird ihm sehr viel erfreulicher seyn, als ein schlechtes zu widerlegen. Jenes ist Genuß, dieses Mühseligkeit.

Druckfehler

im IIten Theile der Anmerkungen.

Seite 8 Z. 9, gewiß nicht, l. kaum.
— 15 — 6, von unten: nach macht, wird ein Punkt gesetzt.
— 16 — 6, $3\frac{1}{2}$ l. 4. *NB.* Die letzten Jahre geben eine noch viel größere Summe.
— 19 — 1, $\frac{1}{4}$ l. $\frac{1}{3}$.
— 23 — 9, Schwed. l. Schwedisch.
— 41 — 14, Verhältnisse l. Verhältniß.
— 56 — 10, 170,000 l. 270,000.
— 58 — 4, von unten: abrechnen l. abnehmen.
— 81 zwischen Z. 8 und 9 wird IV gesetzt.
— 82 Z. 8, von unten: Fouritüren l. Fournitüren.
— 99 — 19, nach Rochuex muß ein Komma stehen.
— 102 — 21, stand l. stehet.
— 104 — 18, Zweige l. Zweig.
— 131 in der Note Z. 4, Ephraim Veitel l. Veitel Ephraim.
— 134 Z. 8, nach Millionen l. jährlich.
— 139 — 8, erstere, l. letztere.
— 204 — 11, solche Untersuchung l. Urtheil.
— 204 — 12, vollendet l. gefället.
— 211 — 11, von unten: ausdrücklichen Anzeigen l. ausdrückliche Anzeige.
— 221 — 6, hat wird ausgestrichen.
— 225 — 9, von unten: an l. aus.
— 248 — 2, hon l. bon.

Namen-

Namenregister.

A. Seite

Achard (Akademist) 274.
Adelung (Verf. des Wörterbuchs) . . 168.
Agrikola (Hofkomponist) 281.
d'Alembert . 224.
Anhalt . . 275.
d'Argens (Markis) 119 — . . . . 152.
Arnold (Müller) . 152.
Aufklärungssynagoge 269.

B.

B. * (Graf) . 141.
Bach (Kapellmeister) 281.
Basedow (Prof.) . 279.
Bastiani . . 216.
Baudouin (Kaufmann) 78.
Baumann (Fortsetzer von Süßmilch) 42. 45. 49. . . . 54. 56.
Baumgarten (A. G.) 276.
Baumgarten (S. J.) 272.
Benda (Konzertmeister) 281.
Bernhard (Kaufmann) 79.
Blisil . . . 298.
Bonneville . . 253.
v. Borke (General) 281. . . . . 301.
Bourdeaux . . 220.
v Broich (Minister) 260.
Büsch (Professor) 77. 79. . . 80. 112. 117.

Seite

Büsching (O. K. R.) 3. 10. 18. 34. 42. 45. 51. 70. 76. 114. 119. 249. . . . 273. 279.
Bute (Lord) . 146.

C.

Candi (Regisseur) . 98.
v. Carmer (Großkanzler) 193. . . 265. 273. 282.
Chodowiecki . 279. 281.
v. Cocceji (Großkanzler) 259. . . 262. 273. 282.
Condorcet . . 222.

D.

Daun (Feldmarschall) 138.
Darget . . 224.
Deulna (Abt) 76. 95. 101. . . 194. 301. 303.
v. Derschau (Minister) 183.
Dessau (Erbprinz von) 289.
Dessau (Leopold, Fürst von) . . . 291.
Diterich (O. K R.) 273.
v Dörnberg (St. Min.) 177.
la Douceur . . 253.

E.

Eberhard (Prof.) 273. 277.
Engel (Prof.) 277. 280.
Ephraim . 130. 131.

Seite

Euler (Prof.) . 275.

F.

F.* (Kommissionsrath) 211.
le Febvre (Oberstlieut.) 300.
Ferber (Geh. Rath) 210.
Ferber (Oberbergrath) 274.
v. Finkenstein (Präsident) . . 167.
Fischer (Prof.) . 279.
v. Forcade (General) 219.
v. Fouquet (General) 118.
Friedrich I. (König) 61. 116.
Friedrich II. (König) 118. 119. 124. 132. 217. 220. 228. 275. 297.
Friedrich Wilhelm I. (König) 39. 47. 116.
Friedrich Wilhelm II. (König) . 113. 250.
v. Fürst (Großkanzler) 160. . . . . f. f. 197.
Funke (Konsistorialrath) 279.

G.

Galster (Geh. Kabinetsrath) 190. 200. 202.
Garve (Prof.) . 277.
v. Gaudi (Oberst) 218. 275.
Gedike (O. K. R.) 279.
Gerhard (Geh. F. R.) 274.
v. Geusau (General) 275.
v. Gersdorf . . 154.
Girard (Kaufmann) 78.
Gleditsch (Prof). 274.
Gleim . . 280.
v. Görne (Minister) 105. . . . 190.
v. Görz (General) 250.
Goldschmid (Moses) 304.
v. Golze (Generallieut.) 275.
la Grange (ber. Mathematiker) . . 275.
Graun (Kapellm. und Konzertm.) . 281.
v. Grollmann (Oberst) 142.
Gumperz (Münzunternehmer) . . 130.

H.

H.* (Resident) . 211.
Hähne . . . 278.
Hailes (engl. Gesandter) . . . 113.
Hake (Graf) . 212.
Hausmann (Kaufmann) 27.
Hecker (O. K. R.) 278.
v. Heinitz (Staatsminister) . . . 282.
Helvetius . . 98.
Henkel (General, Graf) 275.
Hennert (Geh. Forstr.) 275.
v. Herzberg (Graf und Staatsm.) 29. 49. 71. 108. 109. 225. 251. 268. 282.
v. Heuking (Oberst) 156.
Hyder Aly . . 305.
v. Hoym (Graf und Staatsminister) . 232.
Hovelac (Kaufmann) 82.
v. d. Horst (Staatsminister) 1. 107. 109. 191. . . . 217. 301.
Hüguenin (Uhrmacher) 82.

J.

Jacobson . . 276.
Jesuitenriecherey . 269.
Isaak Moses (Münzunternehmer) . 130. 138.
Itzig (Münzunternehmer) . . . 130.
Julius Cäsar . . 290.

K.

v. Kalkreuth (General) 275.
v. Kalkstein (General) 275.
Kant (Prof.) . 276.
Karschinn . . 280.
Katharina II. (Kaiserinn) 302.

Seite

Kirnberger (Musiker) 281.
Klaproth (Prof.) 274.
v. Kleist (Dichter) 280.
Kletschke (Feldpropst) 279.
v. Knyphausen (Geh. Rath) 220.
Köppen (Geh. Rath) 135.
Kompagnie (ostindische) 100.
Krause (Adv. und musikal. Schriftsteller) 281.
v. Krokow (Generallieutenant) 97.
Krünitz (Dr.) 276.

L.

Lambert 275. 276.
de Launay (Geh. Finanzrath) 15. 85. 88. 93. 94.
Lentulus (General) 81
Leonhardi 51. 57.
Lessing 135. 277. 280.
Lieberkühn (ber. Anatomiker) 274.
Lieberkühn (Direktor der Schule in Breslau) 279.

M.

Mainotten (Generalkapitän der) 304.
Maria Theresia (Kaiserinn) 144.
Marpurg (musikalischer Schriftsteller) 281.
v. Maupertuis 151. 223.
Meckel (Prof.) 279.
Meierotto (Kirchenrath) 279.
Meil (berühmter Zeichner) 281.
v. Meyringk (General) 219.
Mendelssohn (Moses) 276. 277.
Michelet (Kaufmann) 78.
Ministerrevüe 182. f. f.
Mitschell 233.
Mirabeau (Graf) 6. 13. 29. 37. 50 76. 85. 94. 97. 110. 116. 198. 269.
v. Möllendorf (General) 275. 278.
Moheau. 30.
Moore 216.
Mourmann (Kaufmann) 26.
Moses s. Mendelssohn
v. Mosheim (Abt) 272.
v. Münchhausen (St. Minister) 214. 273. 282.
Münzwesen 125. f. f.

N.

Neumann (Reg. Rath) 153.
Neumann (Chemiker) 274.
Nicolai (Fr.) 34. 256. 295.
Nösselt (Dr. und Prof.) 273.

P.

v. Pawlewsky (Generalauditeur) 198. 213.
v. Pfau (General) 275.
v. Pfuhl (General) 278.
Polignac (Kardinal) 290.
Pompadour 224.
Population der preuß. Lande 29. f. f.
Pott (Chemiker) 274.

Q.

Quanz (Musiker) 281.

R.

v. Ramin (Gouverneur) 180.
Ramler (Prof.) 279. 280.
Randel (Kriegsrath) 56.
Ransleben (Geh. Finanzrath) 161.
v. Raumer (General) 275.
v. Rebeur (Kammergerichtspräsident) 163.
Regie 83.
Reichardt (Kapellm.) 281.
Reinbeck (Propst) 272.

Seite

Resewitz (Abt) . 279.
v. Retzow (General) 134 — . . . 219.
v. Rochow . . 45. 278.
Rode (Maler) . . 281.
Röttger (Propst) . 279.
v. Rohdich (General) 279.
Rose (Chemiker) . 274.

S.

Sack (Oberhofprediger) . . . . 273.
v. Saldern (General) 275.
Schatzkammer des Königs . . 107. f. f.
Scheibler (Geh. Rath) 162.
v. Schimmelmann (Graf) 115.
v. Schlabberndorf (St. Minister) . . 190.
Schleker (Justitiarius) 166.
v. Schliesen (General) 275.
v. Schmettau (Graf) 154.
Schmucker (Generalchirurgus) . . 274.
Schöning (Geh. Rath) 249. . . . 251. 252.
v. Scholten (General) 275.
v. Schulenburg (Graf und Staatsminister) 282.
Schulze (Kapellmeister) 281.
v. Schwerin (Feldmarschall) . 286. 291.
v. Schwerin (Oberstallmeister) . . 285.
Selle (Prof.) 242. 249.
Semler (Dr. und Prof.) 272.
Sylm (Münzmeister) 137.
Spalding (O. K. R.) 273.
Steinhart (Dr. u. Prof. 273.
Stelter (Geh. Kab. R.) 178.
v. Stille (General) 275.

Seite

v. Struensee (Staatsminister) . . 275.
Stuve (Professor) 279.
Süßmilch . 30. 49. 60.
Sulzer . 215. 277. 279.

T.

v. Tauenzien (General) 134.
Teller (O. K. R.) . 273.
v. Tempelhof (Oberst) 275 . . . . 295.
Theden (Gen. Chirurg.) 274.
Tod Friedrichs II. 250.
Tortur (Abschaffung der) 258.
Traun (Feldmarschall) 291.
Truitte (Kaufmann) 81.

V.

Veteran (d. östreichische) 275.
la Vilette (Ingenieurm.) 202.
Voltaire 219. 221. 270.

W.

Waiz (Staatsminister) 282.
Walter (ber. Anatom.) 274.
v. Warneri (General) 218. . . 293. 294. 295.
v. Wartenberg (General) 199 . . . . 206.
Weddigen . . . 18.
Wegelin (Prof.) . 301.
Wesley . . . 233.
Whitefield . . 233.
Winkelmann . . 290.
v. Wolf (Kanzler) 276.

Z.

v. Zedlitz (Staatsminister) 160 273. 278. 282.
Zimmermann (in Schlesien) . . . 44.

Bayerische Staatsbibliothek München

Seite

Resewitz (Abt) . 279.
v. Retzow (General) 134 — . . . 219.
v. Rochow . . 45. 278.
Rode (Maler) . . 281.
Röttger (Propst) . 279.
v. Rohdich (General) 279.
Rose (Chemiker) . 274.

S.

Sack (Oberhofprediger) . . . . . 273.
v. Saldern (General) 275.
Schatzkammer des Königs . . 107. f. f.
Scheibler (Geh. Rath) 162.
v. Schimmelmann (Graf) 115.
v. Schlabberndorf (St. Minister) . . 190.
Schleker (Justitiarius) 166.
v. Schliesen (General) 275.
v. Schmettau (Graf) 154.
Schmucker (Generalchirurgus) . . 274.
Schöning (Geh. Rath) 249. . . . 251. 252.
v. Scholten (General) 275.
v. Schulenburg (Graf und Staatsminister) 282.
Schulze (Kapellmeister) 281.
v. Schwerin (Feldmarschall) . 286. 291.
v. Schwerin (Oberstallmeister) . . 285.
Selle (Prof.) 242. 249.
Semler (Dr. und Prof.) 272.
Sylm (Münzmeister) 137.
Spalding (O. K. R.) 273.
Steinhart (Dr. u. Prof. 273.
Stelter (Geh. Kab. R.) 178.
v. Stille (General) 275.
v. Struensee (Staatsminister) . . 275.
Stuve (Professor) 279.
Süßmilch . 30. 49. 60.
Sulzer . 215. 277. 279.

T.

v. Tauenzien (General) 134.
Teller (O. K. R.) . 273.
v. Tempelhof (Oberst) 275 . . . . 295.
Theden (Gen. Chirurg.) 274.
Tod Friedrichs II. 250.
Tortur (Abschaffung der) 258.
Traun (Feldmarschall) 291.
Truitte (Kaufmann) 82.

V.

Veteran (d. östreichische) 275.
la Vilette (Ingenieurm.) 202.
Voltaire 219. 221. 270.

W.

Waiz (Staatsminister) 282.
Walter (ber. Anatom.) 274.
v. Warneri (General) 218. . . 293. 294. 295.
v. Wartenberg (General) 199 . . . . 200.
Weddigen . . . 18.
Wegelin (Prof.) . 301.
Wesley . . . 233.
Whitefield . . 233.
Winkelmann . . 290.
v. Wolf (Kanzler) 276.

Z.

v. Zedlitz (Staatsminister) 160 278. 278. 282.
Zimmermann (in Schlesien) . . . 44.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nicolai, Friedrich, 1733-1811

Freymüthige Anmerkungen über des Herrn Ritters von Zimmermann Fragmente ü ber Friedrich den Großen

Bd.: 2

Berlin [u.a.] (1792)

Bor. 14-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10012479-4
VD18 80349293-001